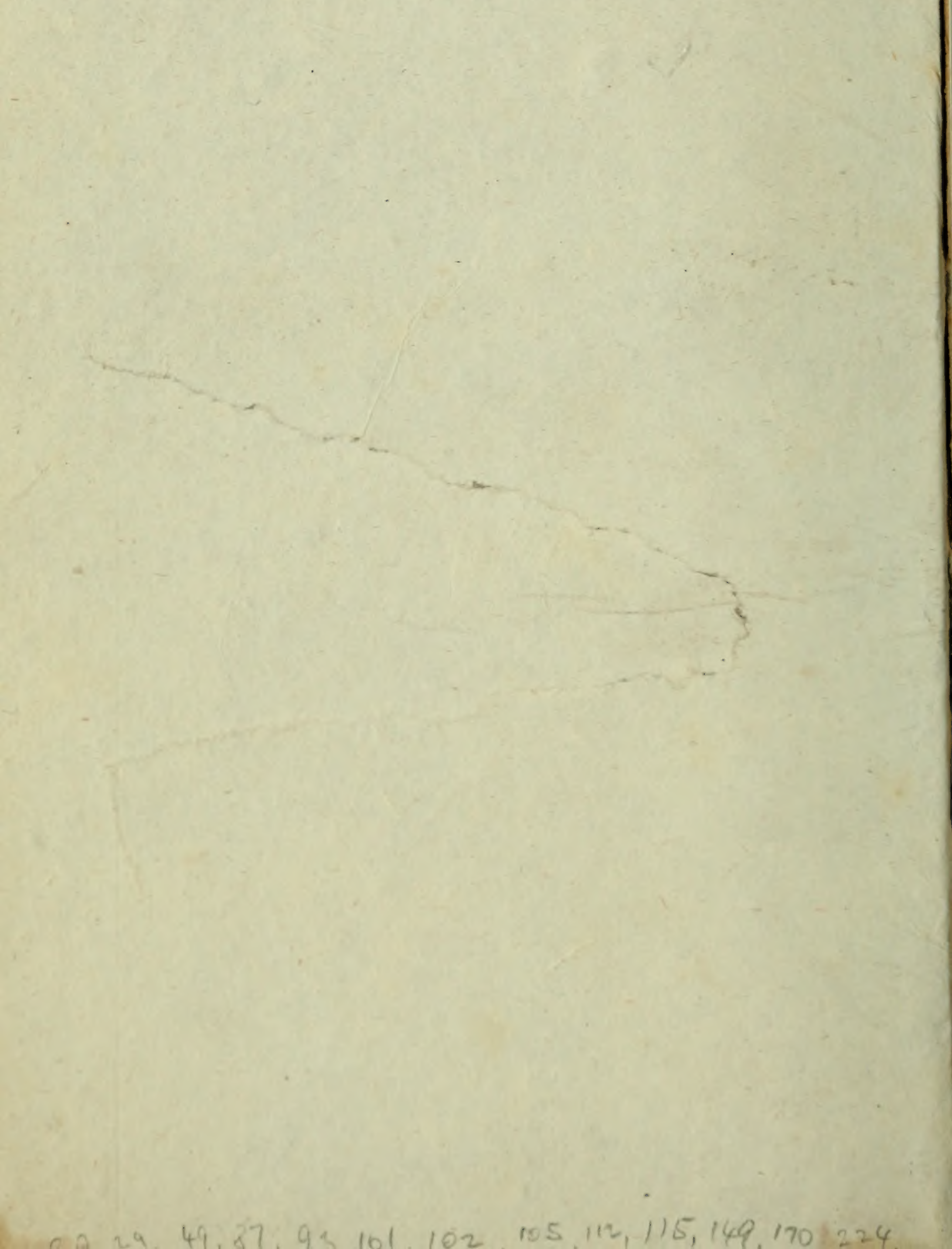
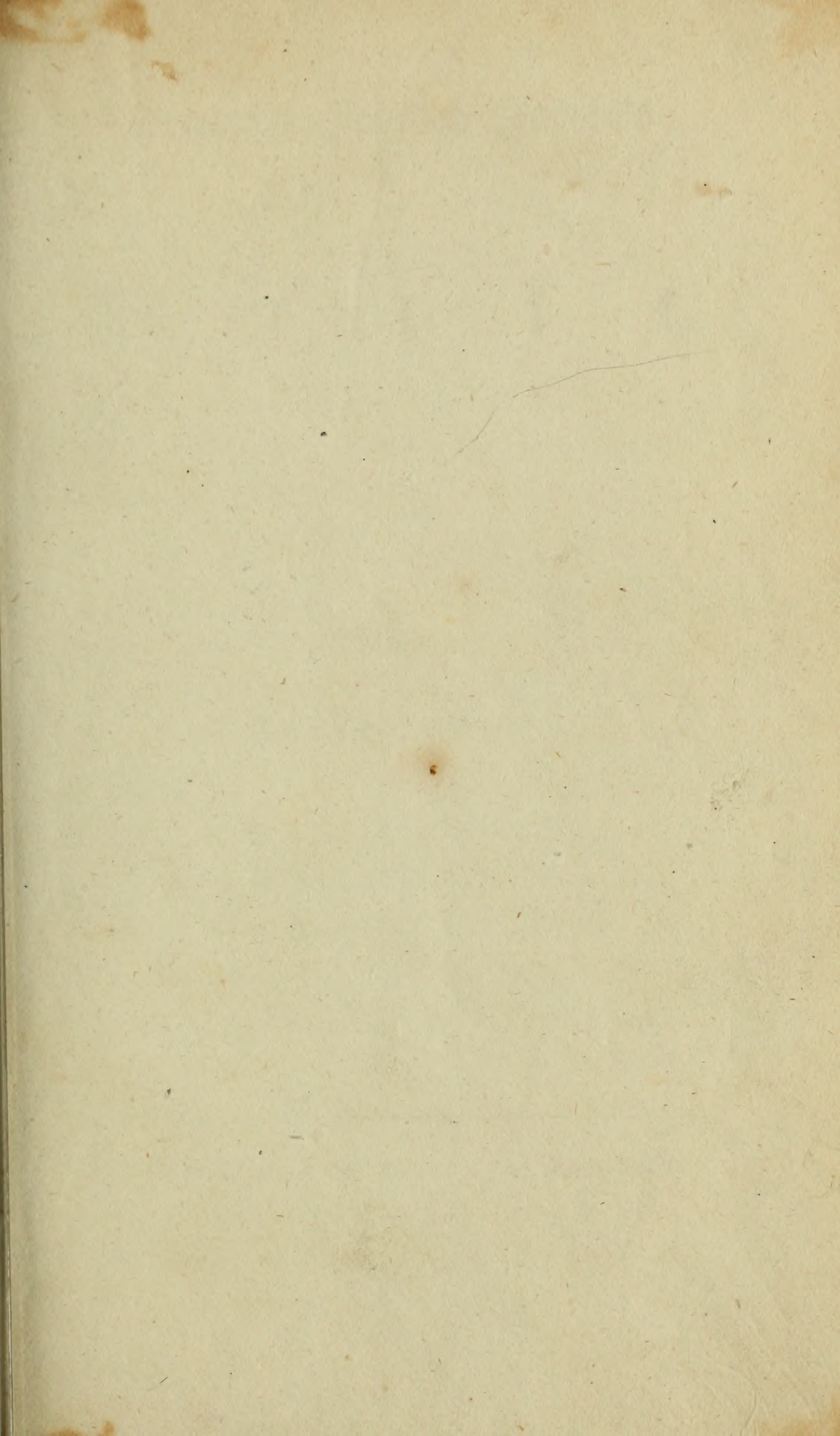
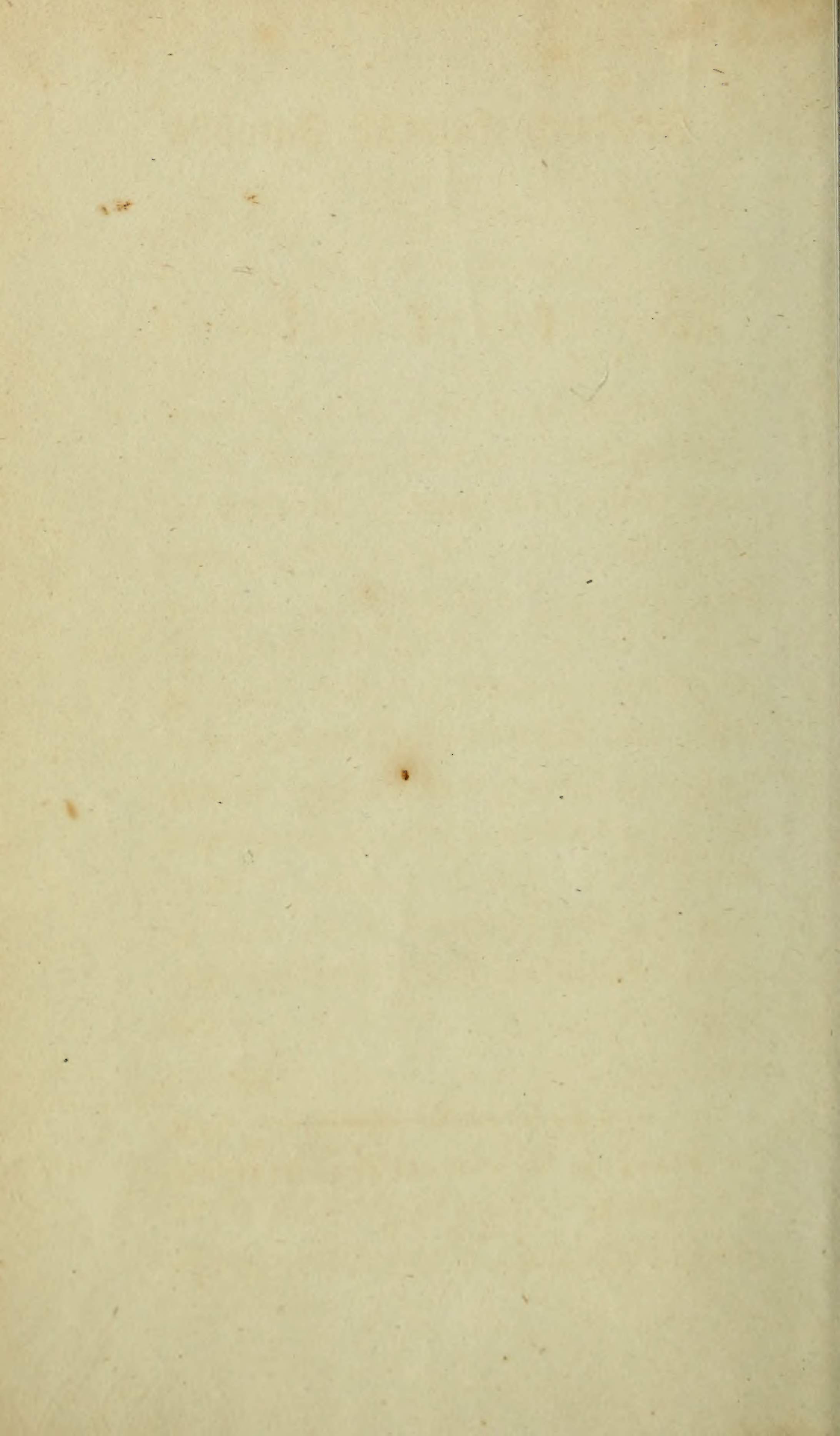

3 1761 05341114 6
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Fünfter Band.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer

1820.

Vorbericht.

Die erste Ausgabe des Werkes, das gegenwärtigen Band einnimmt, erschien im Jahre 1779 unter dem Titel: Woldemar. Eine Seltenheit aus der Naturgeschichte. Erster Band. Flensburg und Leipzig. In demselben Jahre ließ der Verfasser in dem deutschen Museum zum ersten male die Stücke drucken, die man hier S. 41 — 55 und S. 127 — 215 findet. Eben diese Stücke erschienen wieder unter dem Titel: Der Kunstgarten. Ein philosophisches Gespräch, in den vermischten Schriften des Verfassers, Breslau 1781. Nachher wurden sie größtentheils in die Umarbeitung des Woldemar aufgenommen, welche, mit einer Zueignung an Göthe, 1794 zu Königsberg erschien. Eine neue, verbesserte Ausgabe dieser Umarbeitung wurde 1796 zu

*

Königsberg gedruckt. Nach einem Exemplare dieser letzten Ausgabe, welches der Verfasser selbst durchsehen und an einigen Stellen verbessert hat, ist gegenwärtiger Abdruck veranstaltet worden. Daß demselben die Zueignung an Göthe wieder vorgesetzt würde, hat der Verewigte selbst angeordnet. Er war auch willens, einige Arbeiten der ersten Hand, die er aus der Ausgabe von 1794 und der folgenden ausgeschlossen hatte, wieder aufzunehmen. Da er aber dieses nicht selbst ausgeführt, noch darüber, wie es geschehen sollte, sich erklärt hat, so glaubte ich die erwähnte Absicht nicht anders als durch Aufnahme jener Stücke in einen Anhang erfüllen zu dürfen.

München, den 8ten Febr. 1820.

Friedrich Roth.

An

Göthe.

Abdrücken gebracht. Nach einem Exem- plare dieser ersten Ausgabe, welches der Verfasser selbst durchgesehen und an einigen Stellen verbessert hat, ist gegenwärtiger Abdruck veranstaltet worden. [illegible] den die Zueignung [illegible] versetzt werden müßte, hat der Verleger selbst ange- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der ersten Schrift, wie er und der [illegible] und der [illegible] [illegible] [illegible] habe, wieder aufzunehmen. Da er aber dieses nicht selbst ausgeführt, auch darüber, wie es geschehen sollte, sich er- klärt hat, so glaubte ich die erwähnte Absicht nicht anders als durch Aufnahme jener Stücke in einen Anhang erfüllen zu dürfen.

München, den [illegible] Febr. [illegible]

Friedrich Roth.

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, schwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre sind verflossen seitdem unsere Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären schon von Kindesbeinen an? und Du

gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen seyn würde. — Ein edler Wein ist sie geworden.

Liebend, zürnend, drohend riefst Du mir zu in jenen Zeiten: der Ge-
„nügsamkeit, die sich mit Theilneh-
„mung an Anderer Schöpfungsfreude
„sättigte, zu entsagen; nicht länger
„zu gaffen; sondern in die eigenen
„Hände zu schauen, die Gott auch ge-
„füllt hätte mit Kunst und allerley
„Kraft."

Wie hätte ich Dir widerstanden, Du Mächtiger! Ich suchte Dir auszuweichen; und zog, anstatt neue Versuche zu wagen, schüchtern, nur ältere ans Licht.

Neue Begeisterung wurde mir aus

Deiner Freude. — Der unerwartete Beyfall, die zuvorkommende Gunst anderer Männer, stärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. Woldemar wurde unternommen.

In dieser Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen; nachher zu andern Geistesarbeiten, eben so unwillkührlich, hingezogen, hatte ich Woldemarn allmählich ganz vergessen. — Da erschien, nach zwölf Jahren, Dein Tasso.

Sonderbar erweckte dieser Charakter in mir die Erinnerung an Woldemar; und da ich am Ende des vierten Aufzuges an die Worte kam: „Ja, auch Sie! ... Auch Sie! Auch Sie!" wurde diese Erinnerung so lebhaft, meine Aufmerksamkeit so

getheilt und zerstreut, daß ich Mühe hatte, mich zum Weiterlesen wieder zu sammeln.

Der entstandene Reiz wirkte fort. Ich suchte nach einem Woldemar; es war kein Exemplar zu finden. Sechs Wochen gingen hin; — nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzusehen.

Wohl dem Büchlein, daß ich nicht erst verzagt darin nur blätterte, sondern beherzter es von vorn anfing. Der Anfang machte mir Muth, und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um derjenige wohl seyn zu mögen, der es geschrieben hatte. Dagegen aber widerstand mir auch Vieles darin im höchsten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter,

und ließen mir einen solchen unerträglichen Nachgeschmack, daß ich gern mit einem Zauberschlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht gewesen wäre.

Du begreifst, Lieber, wie aus diesem Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein immer wiederkommendes Verlangen, dem Uebel auf irgend eine Weise abzuhelfen, entspringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte allerhand Anschläge, schritt zu Versuchen; und fand jedesmal am Ende nur ein neues, größeres Uebel. Endlich hatte ich so viel Arbeit und Mühe gehabt, daß der Gedanke an eine gänzliche Umarbeitung, und an eine Vollendung des Werkes nach einem neuen Plane, der sich anfangs nicht von Wei=

tem hätte zeigen dürfen, aufkommen und zum Entschluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieser Arbeit alle die besten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirst es bey dem Lesen fühlen, mit welchem frommen, unzerstreuten Fleiße ich dabey geblieben; mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen! Liebe mich; lebe wohl; und grüße unsern Freund, den Dichter der Echo!

Pempelfort, den 12. Jan. 1794.

F. H. Jacobi.

Vorrede.

Das Wesentlichste von dem, was bey diesem Buche voraus zu sagen gut seyn möchte, ist schon in der Vorrede zu Allwills Briefsammlung S. XI — XVI gesagt worden: ich gebe daher auf jene Stelle, als auch zu diesem Buche geschrieben, Anweisung.

Jene philosophische Absicht aber: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen" — findet sich in dem gegenwärtigen Werke nicht wie dort mit Dichtung blos

umgeben; sondern hier scheint vielmehr die Darstellung einer Begebenheit die Hauptsache zu seyn.

„**Scheint; und scheint auch nicht: das ist der Fehler!**“ wird man sagen.

Diesen Vorwurf muß ich mir gefallen lassen. Mein Zweck konnte nur auf dem Wege, den ich eingeschlagen habe, von mir erreicht werden. Von der Wichtigkeit und Würde dieses Zwecks habe ich die innigste, deutlichste, vollkommenste Ueberzeugung; und ich bin mir auch der Mittel die ich, um ihn zu erreichen, angewendet habe, auf eine Weise bewußt, die mich beruhigt. Mit dem kunstverständigen erfahrnen Dichter werde ich mich leicht verstehen; auch mit dem Philosophen, wenn er etwas mehr ist, als nur Philosoph von Profession.

„Ich habe nie verlangt“ — sagt Lessing im Nathan — „daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.“

Also anstatt den Leser mit dem was sich für oder wider meine Arbeit möchte sagen lassen, aufzuhalten, oder mich darüber mit ihm zu entzweyen, will ich hier auf der Stelle von ihm Abschied nehmen, und ihm nur noch eine Fabel hinterlassen, die ich am liebsten allein, ohne andre Vorrede, an dieser Stelle angebracht hätte.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehülfinn Jupiters bey seiner Schöpfung. Mütterlich gab sie aus ihrem Herzen jedem werdenden Wesen einen Ton, einen Klang, der sein Inneres durchdringet, sein ganzes Daseyn zusammenhält und es mit allen vergeschwisterten Wesen vereinet. Endlich hatte sie sich erschöpft,

die gute Mutter; und weil sie ihrer Geburt nach nur halb eine Unsterbliche war, sollte sie sich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern scheiden. Wie ging ihr der Abschied so nah! Bittend fiel sie vor dem Thron Jupiters nieder und sprach: Gewaltiger Gott, laß meine Gestalt verschwinden vor den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Daseyn gegeben habe. Wenigstens unsichtbar will ich um sie seyn, damit ich jeden Hall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich sie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile.

Und was würde es dir helfen, sprach der Gott, wenn du ihr Elend unsichtbar mit ihnen fühltest und ihnen nicht beyzustehen, ihnen auf keine Art sichtbar zu werden vermöch-

test? denn das letzte versaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schicksals.

So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unsichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können, und mein Mutterherz ist getröstet."

Jupiter berührte sie sanft und sie verschwand; sie ward zur gestaltlosen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach: sie spricht aus jedem Geschöpf, aus jedem brüderlichen Wesen den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaut einer harmonischen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einsame Wald wird von ihr belebet; und wie oft hast du mich, zärtliche Mutter, du scheue Bewohnerinn der Einsamkeit und der stummen Haine mehr in ihnen erquickt

als in dem öden Kreise tonloser Menschenherzen und Menschenseelen. Mit sanftem Mitleid giebst du mir meine Seufzer zurück: so verlassen und unverstanden ich seyn mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, daß eine alles-durchdringende, alles-verbindende Mutter mich erkennt, mich höret.

Herders Pyramythien. Zerstreute Blätter, Erste Samml. S. 190.

Woldemar.

Erster Theil.



Eberhard Hornich, ein vornehmer Kaufmann zu B**, hatte drey Töchter: die älteste hieß Caroline; die zweyte, Henriette; die dritte Luise.

Zu diesen kam ein wackerer junger Mann, mit Namen Dorenburg. Er hatte Frankreich durchreist, sich lange Zeit in Italien und England aufgehalten, und wollte jetzt zurück nach London, wo ein ansehnliches Etablissement ihn erwartete. Bey seiner Durchreise durch B** besuchte er das Hornichsche Haus, an welches er Empfehlungsschreiben hatte — sah Caroline, weilte, wurde gefesselt. Er warb um das Mädchen, und das Mädchen nahm ihn gern. Mit Freuden willigte der Vater in die Heyrath mit einem Manne, der von so großem Handelsgeiste, von so beträchtlichem Vermögen, und dabey aus einem schon vom Urgroßvater her berühmten

Hause war. Hornich war Wittwer, hatte keine Söhne, und erhielt von Dorenburg, daß er zu B** blieb, und Theil an seiner Handlung nahm.

Dorenburg war ein heiterer Mann von gesetztem Wesen, und unbestechbarem Charakter, herzlich und geistreich. Die feineren Vergnügen liebte er mit Einfalt, hatte einen reinen festen Geschmack, und hängte sich nie an etwas, was ihm nicht durch wohlgeprüftes eigenes Gefühl empfohlen wurde, und ihm wahren Genuß verschaffte.

Sein vertrautester Freund in B** wurde Biberthal, ein junger Rechtsgelehrter, und, wie er, dort ein Fremdling. Die Aehnlichkeit ihrer Neigungen und Grundsätze, der Eifer, den sie gegenseitig in sich erweckten, die Hülfe, die sie einander leisteten, führte sie zu jener Gütergemeinschaft höherer Art, welche den Neid unmöglich, und das Leben so süß macht. Zwey Jahre hindurch war ihr Verständniß mit jedem Tage vollkommener, ihre Verbindung enger geworden.

Um diese Zeit kam Luise, eben siebzehn Jahre alt, aus einer Erziehungsanstalt zurück

nach Hause, und zog Biderthalen unwiderstehlich an. Er wollte seine Neigung, ehe sie Leidenschaft würde, überwinden — verbergen — mit Gewalt unterdrücken: — — Es war Liebe!

Daß Hornich das Mädchen ihm geben würde, daran war nicht zu denken. Der Alte hatte geschworen, keine seiner Töchter sollte einen Gelehrten heyrathen. Hiezu kam noch, daß Biderthals Vermögensumstände mittelmäßig waren.

Dorenburg, dem das Geheimniß seines Freundes nicht lange verborgen blieb, genoß keine frohe Stunde mehr. Da er bey seinem Schwiegervater, dessen Geschäfte unter seiner Anführung sich mehr als verdoppelt hatten, in großem Ansehn stand, so war er Anfangs nicht ganz ohne Hoffnung gewesen, dieser würde, ihm zu Gefallen, Einmal in seinem Leben nachgiebig seyn, und etwas, das nach Großmuth aussähe, an sich kommen lassen. Aber der alte Hornich ließ sich nicht bethören. Er war darauf geübt, der Großmuth und allen nachtheiligen Tugenden dieser Art mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes auszuweichen. Nicht einmal von Billig-

keit mochte er gerne hören; er traute ihrem schlüpfrigen Wesen nicht. Nahm man sein Gefühl in Anspruch, so schüttelte er lächelnd den Kopf, als einer der sich nicht zum Besten haben ließe. Sein Stolz war kalte Ueberlegung, mit dem Bewußtseyn, daß so leicht ihm niemand einen Vortheil abgewinnen würde. Sich überall in Vortheil zu setzen, und den erlangten Vortheil zu behaupten, war ihm höchster Grundsatz. Den Erwerb angehend, hielt er sich streng und ehrbar in den Schranken einer nur erlaubten, Gesetz- und Polizeymäßigen Gewinnsucht. Das Nichts der Ehre und alles Brodlose Wesen verachtete er aus dem innersten Grunde seiner Seele. Hingegen liebte er beynah uneigennützig — so sehr gefielen sie ihm! — alle Tugenden der Kargheit: er betete sie an. Nach und nach verlor er sich so weit in dieser Andacht, daß man ihn für geitzig halten konnte, welches er im eigentlichsten Verstande doch nicht war. Ihn beherrschte keine bestimmte Leidenschaft; seine Meynung allein beherrschte ihn: Eberhard-Hornichsche Vernunft. Irgend einen Grund wider seine

Meynung gelten zu lassen, hielt er unter seiner Würde, und er genoß ein eigenes Wohlgefallen an sich, wenn er seinen Willen als etwas, das allem gewachsen sey, beweisen konnte.

So war Eberhard Hornich.

Dorenburg hatte diesmal die Geduld verlassen. Er erklärte seinem Schwiegervater: mit dem künftigen Jahre liefe ihr Societäts-Contract zu Ende, er wäre gesonnen alsdann auszuscheiden. Hornich gab die besten Worte, that die einnehmendsten Vorschläge: der Tochtermann war nicht zu bewegen. Endlich wurden sie einig: Biderthal sollte sich der Handlung widmen, und dann das Mädchen nehmen. Voll Entzücken that Biderthal auf eine ansehnliche Bedienung, worauf er die nahe Anwartschaft hatte, Verzicht, und ergriff das Gewerbe seines Freundes. Luise fühlte das im Innersten der Seele. Kein Brautpaar ist jemals glücklicher gewesen.

Nach einem halben Jahre wurde die Heyrath vollzogen, und zugleich der Handlungscontract zwischen Hornich und Dorenburg, in den Biderthal jetzt einbegriffen wurde, erneuert.

Frohlockend boten die zwey Freunde sich nun als unzertrennliche Gefährten die Hand, und schmückten sich mit dem schön errungenen Brudernamen.

Was sie ehmals, süßem Geschwätz sich überlassend, von frohem Lebensgenusse unter einander gedichtet hatten, suchten sie jetzt ins Werk zu richten, und die allmähliche Ausführung ihrer Plane beschäftigte sie auf die angenehmste Weise. Ihre Wohnungen wurden die zierlichsten, bequemsten, geschmackvollesten der Stadt und weit umher. In der inneren Einrichtung derselben herrschte eine absichtliche Verschiedenheit. Eben diese absichtliche Verschiedenheit fand sich und war noch viel auffallender auf ihren Landgütern. Jeder dieser Orte hatte andre Reize, war zu andern Ergötzlichkeiten und Erholungen geschickt. Wechselseitig, was man hier vermißte, das fand sich dort beym Freunde — das hatte der Bruder.

Eine Hauptstütze dieser schönen Verfassung war die noch unverheyrathete mittlere Tochter, Henriette. Von ihrer Kindheit an waren die drey Schwestern in jener vollen uneingeschränkten

Vertraulichkeit miteinander geblieben, welche nur mit Unschuld bestehen kann, und die Reinheit des Charakters am sichersten bewahrt.

Caroline und Luise hatten, neben ihren übrigen Vorzügen, auch eine schöne Bildung. Henriette war nicht, was man schön nennt, vielmehr hatte sie etwas, was von ihr entfernte; besonders im Gesicht jene Wachsamkeit und Klarheit, der wir so übel wollen und so gern einen bösen Namen machen; aber eben diese Züge sagten dem, der sie zu entziffern wußte, daß hier tiefes Gefühl und eigene Kraft des Geistes wohne. Der Vater hing an ihr wie bezaubert, und er scheute das Mädchen. Wahrer Achtung sind Leute seiner Art nicht fähig. In Dorenburgs und Biberthals Hause wurde sie angebetet. Die jungen Weiber setzten in ihr gleichsam noch ihr jungfräuliches Leben fort; sie stellte ihnen ein so süßes Bild der Vergangenheit dar, erinnerte sie an alles so lebhaft, wußte so angenehm es ihnen zu erneuern, so unvermerkt sie bey allem zu erhalten, daß sie es kaum inne wurden, es

sey ihnen etwas schon vergangen. Nie war die Schwester ihnen so theuer, so unentbehrlich gewesen. Henriette auf ihrer Seite kostete in ihren Schwestern die Wonne der Gattinn, der Mutter, der Vorsteherinn eines glücklichen Hauswesens, und hatte reichlichen Ersatz. Denn wer auf Erden genießt mehr und besser als ein munteres Weib, das mit zärtlicher Sorgfalt an ihrem Manne, mit heisser Liebe an ihren Kindern hängt? — Geist und Herz in ihr bleiben in immerwährendem Triebe; ihre süßen Leidenschaften erneuern sich mit jedem Augenblick, und werden in jedem Augenblicke befriedigt. So ward auch Henriettens Seele durch Mitgefühl in beständiger Bebung erhalten; und Mitgefühl schwingt sich in hundert Fällen höher als eigenes. Mann, Weib und Kinder, jedes in beyden Häusern, wollte Henriettens Freude seyn; sie sollte jede Lust, nie eine Beschwerde theilen. Aber Henriette wußte sich schon hinzuzudrängen, wo es Beystand galt, und ihr Beystand war voll geheimer Kräfte. Ihre Gegenwart machte jede Arbeit zum Fest; und waren es Widerwärtigkeiten, so verschlang

die Liebe und Dankbarkeit, die sie einflößte, die Hälfte des Kummers.

In ihres Vaters Hause bekam sie allmählich freyere Hand. Da Henriette verschiedene Heyrathsvorschläge abgewiesen und dabey geäussert hatte, sie wollte bey ihrem Vater aushalten, so glaubte er für eine so treue Verpflegerinn nie zu viel thun zu können. Es giebt wenige Menschen, in denen nicht durch Langmuth und Huld einiger Geschmack an liebenswürdigen Neigungen erregt, und nachher diese Neigungen allmählig verstärkt und vermehrt werden können. Der alte Hornich erfuhr eine solche Verwandlung, ohne daß er weiter etwas davon merkte, als daß seine Henriette so gut mit ihm umzugehen wüßte, daß er nun erst des Lebens froh würde. Meine Bekannten, sagte er zuweilen, wünschen ihre Jugend zurück; mir ist mein Alter lieber. Wie sauer habe ichs nicht ehmals gehabt, und wie gut habe ich es jetzt? — Sein ganzes Hauswesen hatte sich nach und nach verändert. Vormals glaubte er auf jede unschuldige Lustbarkeit, wenn er sie auch zugab, doch schmälen zu müssen; — nun

wollte er, daß seine Wohnung an Annehmlichkeiten die Wohnungen seiner Schwiegersöhne überträfe. In nichts durfte seine Henriette zurück bleiben. Auch gelang es ihm, daß die Familie nirgend aufgeräumter war, als in seinem Hause: aber vergnügter als vorhin war man überall durch vermehrte Eintracht und Offenheit. Der Ueberfluß, der sich in Hornichs Hause zeigte, lockte Bedürftige hinzu, und das liebe Mädchen hatte den Triumph, das graue Haupt ihres Vaters noch mit Segen und Ehre zu bekränzen.

Henriette hatte eine Freundinn, die ebenfalls noch Mädchen war, und von der sie leidenschaftlich geliebt wurde. Diese Freundinn war früh ihrer Eltern beraubt worden, die ihr ein ansehnliches Vermögen hinterlassen und Hornich darüber zum Vormund gesetzt hatten. Noch größerer Reichthum fiel ihr nach dem Tode zweyer Tanten anheim, bey welchen sie gegenwärtig sich aufhielt. An alle diesen Reichthum dachte sie nie, eben so wenig als an ihre Schönheit, und war ärgerlich auf die jungen Herren, weil sie mehr

um sie, als um Henriette geschäftig waren. Das liebe Mädchen hieß Allwina Clarenau.

Biderthal, ein naher Anverwandter der Clarenauischen, hatte in ihrem Hause, das einem Pallaste glich, einige Zimmer bewohnt. Nach seiner Heyrath blieben diese seinem jüngern Bruder, Woldemar, aufbewahrt, welchem die Anwartschaft, die der ältere zurück gegeben hatte, war bewilligt worden. Dieser hatte seit vier Jahren, unter demselben Fürsten, eine andere Stelle zu S** bekleidet, und mußte dort bleiben, bis die Bedienung zu B** erlediget wurde. Beynah drey Jahre verstrichen darüber. Nun ereignete sich der Fall; Woldemar sollte kommen.

Biderthal, der diesen Zeitpunkt mit Ungeduld erwartet hatte, war vor Freude außer sich. Die zärtlichste Liebe und Vertraulichkeit herrschte zwischen diesen Brüdern; aber bey Biderthal kam noch eine Mischung von Sorge eigener Art hinzu, die sich auf Woldemars Charakter bezog, und etwas Leidenschaftliches in seine Freundschaft brachte. Durch eine sonderbare Vereinigung von Ungestüm und Stille, von Troz und Nachgiebigkeit hatte sich

der jüngere Bruder schon in seiner Kindheit ausgezeichnet. Heftig ergriff sein Herz alles, wovon es berührt wurde, und sog es in sich mit langen Zügen. Sobald sich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke, und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte seine ganze Seele; darin verlor er jedesmal sich selbst — träumte, dichtete sich eine Sympathie, die ein Mittel der Unvergänglichkeit und der Verklärung wäre für alles Herzerhebende und Schöne — fand in sich selbst ihr Bild — ahndete und genoß; genoß und ahndete — vermehrte seine Sehnsucht; wurde suchender und forschender mit jedem Tage; wurde mit jedem Tage: Was er suchte? Was er finden wollte? inniger gewahr. So kam er seinem Gegenstande immer näher: so entfernte, in gleichem Maaße, sein Gegenstand sich immer mehr von ihm. Das Geheimniß dieses Widerspruchs, wie es nach und nach seinem zarten Gefühl, seinem forschenden Geiste sich entdeckte, stimmte ihn zu einer Schwermuth, die jede schöne Seele ihm wird nachempfinden können, wenn auch die stärkere edel sich darüber zu erheben weiß.

Wegen dieser Schwermuth, die er hatte entstehen und zunehmen sehen, war Biberthal um seinen Bruder so bekümmert. Er hatte ihn nicht überall auf jedem Hin- und Rückwege begleiten können: manches war ihm räthselhaft geblieben. Aber jede Sorge, jedes Leiden um ihn, hatte ihm den Bruder noch lieber gemacht: Woldemar war so unschuldig und so gut! Wenn er nur immer um ihn seyn könnte! hatte er beständig gedacht, gewünscht — mehr noch um Woldemars als um sein selbst willen. Jetzt in B**, nach seiner Vermählung mit Luise, wo er ihn mit Menschen, seiner werth, umgeben; mitten in die liebenswürdigste Familie ihn versetzen; durch süße Bande auf das engste ihn vielleicht damit verbinden konnte: — Fülle der Hofnung, unaussprechliche Seligkeit war ihm diese Aussicht.

Nun dieses alles wirklich werden sollte, konnte er nichts denken, nichts reden, als Woldemar und seine nahe Erscheinung. — „Sie wissen, daß nun ehestens mein Bruder kommen wird?" Jeder, den er so begrüßen konnte, war ihm willkommen; jeder, den er schon so begrüßt hatte, und bey dem er es nicht geradezu wiederholen

durfte, machte ihn verlegen. Seine Frau, seine Schwägerinnen und Dorenburg schienen ihm jetzt mehr als jemals die beste Gesellschaft: sie theilten so aufrichtig seine Freude, sie waren für sich selbst und mit ihm so voll Sehnsucht, sie neigten mit so herzlicher Aufmerksamkeit sich zu ihm; hörten so gern noch einmal, was er schon oft, aber noch nie mit dem Interesse, mit dem Leben von Umständen erzählt hatte — die ganze Geschichte, wie Woldemar und er mit einander aufgewachsen waren, wie fest sie schon als Kinder an einander gehangen hatten, wie treu sie sich geblieben, was sie alles für einander gethan, was alles für einander gelitten. . . . Wahrhaftig! brach Biberthal einmal in seiner Entzückung aus: es ist doch keine rechte Freundschaft, als nur unter zwey solchen Brüdern! — Dorenburg, der gerade gegen ihm über saß, blickte lächelnd nieder. Das fühlte Biberthal; er flog auf und hing seinem Freunde am Halse. Dorenburg drückte ihn an die Brust, ergriff dann seine beyden Hände. . . . Lieber! sagte er, und lachte ihm offener ins Angesicht — Lieber! indem er ihn treu-

herzig schüttelte — gehe und erzähle weiter.

Endlich kam die Nachricht, Woldemar sey wirklich abgereist. Sein Brief war aus R * *, wo er, eines wichtigen Geschäfts wegen, einige Tage verweilen mußte. Biderthal verschwieg den Seinigen die Ankunft dieses Briefes, und bat nur seine Frau, weil das Wetter so ausserordentlich schön wäre, und er gern seine Ungeduld über Woldemars Säumen etwas zerstreuen möchte, ein kleines Fest auf seinem Landsitze für den folgenden Tag anzuordnen. Es sollte aber niemand eingeladen werden, als Dorenburg mit seiner Frau, und Henriette. — „Wir wollen, sagte er, den Antritt des Frühlings ganz in geheim unter uns feyern; denn da im Calender heute und morgen noch Februar ist, so würden uns die Leute auslachen."

Früh am Morgen des folgenden Tages wanderten die fünf Glücklichen mit einander aus. Die Sonne kam so warm und doch so sanft hernieder, daß man dem innerlichen Jauchzen darüber nicht wehren konnte. Man mußte aufschauen und einmal

über das andre ausrufen: O, wie lieblich! wie herrlich! wie schön!

Ab von dem Thor, wo ihr Weg sie hinaus führte, schwingt eine fruchtbare Ebene sich allmählig hinunter und wieder aufwärts, weit umher bis zu den Bergen. Sie sahen da die frisch gepflügte Erde vom höchsten Braun bis zum falbesten Gelb mannichfaltig schattirt, und Felder wie Smaragd, die sie durchstreiften; ein Gemisch von Farben und Licht, so süß, so zauberisch, daß ihnen die ganze Seele im entzückten Auge schwamm. Nur wie im Traum wurden sie das lustige Zwitschern der Vögel gewahr — und daß schon der Buchfinke schlug, und das Wirbeln der Lerche den blauen Himmel hinan.

Biderthal fühlte alle Augenblicke an seinen Brief in der Tasche, aber er zog ihn erst hervor, nachdem sie auf seinem Landsitze angelangt, ausgeruht und erfrischt waren. Alle sprangen auf, da Biderthal mit dem Briefe herausrückte, und fielen über den Tückischen her. Luise wollte ihm seine Verschwiegenheit nicht verzeihen, bis sie ihm etwas ärgeres dagegen gethan hätte. Es entstand

ein lauter Jubel. Diesen ließ Biderthal ausklingen. Hierauf führte er seine Freunde in das Zimmer, welches Woldemarn bestimmt war, und las ihnen vor.

N** den . . Febr. —

„Die Hälfte des Weges ist zurückgelegt! — Es war mir lieb, daß die Post nach B** erst heute abging, denn ich hätte schwerlich vermocht eher an Dich zu schreiben. Ich weiß nicht wie mir geschieht, wie mir ist. Als ich von S* abreiste, war ich wie ausser mir. Ich saß in meinem Wagen und hörte das Rasseln über das Pflaster hin, und wußte kaum was es war.

„Wir erreichten die Landstraße — Knall auf Knall des Schwagers Peitsche, und die Pferde in vollem Trabe. . . Ich schlug die Augen auf, sah Hecke, Baum und Land an mir vorbey schwinden — an mir vorbey zurück. Ich streckte maschienenmäßig den Kopf hinaus, dem allen nach. Die Sonne war am Aufgehen. — S* war schon fern, aber noch deutlich genug zu unterscheiden; auch erreichte noch das Geläute von seinen Thürmen mein

Ohr, und zuweilen kams mit einem Windstoße schnell in hellerem Klange — und wieder weg, wie der Laut eines tiefen Seufzers. Dazwischen wirbelten oben die Lerchen, die Ketten am Pferdegeschirr klirrten; und das Treiben des Postknechts hallte durch den Wald. . .

„Unversehens mit einer Drehung ging es die Anhöhe schnell hinunter. Alles, was da war, mir auf einmal entrückt!

„Ich stürzte zurück in den Wagen, preßte mein Gesicht aus allen Kräften zwischen die Lehnküssen, und meinte das Herz würde mir die Brust entzwey schlagen. . . Weg! so immer weg — einst weg von allem! — so scholls dumpf in meinem Innern. Endlich brachen die Thränen los — und Du, Lieber! — Du standest vor meiner Seele. Ich fühlte das: Hin zu ihm, zu meinem Biderthal! — Aber ich weinte noch lange — weine noch heute. . .

„Bedenke, Lieber! ich war nun volle sechs Jahre zu G* gewesen; hatte unter guten Menschen viel Gutes dort genossen; manches Gute auch gethan; das meiste nur angefangen; meine

Geschäfte, meine Verhältnisse gefielen mir; ich hatte mich gewöhnt, mich angehänget — vor Deiner Heyrath schon zum immer bleiben angehänget. Ich glaubte damals, es würde so seyn, wünschte es. Nun reiste ich weg, und sah das alles vor mir untergehen.

„Ach so bin ich. Etwas vergehen zu sehen, wär' es noch so gering; zu fühlen, es ist damit zu Ende — es ist aus: bis zur Ohnmacht kann es mich erschüttern.

„Nun gehe ich nach B**, da werde ich bleiben! — Siehe, davor schaudert mir wieder! — Ich bin kaum dreyßig Jahre alt, und mag nur so weniges noch vom Leben. Was ich nun erhalte, ist die Erfüllung meiner Wünsche! — Ich werde glücklich seyn, endlich zufrieden; — aber das muß ich nun auch seyn, muß, oder . . . Lieber! — Bester, Einziger, verzeih! Du wirst mich ja nicht mißverstehen. Wie könntest Du? Ist es doch Fülle der Wonne was mich ängstiget! —

„Es war gut, daß ich mich hier einige Tage aufzuhalten hatte; weniger, um mich von mei-

nem Abschiede von S* zu erholen, als auf Dein Wiedersehen mich vorzubereiten. Da ich die hiesige Gegend erreichte, diese Stadt erblickte, wo wir in verschiedenen Zeitpunkten so manche Tage mit einander zugebracht hatten: — es ist nicht auszusprechen wie mir wurde! Beym Eintritt in die Krone kam mir der eine Kellner, der gute Johann, der von früh an auf mich gelauert hatte, mit Deinem Briefe entgegen. Er war noch der alte, und so alles im Hause noch beym Alten. Die Leute hatten eine große Herrlichkeit mich wiederzusehen. Das Geräusch ihrer Freude stillte auf eine angenehme Weise meine Fantasie. Es dauerte an eine Stunde, bis ich in mein Zimmer kam und allein blieb. Da erbrach ich Deinen Brief. Aber mein Herz gerieth gleich bei den ersten Zeilen in eine so starke Bewegung, daß ich ihn wieder zusammen legen und einstecken mußte. Ich ging hinaus unter die Eichen. Es war Wetter wie im May. Vor sieben Jahren hatten wir eben so schöne Februar-Tage, und Du warst mit mir hier. Weißt Du, wie wir über die Höhe gingen, an der Seite, weit her,

den Fluß schlängeln sahen, so schön blau zwischen den sonnigen Ufern! Wir schlugen einen Weg ein, den wir nicht kannten, der uns an einen waldigen Hügel leitete. Erinnere Dich, wie wir hinan stiegen; bey jeder sich öfnenden Aussicht weilten, aber ungeduldig; dann mit verdoppelten Schritten eilten die herrliche Gegend immer weiter vor uns auszudehnen; athemlos endlich hinauf kamen, da standen — auf der mühsam erstrebten nackten Felsen = Glätte. Damals dachte ich weiter nichts dabey; jetzt, bey der Wiedererinnerung, fiel es mir auf. Wir blieben eine Weile, genossen das eroberte, merkten, voll Entzücken, nicht auf die öde Stelle, die uns den Genuß verlieh, doch räumten wir bald den Platz. Schnell hinab gings den steilen Pfad, und wir suchten über Aecker und Wiesen den Weg zum Thale unserer lieben Eichen. Wir fanden ihn. Es war am Kreuz bey Hildern. Da setzten wir uns hin und ruhten aus. Ich wüßte nicht daß ich einen Frühling erlebt, einen Frühling empfunden hätte, wie jenen damals. Von seinem lieblichen Hauch schien die Erde sichtbar sich zu

öffnen, schien zu beben vor Wonne im Hervor=
bringen des ersten Grüns, im Entfalten der Kei=
me. Hecken und Bäume — noch ohne Blatt;
aber wie herrlich überglänzt vom Durchschein ih=
rer Fülle; alle Zweige mit hochgeschwellten Knos=
pen bedeckt. — Da wünschte ich mir nur so lan=
ge zu leben, bis die Knospen aufbrächen, bis der
Segen sich löste — nur bis zum nahen May.
Ich sagte Dir das, und es drang in Dich. Uns
wurde so wohl.

„Diese Unbefangenheit, diese heiligen Ge=
fühle suchte ich jetzt wieder — und fand sie im
Eichenthal. Ich lagerte mich in die Tiefe, und
las nun Deinen Brief.

„Wie mir wurde unter dem Lesen — wenn
ich Dir das sagen könnte, so wäre es des Sagens
nicht werth.

„Jetzt, in diesem Augenblick las ich ihn wieder.
— Eine Stelle ist mir tief in die Seele gedrungen,
wo Du schreibst: „Ich fühlte mich bisher in mei=
„nem schönen Familienkreise so glücklich, und glaubte
„bey dem immerwährenden Verlangen Dich hier zu
„sehen hauptsächlich nur den Wunsch zu haben, daß

„es Dir eben so gut werden möchte als mir. Welche
„Täuschung! Jetzt empfinde ich klar, daß es viel=
„mehr nur die Aussicht war, Dich hier an mich zu
„ketten, warum ich meine Lage so beneidenswürdig
„fand. Ich habe deß kein Hehl, habe es Doren-
„burgen und meinen andern Lieben gestanden, und
„sie tadeln mich nicht. Nach allem was ich ihnen
„von Dir erzählte, nach Deinen Briefen." . . .
Aber was fange ich an, daß ich dieß hier abschrei=
be? — O Du Bester, o Ihr Theuren, Trefflichen
alle — um Gottes willen! hofft doch nicht so viel
von mir! Ach, ich bin der Mensch nicht, auf den
man ein Glück bauen kann! Hast Du das verges=
sen, Biderthal — alles vergessen: den Gram, den
Kummer, die bitteren Sorgen, die ich so häufig
Dir verursachte? Wie ich mehrmals Deinen zar=
ten, treuen, edlen Busen verließ, um mein Herz
an Felsen zu zermalmen — seine Wärme Dir ent=
zog, um damit über Basilisken zu brüten? — Ich
liebte Dich immer von Grund der Seele, das ist
wahr, und wenn Du mich brauchtest war ich nicht
fern, war Dir immer daheim; besann mich auch
nie, wenn von Aufopferung die Rede war; fragte

nie, was es gölte, nichts oder alles. Aber was ist das — was ist alle mein Thun für Dich, gegen das, was Du für mich gelitten; gegen Dein Schonen, Dein Dulden? — Du hast doch nicht Einmal über mich gemurrt, nie einen Augenblick Dich von mir abgewendet, — hieltest standhaft Deinen Blick auf mein besseres Selbst geheftet, dachtest nie von fern nur daß ich die Bruder-Treue verletzen, den Bund unserer Freundschaft brechen könnte — Einziger! — — Ja, so muß es seyn wenn Liebe zu Freundschaft empor kommen soll. Lieben — bis zur Leidenschaft, kann man jemand in der ersten Stunde, da man ihn kennen lernt; aber eines Freund werden — das ist bey weitem eine andere Sache. Da muß Mensch mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig sich erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflöslichen Gewebe sich in einander schlingen, und jene Anhänglichkeit an den ganzen Menschen entstehen, die nach nichts mehr fragt, und von sich nicht weiß — weder woher noch wohin.

„Du wirst mich verändert finden, lieber Biderthal. Zwar habe ich Dir von allem, was sich mit mir zutrug, jedesmal treue Rechenschaft gegeben: aber was ist es mit dem Schreiben? Viele und große Erfahrungen habe ich während der sechs Jahre unserer Trennung gemacht. Da ich Dir überhaupt etwas kälter vorkommen werde, so will ich Dir von meinen veränderten Gesinnungen nur dies im voraus sagen, daß ich vom Menschen im allgemeinen, von seiner Natur — theils einen viel höheren, theils einen viel geringeren Begriff habe, als ehmals. Es kann nichts so Schönes, so Großes gedichtet werden, das nicht im Menschen läge, das man auch nicht hie und da Himmelrein aus ihm hervorgehen sähe; nur ist er in allem seinem Thun — Ach! so wandelbar, so hin und her, so unzuverläßig — ein durch und durch zweydeutiges, armes, nichtiges Wesen. Er vermag überall zu viel und zu wenig: darum nichts Ganzes, nichts durchaus Bleibendes. . . Seitdem ich dieses anschauend erkenne, bin ich viel gelassener, viel stiller; ich hoffe weniger, und suche mehr zu geniessen. — Da wäre ja wohl Gewinn! . . .

„Genug und schon zu viel! Erst konnte ich nicht anfangen zu schreiben; nun kann ich nicht aufhören.

„Lebe wohl! Sey gutes Muthes! freue Dich, liebe mich! Von hier komme ich vor Freytag nicht weg. Den 8ten März bin ich bey Dir; also in vierzehn Tagen. — Wie ich mich nach Deinem Anblick sehne, nach Deiner Rede, nach Deinem Kuß! — Und doch zittre ich vor dem Augenblicke da mein Auge Dich erreichen wird. O wäre ich gleich in Deinen Armen, sähe und hörte schon nicht mehr! — Lebe wohl, Lieber! ich schwebe in Deiner Gegenwart. — Lebe wohl!"

Woldemar.

Diese Vorlesung hatte auf alle Zuhörer einen sichtbaren Eindruck gemacht, aber auf keinen so ausgezeichnet, wie auf Henriette.

O, sagte sie, da Biderthal geendigt hatte — O, daß ihm wohl würde unter uns, dem guten Woldemar — dem armen Betroffenen, in sich Gescheuchten! Daß ihm hier das Räthsel seiner Schwermuth schön sich löste — seine Wehmuth von

ihm genommen würde! Ich meine, ich sehe ihn, wie er mit gesenktem Auge und wiegendem Tritte immer stiller, leiser, sinnender ins Leben hinein wankt!

Biderthal sprang auf, faßte Henrietten mit Lebhaftigkeit in seine Arme — Schwester! rief er aus — Henriette! — Schwester! ... Er stotterte, wurde roth.

Henriette verstand ihn.

Das nicht, Biderthal! sagte sie, und drückte liebevoll ihm die Hand — das nicht! ... Allwina, raunte sie ihm vertraulich ins Ohr — meine Allwina soll die Braut seyn.

Biderthal blickte ihr zärtlich ins Auge, lächelte, schüttelte den Kopf: — Nein, nein, Henriette — Du! Du!

Woldemar traf am bestimmten Tage ein.

Es geschah was in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt: jeder hatte den Mann sich anders vorgestellt als er war. Caroline, Luise, Dorenburg vertauschten mit Gewinn das Bild ihrer Einbildungskraft gegen die Wirklichkeit. Henriette fühlte an-

ders. Etwas an Woldemar war ihr fremd, störte, entfernte sie.

Es war die Zierde, die feine Sitte an dem Manne, was auf Henriette diese Wirkung machte.

Und diese Wirkung war nicht blos vorübergehend. Ueberlegung, einsames Nachdenken vermehrten den Eindruck.

Woher, fragte sie, dies Aeusserliche eines abgeglätteten Weltmannes, alle diese zur größten Fertigkeit gediehenen Künste des Scheins, die man nicht ohne anhaltenden Fleiß, mühsame Aufmerksamkeit, vielen Zeitverlust, lange Anstrengung und Uebung erwirbt; zumal wenn man nicht von Kindheit an dazu gewöhnt, darinn erzogen wurde — woher dies alles an dem Hasser des Nichtigen, an dem Hochgesinnten? Wie konnte er in kleinen Dingen so groß werden? — Ist sein Herz getheilt? — Welche Theilung wäre dies? Es schauderte Henrietten bey diesem Gedanken.

Sie fand bald Gelegenheit, oder vielmehr, sie wurde bald genöthigt Biderthalen, der schlechterdings ein umständliches Urtheil über seinen Bruder von ihr haben wollte, ihre Zweifel zu entdecken.

Er schalt Henrietten und warf ihr Spitzfindigkeit vor. Schon als Kind, versicherte er, hätte sich Woldemar durch äusserliches Geschick und einen natürlichen Trieb das Gefällige überall nachzuahmen ausgezeichnet, jeder hätte über den Knaben sich wundern müssen, und so wäre er durch das sichtbare Wohlgefallen, das man an ihm gehabt hätte, angetrieben worden, sich immer mehr hervor zu thun; wäre heimlich auch wohl etwas eitel geworden. — Woldemar, fügte Biderthal hinzu, ist im höchsten Grade reitzbar; was ihm gefällt bewegt ihn auch, setzt ihn in Handlung. An dergleichen reitzbaren Menschen habe ich immer bemerkt, daß sie auch selbst gern gefallen mochten. Sie verachten den Schleichhandel gemeiner Eigenliebe, und verfallen in eine ungemeine, die sehr züchtig seyn will, aber gewöhnlich von Nachgiebigkeiten zu Nachgiebigkeiten führt, bis das Verlangen überall zu glänzen und hervor zu glänzen alle Zucht vertilgt hat. So weit ist es nie mit Woldemar gekommen, und ich darf sagen, daß er nicht einmal auf dem Wege dahin gewesen ist. Was ihn antrieb, sich in den Künsten des Scheins zu üben, alle die Mühseligkeiten und Prüfungen aus-

zustehen, die man sich gefallen lassen muß, wenn man im Umgange mit der großen Welt vollkommen werden will, das war der Verdruß des Mannes von Verstande, auf solche Dinge einen so ausserordentlichen Werth gelegt zu sehen. Sind diese Künste so erhaben, so göttlich, dachte er, daß sie in dem, der sie besitzt, von einer höhern Würde zeugen — daß man aus einem besseren Stoffe gemacht, von einem edleren Blute durchströmt seyn muß, um sie erwerben zu können — ist alles andere nur knechtisches Gewerbe? — Wohlan! es gilt einen Versuch, der uns das Wahre der Sache an uns selbst erfahren lasse. So begann der Wettstreit, in dem Woldemar kein Gut erringen, sondern nur siegen wollte. Nicht gekränkte Eitelkeit: empörte Vernunft, beleidigtes Menschengefühl, gerechter Stolz setzten ihn in Bewegung. Edel aufgebracht war der Mann. Er drang überall durch, erreichte seine Zwecke; aber sein Triumph war ohne Freude. Jeder neue Erfolg hatte sein von Natur schon etwas heftiges Gemüth nur mehr erbittert: es lohnte der Mühe nicht! Mit dem vollen Gewinn eines tiefen unvergänglichen Ekels an allem Flitter-

wesen, zog er sich in die einfachste stillste Lebensart zurück, und verschwur auf immer ein Spiel, das ihm nie Lust gewährt hatte, und ihm keinen Vortheil hinfort bringen konnte.

Diese Erläuterungen über Woldemars glänzende Aussenseite wurden von Henrietten mit dem lebhaftesten Interesse angehört. Sie dankte Biderthalen lächelnd für das grüne Glas wider die Blendung, welches sie nur um ein weniges zu dunkel fand. Sie meinte, wenn Woldemar nicht eitel wäre, so schiene er doch etwas von Eroberungssucht und zwar von einer ziemlich allgemeinen und unbestimmten an sich zu haben, etwas über die Nothdurft stolz zu seyn, und geneigt über Weigerung und gegen Widerstand sich zu erbittern. Daß er des Herumtreibens in der großen Welt nach gehabtem Erfolg, überdrüßig geworden wäre, könnte sie nicht bewundern: eigentlicher Genuß wäre da für ihn nicht gewesen. Aber befriedigte Eitelkeit, meinte sie, wäre weit entfernt, überwundene, oder gar vertilgte Eitelkeit zu seyn. Dieser oder jener besondere Gegenstand einer Begierde könnte allen

Reitz für uns verlohren haben, ohne daß unsere Reitzbarkeit, unsere Schwachheit selbst, die wir nur alsdann nicht fühlten, abgenommen hätte. Freylich wären die Menschen sehr aufgelegt, sich das Gegentheil einzubilden — und wer stände dafür, daß eben dieses nicht auch der Fall mit Woldemar wäre.

Biderthal war bereit sich für seinen Bruder zu verbürgen, und redete ihm mit schönem Feuer, auch mit Glück, das Wort. Aber Woldemars bester Anwald bey Henrietten war er selbst im täglichen Leben, wo der Mann im Ganzen zum Vorschein kam. Er war so unverstellt, so offenherzig, so gutmüthig — war so willig, nicht allein die Fehler, die er hatte, zu gestehen, sondern auch andre, die er nicht hatte, sich aufbürden zu lassen — so verdachtvoll gegen sich selbst — daß man unmöglich im Ernst ihm mißtrauen, mit ihm hadern konnte. Doch hatte ihn das einigermaßen verdrossen, ihn gekränkt, ihm weh gethan, was ihm von Henriettens Beschuldigung, daß er heimlich eitel und anmaßend sey, zu Oh=

ren gekommen war. Er konnte es lange nicht vergessen.

In seinen öffentlichen Verhältnissen zeichnete sich Woldemar mit vieler Würde aus. Seine Geschicklichkeit, sein Fleiß, seine Rechtschaffenheit, der Nachdruck womit er zu reden und zu handeln wußte, seine gute Art sich in schwierigen Fällen zu benehmen, verschafften ihm bald ein überwiegendes unbestrittenes Ansehen. Das Einnehmende seines Wesens vermehrte den Eindruck und machte ihn allgemeiner; man bewarb sich mit Eifersucht um seine nähere Bekanntschaft, um seinen Umgang. Aber von dieser Seite waren alle Versuche, alle Künste an ihm vergeblich, und dies stimmte bald die gute Meynung, die man sich von ihm gemacht hatte, sehr herab. Man fand nun, daß er im Grunde von einer verdrießlichen Gemüthsart, abgeschmackt hochmüthig, ungenießbar, ohne wahre Lebensart — ein Grillenfänger sey.

Des alten Hornichs Gesinnungen gegen Woldemar nahmen einen etwas andern Weg. Er hatte an dem Wohlgefallen, welches Biderthals

Bruder anfangs zu B** erregt hatte, keinen Theil genommen. Gleich seiner Tochter, nur auf eine andre Weise, stieß auch er sich an des Mannes Außenseite. Da wäre zu viel Tand, meynte er, um etwas recht gründliches zu erwarten. Ein tüchtiger Geschäftsmann, ein wahrer Gelehrter, hätte nie so ausgesehen; könnte so nicht sprechen, gehen und stehen. Nothdürftig möchte er seinem Amte vorzustehen und durch kleine Geschicklichkeiten sich zu helfen wissen: das traue er ihm zu, danach sähe er ihm aus.

Unmöglich aber konnte Hornich diese Meynung lange behalten; der Augenschein, die That zeugten zu klar dawider: er mußte sie fahren lassen. Nun fieng er an Woldemar zu loben, gerade da die andern nicht mehr loben wollten.

Noch ein Umstand machte ihn Woldemarn günstiger.

Hornich liebte sehr das Tokkadille, und hatte einige Freunde, die sich gewöhnlich Abends, um es mit ihm zu spielen, einfanden. Der Treueste unter diesen Freunden war der Probst Alkam, ein weitläuftiger Anverwandter von Hornich: dieser

blieb höchst selten aus, und leistete seinem Vetter hernach auch beym Nachtessen Gesellschaft.

Woldemar spielte auch Tokkadille; es war, außer Billiard und Schach, das einzige Spiel, worauf er sich im Fall der Noth noch einließ. Er mochte auch wohl den Umgang mit alten Leuten, und konnte bey ihnen mit zum alten Manne werden. Einseitige und recht wunderliche Menschen sah er auch zuweilen gern. Ueberhaupt zog er Zusammenkünfte, wie die bey Hornich, den zierlichen und steifen am Kartentische vor.

Diese Entdeckung an Woldemar war für Hornich ein Großes, und er faßte darauf, leider! eine nur zu gute Meynung jetzt von ihm. Dieser, dem Klugheit im Leben so sehr fehlte, daß er sie beynah verachtete, und vielmehr sich auf den Leichtsinn und die Schwachheit etwas dünkte, womit er sich gewöhnlich hingab und unbekümmert blieb, bis er sich so weit verwickelt hatte, daß er, um wieder los zu kommen, zerreißen mußte: gab auch hier, unbesonnen, dem getäuschten Alten zu viel nach. Er kam öfter in die Tokkadille-Gesellschaft; blieb zuweilen mit Alkam

zum Nachtessen, und ließ sich überhäufen mit gutem Rath, den er aber in keinem Stück befolgte. So kam es bald an den Tag, daß keine Besserung von ihm zu hoffen sey, und zwar aus Gründen und vermöge einer Denkungsart, die man so schlimm sich nicht gedacht hatte. Nun fühlte Woldemar, daß wenn nicht offenbare Feindschaft entstehen sollte, er sich zurückziehen müße. Dies erbitterte Hornich vollends wider ihn. Er betrachtete ihn von nun an als einen Menschen, wider den man nicht zu sehr auf seiner Hut seyn könne; lauerte überall ihm auf; durchforschte ihn soweit er konnte, und ruhte nicht, bis er es für sich im Reinen hatte, daß Woldemar überhaupt keiner Vernunft als der seinigen, das hieße: nur seinen Neigungen und Grillen folgte. Er fragte: worauf man bey einem Menschen fußen solle, der, wie dieser, über Sitte, Gesetz und öffentliche Meynung, nach Gutdünken, sich hinwegsetze, und immer nur sein eignes Urtheil wolle gelten lassen? Was könne er sich nicht weiß machen? Wozu nicht, ohne es zu merken, durch sich selbst verleitet werden? Sein gutes Herz, das er ihm

nicht abstreite, sey wenigstens sehr reitzbar und beweglich, und was es denn am Ende mit dem guten Herzen sey? Auch aus dem guten Herzen, sagte er, kommen böse Gedanken, und es lehre Niemanden, was zum eigenen und des Mitmenschen wahren Besten diene; dieses lehre Erfahrung und Vernunft allein: in Woldemar aber spiele die Einbildungskraft, die keine Regel habe, den Meister. Wo Vernunft den Meister spiele, da werde der schlichte gesunde Menschenverstand, den Alle haben, da werde die öffentliche Meynung, Beyspiel, Sitte und Gebrauch in Ehren gehalten. Wenn man hieran sich nicht halte, so könne ja kein Mensch wissen, was er am Anderen, ja was er nur an sich selbst — habe, und haben solle.

Die Vorwürfe des alten Mannes, die Woldemarn vor und nach zu Ohren kamen, hätten ihn auf sich selbst aufmerksamer machen, Sorgen in ihm erregen, und ihm dadurch nützlich werden können, wenn nicht das, was sie wahres und gegründetes enthalten mochten, durch boshafte Uebertreibung, und das in so reichem Maaße bey-

gemischte Irrige und Falsche, allen Schein der Wahrheit verloren hätte, für ihn selbst, wie für alle, die ihm Gutes wünschten.

Uebrigens wurden über Woldemars eingezogene Lebensart bald auch seine vertrautesten und nächsten Freunde mißvergnügt. Dorenburg und Biderthal, die mancherley Umgang in B** hatten, einen Theil davon auch wohl haben mochten, und des Lästigen sich nicht entschlagen konnten, dabey von vielen Reisenden besucht wurden, fanden, daß Woldemar doch allzu ungefällig, zu untheilnehmend wäre. Sich in dem Grade abzusondern, nicht ein wenig sich aufopfern zu wollen, wäre, glaubten sie, mehr als unfreundlich, wäre beleidigend; es ließe auf Geringschätzung, auf Verachtung schließen. Man dürfte um die Gunst, um das Wohlwollen seiner Nebenmenschen nicht so unbekümmert seyn.

Dergleichen Vorstellungen blieben nicht ohne alle Wirkung auf Woldemar. Er war von Natur nachgiebig; aber er hätte bis zur Sinnesänderung, bis zur Aufopferung seiner Lieblingsneigungen gefällig seyn müssen, wenn er seine Freun-

de hätte ganz befriedigen, ihrem Murren ein Ende machen wollen.

Von den hieraus entstandenen Spaltungen, die zwar in Absicht des guten Vernehmens zwischen Woldemar und seinen Freunden unschädlich blieben, aber doch merkwürdige Entwickelungen, und eine Reihe von Auftritten nach sich zogen, die einen wesentlichen Theil unserer Geschichte ausmachen, soll dem Leser nach und nach, ausführliche Rechenschaft gegeben werden.

Wir fangen hier vorbereitend mit dem natürlichen Anlasse dieser Spaltungen, und der allgemeinen Bemerkung an: daß es keinen Ort und Stand, keine Familie auf Erden gebe, worin nicht eigenthümliche Sitten, Gebräuche, Angewöhnungen die einzelnen Glieder der Gesellschaft minder oder mehr einschränken, und eine Art von Gewaltthätigkeit an ihnen ausüben. Vielen Menschen fließt allein aus dieser Quelle, was sie ihre Grundsätze und Gesinnungen nennen, und es ist zu bewundern, welche Tugend sie von dieser Seite oft beweisen. Die Pflichten, die Bande, die ihnen daher kommen, sind ihnen heiliger als heilig:

sie ahnden hier, gedankenlos und demüthig, ich weiß nicht was für ein mächtiges Interesse, dem sie jedes andere, auch ihr liebstes, aufzuopfern im Stande sind.

Dorenburg und Biderthal gehörten, wie wir wissen, nicht zu diesem blinden Haufen. Aber Sitte und Gebrauch standen bey ihnen in sehr großem Ansehen. Jede Form, der nur etwas Gutes noch anklebte, war ihnen ehrwürdig, sie wollten auch nicht den Schatten einer Tugend beleidigen. Diese bidermännische Denkungsart verleitete sie, nicht nur jedem übertriebenen Gesetze des Wohlstandes, sondern auch manchem eitlen Gesetze der Mode sich zu unterwerfen, und überhaupt sich zu sehr von Meynungen beherrschen zu lassen. Nichts desto weniger waren sie zu B * * als Sonderlinge verschrieen. Da sie bey allem ihrem Nachbequemen dennoch ihren eigenen Sinn behielten, eigene selbstgewählte Freuden hatten, die sie große Sorge trugen nicht dahinten zu lassen; so konnte dies nicht fehlen.

Woldemar fand, daß sie des Zwanges sich noch viel zu viel anthaten; enthielt sich aber an-

fänglich, ihnen Vorstellungen darüber zu thun, weil es seine Art nicht war, jemanden in den Weg zu treten. Da sie aber von ihm verlangten, daß er sich den ihrigen sollte gefallen lassen, und öfter dringend wurden, so kam es nach und nach zu Erklärungen, wo er ihnen dann, bald bey diesem, bald bei jenem Anlasse das Eitle in ihrem Thun, das Unnütze in ihrer Mühe nachdrücklich vor Augen legte.

„Bey allen den Besuchen, die ihr gebt und annehmet, fragte Woldemar, bey allen den Zusammenkünften die ihr haltet, bey euren kostbaren Schmäusen: wird da wohl irgend ein geselliges Band fester angezogen, nur ein Funken ächter Zuneigung je hervorgeschlagen? Ist wohl jemals von da eine Freundschaft ausgegangen?

„Und wißt ihr irgend ein namhaftes Gutes, von welcher Art es sey, daß ihr durch eure Gewissenhaftigkeit in Befolgung der Regeln des Wohlstandes und der Geheisse der Mode bewirkt hättet?

„Es ist elende Spiegelfechterey damit! Ihr verschleudert eure Zeit, und setzt euch allerhand

Verirrungen der Sinne, des Geistes und des Herzens, — einer zunehmenden Verblendung aus.

„Sehet euch um und glaubt euren Augen: je weiter und mannichfaltiger sich die Verbindungen unter Menschen ausbreiten, desto loser und flacher werden sie; und je loser und flacher, desto beunruhigender. Wer in einen weitläufigen ununterbrochenen Umgang tritt, der muß sich um die Gegenstände aller der Menschen, die ihn umgeben, unaufhörlich bekümmern, in ihre Leidenschaften sich einlassen, und ähnlichen Leidenschaften seine eigene Seele öffnen: denn was fienge er sonst unter diesen Menschen an? da wäre ihm eine einsame Langeweile wenigstens bequemlicher. Was das aber für Gegenstände sind, um welche das unselige Getümmel sich wälzt und wirrt, ist bekannt genug. Und die muß er nun doch schlechterdings als wichtig ansehen, als wichtig empfinden lernen. Stille des Geistes, Ruhe des Gemüths können damit nicht bestehen. Wie diese abnehmen, so verschwinden alle herzlichen Gefühle, verschwindet alle gründliche Theilnehmung. Die Seele ermattet unter endlosen kleinen Bestrebun=

gen, unter endlosen kleinen Widerwärtigkeiten; wird so lange gezerrt und getrillt, bis alles mit ihr herumläuft und sie von sich selbst nichts mehr weiß.

„Mit euch, das erkenne ich, kann es dahin nicht kommen; dafür ist lange gesorgt. Unterdessen: wie viel Glückseligkeit, wie viel Daseyn opfert ihr nicht auf?

„Mir kommt das vor, als verkleideten lebendige Personen sich in Puppen, um unter Marionetten eine Rolle, ein Chor oder ein Popolo auszufüllen, weil das Puppenspiel sonst Gefahr liefe, nicht so gut von Statten zu gehen.

„Da ihr an dem losen eiteln Wesen jener Leute kein Gefallen habt, mit euren Neigungen und Begriffen da nicht eingehen könnt, und nun doch einmal beständig mit ihnen zu schaffen habt: so seyd ihr in so fern schlimmer daran als sie selbst. Ihr zerstückt durch das alberne Mitmachen eure ganze Existenz, macht sie voll Zwist und Mißhelligkeiten. — Und ist es nicht wahr: daß ihr das Volk, von dem ihr euch tyrannisiren laßt, nicht allein verachtet, sondern daß ihr

auch, wegen der Störungen die es euch allenthalben verursacht, dagegen aufgebracht, erbittert und nicht selten voll wahren Hasses seyd? — Und glaubt ihr, das merken diese Leute nicht, ihr könnet ihnen das verbergen? — Obgleich in dem ganzen Haufen keiner dem andern recht gut seyn kann, so fühlen sie doch gegen einander einen gewissen Zug, der sie einigt, der sie zu einer Gemeine macht, und — der euch absondert. Sie haben wider euch, was ihr wider sie habt; sie können euch nicht leiden, wie ihr sie nicht leiden könnt: das geht richtig gegen einander auf. — Ihr aber beharrt nichts destoweniger, wollt nicht ablassen von der Freundschaft, wollt das gute Vernehmen nicht zerstören, und — seyd überall die Betrogenen.

„Gewiß, ihr Guten! es klingt nicht lächerlicher als es ist. Und wenn es nur lächerlich wäre! Aber man kommt bey diesen wie bey allen Arten von Nachäffungen auf so mancherley Weise zu Schaden, und sollte daher nie als im äussersten Nothfall sich zu etwas verstehen, wobey es einem nicht ums Herz wäre. Ein großer, viel-

leicht der größte Theil des Uebels in der Welt würde mit einem Male daraus weggeschafft, wenn ein jeder nur das und nichts anders begehren, verfolgen und ins Werk richten wollte, als was ihm wirklich Freude macht. Aber wenige haben so viel Sinn, recht zu wissen, was sie wollen, und noch wenigere den Muth sich daran zu halten. Dumpfheit des Gefühls, Verworrenheit des Herzens ist die allgemeine Krankheit. Was einmal mit einer angenehmen oder unangenehmen Vorstellung in wiederholte Beziehung gekommen ist, darnach rennen die meisten, oder fliehen es von nun an, ohne weiter zu sehen: und da diese Verknüpfungen größtentheils bloß zufällig gewesen, oder, unwillkührlicher Weise, nur zu dem Ende veranlasset worden sind, um gewisse, oft höchst ungereimte naturwidrige Meynungen im Gehirne fest zu setzen, daß sie Bestimmungsgründe zu Handlungen würden, wozu sie denn auch gedeyen: so kann man von diesen Leuten mit allem Fug sagen, daß sie thun was sie nicht wollen; zumal wenn das seit verschiedenen Generationen schon so fortgegangen und alle erste Absicht, je-

der anfängliche Trieb längst verschwunden und vertilgt ist. — Solche Menschen sind in ihrer Gattung, was unter den Früchten der Tannapfel ist: lauter Schale ohne Fleisch und Saft, Hülse bis ins Herz. Und wer sich daran macht und sie genießt, der wird es an seinem eigenen Leibe erfahren, an der Verwandlung seiner festen, flüßigen und geistigen Theile."

Woldemar zeigte seinen Freunden, wo ihr Fleisch wirklich schon in Schale übergegangen war, und wie das Uebel, obgleich unmerklich, immer weiter um sich greifen müßte. — Der Mensch, behauptete er, wäre so gemacht, daß er sich mehr im Andern als in sich selbst fühlte. Er könnte sich der Gesinnungen und Neigungen derer, mit denen er umgienge, nicht erwehren, und gäbe unwillkührlich ihren Urtheilen und Meynungen nach. Im Grunde wäre dies eine Folge der besten und liebenswürdigsten Eigenschaften seiner Natur, aber darum nicht minder gefährlich. Denn mit eben jenen Eigenschaften, mit Sympathie, Gefälligkeit und Ehrliebe hiengen Nachäffung, Menschenfurcht und Eitel-

keit zusammen; es wären ihre natürlichen Kinder, die sich oft gegen ihre Mütter auflehnten und ihre Mörder würden.

„Wo ist der Mensch, rief er aus, der sich vor der Ansteckung des Beyspiels bewahren kann? Wo ist Einer, der sich nicht von Menschenfurcht in die Enge treiben läßt? Männer, welche tausendmal ihr Leben gewagt haben, werden tausendmal zurückbeben, wenn sie mit ihren Grundsätzen einem Nichtswürdigen, der an keine Tugend glaubt und dessen spöttelnde Befremdung sie voraussehen, unter die Augen treten sollen. Heilige sind zu Sündern geworden in solchen Fällen.

„Was das ist im Auge des Menschen, dies Gewaltige, welches schreckender ist als die Hölle, lockender als der Himmel? — Ich kann es nicht erklären; aber es ist!

Noch einmal sagte Woldemar: — „Der Mensch fühlt sich mehr im Andern als in sich selbst. Unsere körperliche Gestalt können wir nicht gewahr werden, als in einem andern Körper, der sie vor uns abspiegelt; unsere Seele kann sich nicht empfinden, als mittelst eines andern

Geistes, der ihren Eindruck auf sie zurückwirft. Dies ist der lebendige Odem in die Nase des Erdenkloßes. Darum ertragen wir lieber jedes Elend, als eine gänzliche Einsamkeit; darum würden wir aus den herrlichsten Zaubergärten entfliehen, wo wir alles hätten, nur keinen Gefährten; — entgegen jedem Mangel, jedem Schrecknisse, um Menschen anzutreffen.

„Und hieraus folgt nun gerades Weges: daß uns das Daseyn unerträglich fallen müsse, wenn wir denen Menschen unerträglich sind, die wir um uns haben. Ihre Achtlosigkeit ist Vernichtung, ihre Verachtung Hölle.

„So offenbar richtig und so allgemein anerkannt ist dieses, daß wir einmüthig es für das größte Unglück schätzen, wenn jemand um Ehre oder guten Namen kommt; — daß wir von einem Menschen, der über die Achtung seiner Mitbürger sich hinaus zu setzen im Stande ist, auch das ärgste vermuthen; wir sagen von ihm: er mache sich aus nichts etwas, und fühlen, daß wir ihn damit in den Koth treten.

„Auch im niedrigsten Pöbel lebt diese Empfindung und beherrscht ihn; auch er dehnt sie, instinktmäßig, sogar über die Person des einzelnen Menschen hinaus, weiß in dem was auch nicht mehr er selbst, sondern was nur zu ihm gehörig ist, ihn zu ehren und zu beschimpfen. Wenn ein Holunke den andern auf das empfindlichste kränken will, so schreyt er ihm nach: dein Vater, dein Bruder hängt am Galgen; deine Mutter, deine Schwester sitzt im Zuchthause; du hast kein Hemd auf dem Leibe, deine Kinder gehen betteln.

„Also, diesem unüberwindlichen Naturtriebe zufolge, können wir nicht umhin, so bald wir mit jemand in Verbindung treten, auf seine Meynung von uns zu achten, irgend eine Seite an ihm aufzusuchen, an der wir uns mit ihm messen und uns von ihm schätzen lassen können. — Nun ist aber leicht abzunehmen, wohin das im Umgange mit der Gattung Menschen führen muß, wovon wir eben redeten.

„Aber gesetzt auch, es wären nicht gerade diese Menschen, sondern andere, die, jeder in sei-

ner Art, unter die vorzüglichen gehörten: dennoch, meine Freunde, littet ihr durch Zerstreuung eurer Kräfte, durch Entflammung eurer Fantasie zu eiteln Bestrebungen, und durch Mißleitung eurer Triebe einen unersetzlichen, täglich zunehmenden Verlust. . . .

„Immer und in alle Wege entfernt eine so vielfältige Bespiegelung in andern uns vom besseren Selbst. Die Menge der täuschenden Schatten, die wir umher werfen, berückt uns, daß wir sie für mehr achten als unsre einzelne wesenhafte Gestalt, und damit schreiten wir aus dem Gebiet der Wirklichkeit in den endlosen Raum der Einbildung; werden dem Winde ähnlich, dessen Sausen man wohl hört, aber nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Der edelste Trieb in der menschlichen Natur, der Trieb der Ehre, die Begierde vortrefflich zu seyn an sich und in Vergleichung mit andern, ist alsdenn verfälscht und verirrt; denn diese Begierde, in ihrer Lauterkeit, quillt aus dem edlen Bestreben, die Kraft unsers Daseyns zu vergrößern, eigenmächtiger, in und durch uns selbst besser und glückli-

cher zu werden. Hingegen der Eitle vergißt seiner selbst zu achten, er will lieber viel scheinen als etwas wirklich seyn. Um sein geliehenes Daseyn zu erhalten muß er voll Unruhe sich kümmern und schleppen, unter tausend Mühseligkeiten schmachten, und kann nie eine bleibende Stätte haben.

„Zuverläßig ist allemal das Beste für uns und für unsere Freunde, Anverwandten, Mitbürger, Genossen, ja für das gesammte Universum: — daß ein jeder thue sein eigenes Werk, gehe seinen eigenen Weg, besorge sein eigenes liebstes Glück.

„Wäre es nicht Narrheit von einer Sopranstimme, mit einer Trompete sich in ein Duo einzulassen: oder von einer Trompete, zu der Aria Se mai senti oder einer ähnlichen, die erste Violine oder die zweyte Flaute machen zu wollen? Beyde würden sich verderben und mit ihrer Kunst zu Schanden werden. — Dennoch machen wir es so, treiben überall was wir weder können, noch was am Ende unser Zweck ist; gerathen darüber in tausenderley Verwirrungen, verfallen in

Unglauben an uns selbst und andere, und richten eine so ohnmächtige und jammervolle Wirthschaft an, daß es zum Erbarmen ist."

Woldemar war unerschöpflich über diese Gegenstände, und wußte sie bey jeder Gelegenheit in ein neues Licht zu stellen. Seine Reden machten desto mehr Eindruck, da sie die wahren Neigungen seiner Zuhörer heimlich auf ihrer Seite hatten. Dennoch wollte es mit ihrer Bekehrung nicht von statten gehen, und sie bestätigten die Bemerkung des geplagten großen Sülly: daß es das Schicksal der Vernunft zu seyn scheine, weder dann gehört zu werden, wenn sie den Leidenschaften widerspreche, noch auch dann, wenn sie mit ihnen einerley anrathe — Anschläge zu Reformationen wurden öfter gemacht, auch wurde hie und da ein Versuch angestellt: aber Angewöhnung und Zaghaftigkeit behielten die Oberhand. Man fand: was Woldemar vorbrächte, ließe sich wohl gut sagen und auch anhören; aber es wäre nicht so leicht gethan. Hätte man sich einmal auf einen gewissen Fuß gesetzt, so fänden sich tausend Schwie-

rigkeiten, wenn man wieder davon abgehen wollte; man zöge sich die Feindschaft und den Spott der Leute auf den Hals, und müßte am Ende noch dazu sich selbst auslachen.

Woldemar hatte, fürs erste, nicht mehr erwartet. Auch gestand er seinen Freunden zu, die ihm unter andern entgegen setzten, daß in seinen Vorstellungen vieles übertrieben wäre, sie beschuldigten ihn nicht ohne Grund; es wäre eine Unbilligkeit von ihm, sie mehr in sich, als sich in sie hinein zu denken; er wüßte, daß ihn seine reizbare Gemüthsart peinlich, in gewissem Verstande (wenn man es so nennen wollte) schwächlich, oder zu moralischen Krankheiten geneigter machte; daher er denn Ungemach und Gefahren erblickte, wo andre dergleichen nicht wahrnähmen, und auch in dem Maaße nicht zu befürchten hätten.

Henriette, wegen ihres vertrauten Umganges mit Allwina, sah Woldemarn öfter, und lebte mehr mit ihm, als die übrigen der Familie. Woldemar fand ein großes Vergnügen in Allwinens und ihrer Tanten Gesellschaft. Beyde Tan-

ten waren Personen von Verstand und sehr vorzüglichen Eigenschaften; die jüngere besonders, eine Wittwe zwischen dreißig und vierzig Jahren, zeichnete durch eine Lebhaftigkeit, eine Schnelligkeit des Geistes sich aus, welche zu Woldemars Laune ausnehmend paßte. Da fand ihn denn Henriette oft bey ihnen sitzen, und ihr Kommen pflegte ihn nicht zum Weggehen zu bewegen. Manchmal weilte er ganze Nachmittage und bis in die Nacht, schwatzte, las vor, machte Musik mit den beyden Mädchen, zeichnete mit ihnen, ließ sich so hingehen in immer wärmerer Neigung zu allerhand Mittheilungen, und ihm war sehr wohl dabey; den Mädchen nicht minder. Wenn es ihm aber einfiel, sie unversehens zu verlassen, so entstand darüber keine Verwunderung, kein Aufsehen. Dies begegnete ihm wohl mitten im feurigsten Anschlage, oder wenn sie gerade im vollen Genuß der Ausführung waren. — „Da läuft er nun fort!" — dies war das ärgste, was je die lieben Geschöpfe sagten; und sie sahen dabey so von Grund der Seele gut und freundlich aus, daß Woldemar es sich schwer aus dem Sinne

schlagen konnte, und manchmal, wenn er kaum auf seinem Zimmer war, wieder herunter zu ihnen mußte. Aber dann litt Henriette schlechterdings nicht, daß er angenommen wurde. — „Er sollte nicht so wankelmüthig seyn, sagte sie zu ihm, das ziemte keinem Manne; sie — oder Allwina, oder die Tanten hätten jetzt etwas vorgenommen, was sie um nichts fahren ließen, und wobey seine Gegenwart störte;" — und damit die Thüre auf, und fort mit Woldemar! Zuweilen that er hartnäckig: das half nicht; er mußte abziehen. Merkte sie aber, daß er wirklich seinen Sinn geändert hatte, und daß es ihm nun frey darum zu thun war, wieder zugelassen zu werden, so wußte sie den Streit so zu lenken, daß er zuletzt die Oberhand behielt. Er mußte gestehen, daß er ein Kindskopf wäre; dann bekam er seinen Willen.

Allwina hatte nie vorher das Leben so schön gefunden. Es war ihr neu und von ungemeinem Behagen, mit einem Manne umzugehen, der sie lebhaft interessirte, ohne sie in irgend eine Art von Verlegenheit zu setzen. — Ja, sagte sie,

wenn aber auch Woldemar so albern mit einem thäte, wie die andern Herren, so merkte man gleich, daß er einen nur zum Besten hätte, und man könnte ihn nicht ausstehen. Auf Ansprüche an ihn dachte sie so wenig, daß er vielmehr durch den Vorzug, den er gleich von Anfang Henrietten gegeben hatte, bey ihr hauptsächlich in Ansehen gekommen war. — „Du mußt den lieben Menschen heyrathen, sagte sie zu ihrer Freundinn. Ich schenke ihm mein halbes Vermögen, so bald ich Meister davon bin, und wohne bey euch; das übrige bekommen eure Kinder, denn ich heyrathe gewiß nie." — Henriette lächelte. — Du liebes gutes Wesen, sagte sie, und küßte den Engel: bekümmere Dich nicht: laß mich nur machen; ich habe etwas anderes vor; aber beysammen wollen wir bleiben.

Wenige Menschen wissen, was das für eine Stille und Stetigkeit in die Seele bringt, wenn man vor allen andern die eigentlichen Gefühle des Herzens zu schärfen und sie emporzubringen weiß; wie sehr das allein schon heitert, wenn

kräftigere Regungen den Meutereyen der Eitelkeit ein Ende machen, und man nur erst anfängt, in sich einen Mittelpunkt zu finden, bey welchem Stand zu halten ist. Henriette wußte dieses schon: daher war ihr Geist so hell, so fassend, ihr Gemüth so mild, ihr Sinn so still und heiter. Woldemar, der nach und nach sie erforschte, fühlte mit Entzücken, was ihm das Schicksal in ihr darbot. Beyder Einverständniß wurde von Tage zu Tage leiser und inniger. Das schüchterne bescheidene Mädchen, welches zu seinem eigensten Daseyn bisher nicht hatte gelangen können, erwarb es nun im fortgesetzten vertraulichen Umgange mit einem erfahrnen, in sich schon bestimmten Freunde, der ihren besten Ideen und Empfindungen — den einsamen, verschlossenen — Freyheit, Bestätigung, unüberwindliche Gewißheit verschafte.

Wessen Seele, mit zarter Liebe befruchtet, in sich das stille Weben gefühlt hat, das mit dem Aufkeimen des himmlischen Saamens beginnt, und zunimmt mit seinem Gedeihen zu Freundschaft: der wird von der Wonne, welche Henriette und

Woldemar in diesem Zeitpunkt erfuhren, keine Beschreibung erwarten.

Einnehmend schön war es, Henriette über Woldemar zu hören; wie sie alles Treffliche an ihm ins Auge zu stellen, und seine Fehler und mancherley Unarten damit zu reimen wußte. Dieser war sie überall geständig, und neckte ihn selbst bey jeder Gelegenheit damit. Sie mochte dieses mit dem schärfsten Witze thun, es verdroß Woldemar nie, vielmehr hatte er eine wahre herzliche Freude darüber. Nur zuweilen, wenn sie ihn an einer Seite traf, die er selbst noch nie recht wahrgenommen hatte, wurde er ernsthaft, und brach dann auf die herbeste Weise und manchmal mit ungemeiner Hitze wider sich selbst aus; aber ihre Laune wußte dieses Feuer noch geschwinder zu löschen, als sie es angefacht hatte. Auch in jedem andern Falle, wenn Woldemars Feuer in Schwärmerey ausarten wollte, war sie gleich da, um ihn beym Aermel zu zupfen. Sie konnte seinen Ideen und Empfindungen in ihrem höchsten Schwunge folgen; und er war nicht weniger aufgelegt, ihre feinsten Bemerkungen und scharf-

sinnigsten Raisonnements in ihrem ganzen Umfange zu erwägen, und sie für das, was sie waren, bey sich gelten zu lassen. Daher die herzlichste Gattung von Uebereinstimmung unter ihnen, jenes Gleichgewicht — jenes Zusammenfließen im Glauben — oder im Zweifel — jenes — wo man die Gegenwart des Freundes so lebhaft fühlt, und mit einer Rührung ihn umschlingt, die nichts andres so erwecken kann.

Freund und Freundinn kamen selten zusammen, ohne bey irgend einem Ereignisse sich noch besser zu erkennen, irgend eine Erwartung, die sie von einander hatten, erfüllt, und Empfindung die Stelle, welche durch Ahndung schon bereitet war, einnehmen zu sehen. Daß dergleichen Vorfälle oft an sich höchst unbedeutend waren, benahm ihrem Eindrucke nichts.

So waren sie einst mit ihren Geschwistern auf ein nahgelegenes Jagdhaus gefahren, wo ein künstliches Reiten von Engländern zu sehen war. Das schöne Wetter hatte eine Menge Leute hinaus gelockt. Die meisten von denen, welche in Wagen gekommen waren, wollten, da die Sonne

zum Untergange sich neigte, den Rückweg nun in der Kühlung lieber zu Fuß machen. Woldemar, der seine Freundinn führte, sah, als sie zwischen die Thore kamen, einige Schritte vor ihnen ein kleines Mädchen mit einem Korbe auf dem Kopfe, das einem Phaeton ausweichen wollte, und darüber ihre Bürde fallen ließ. Er und Henriette hemmten zugleich den Schritt. Unterdessen das arme Ding ihre Sachen wieder in den Korb packte, kam ein Knabe mit einem schweren Bündel Holz beladen, der vermuthlich des Mädchens Bruder war. Sie bat ihn um Hülfe. Der Knabe warf auf die Mauer des Glacis zürnend sein Bündel ab und griff den Korb an. Da er aber noch kleiner als das Mädchen war, und beide zu wenig Stärke hatten, so schwankte ihnen der Korb auf die Seite, und alles was drinn war lag von neuem auf dem Boden. Von den Vorübergehenden lachten die Geringen über den Spaß, und die Vornehmen lächelten oder schielten gravitätisch hin und wieder weg. Woldemar ließ Henriettens Arm. — „Machen Sie Sich so lange zu Dorenburg," sagte er, und sprang hin-

zu. Aber Henriette sprang mit. Sie packten gemeinschaftlich das Herumliegende wieder in den Korb, und wollten ihn eben dem Mädchen aufsetzen, als zwey Soldaten von der Wache herbey gelaufen waren, die es ihnen freundlich wehrten. — „Das freut mich, sagte Henriette beym Weggehen und indem sie noch einmal umguckte, daß die Soldaten uns gesehen haben; wenn nun einmal wieder ein armer Tropf da in Noth kommt, so lassen sie ihn schwerlich so lange zappeln.“ — Und erzählen auch ihren Cameraden wohl noch die Geschichte, fügte Woldemar hinzu. Indessen. . . Aber haben Sie bemerkt, was da gleich für ein Haufen Menschen um uns stand? — „Ich gab nicht Achtung, erwiederte Henriette; die glaubten wohl, es gäbe da ein großes sehenswürdiges Unglück zum Besten!“ Nicht anders, antwortete Woldemar. Wenn ich denke, fuhr er fort, es ist doch wunderbar, wie die Leute im Angewöhnten sich so verlieren können, daß sie zu nichts Natürlichem mehr den Weg finden, und ihnen immer am verkehrtesten dünkt, was es am wenigsten ist. Da war doch keiner

der sich nicht vor Schande gefürchtet hätte, wenn er durch eine Handreichung dem Gequäle der armen Kinder ein Ende gemacht hätte; und nun, da wir es drauf wagten, nun werden sie es uns zur Eitelkeit deuten. — „Zur Eitelkeit?" stutzte Henriette. — Ja, sagte Woldemar, sie werden es für Liebe des Sonderbaren halten, was weiß ich? — allemal für Fratze. „Eben fällt mir ein, unterbrach ihn Henriette, daß Sie zu mir sagten: Machen Sie Sich so lange zu Dorenburg! Wie, wenn ich es gethan hätte?" Es wäre mir nie eingefallen Sie deswegen zu tadeln, antwortete Woldemar. Sie sind ein Frauenzimmer, Sie haben einen Putz an, der Sie ins Auge stellt; ich hatte ihrer Hülfe nicht nöthig, also konnten Sie umhin, Sich dem Begaffen auszusetzen. „Und also tadeln Sie mich, daß ich mitging? — Sie haben Recht! Hätte ich mich erst besonnen. . . Aber ich hing so an Ihrem Arm, sah nur auf das Mädchen und den Buben, und auf das, was Woldemar that: und wie der gieng, gieng's eben hinten drein mit mir, ich weiß nicht wie; — und was soll es denn

auch '' — Henriette! sagte Woldemar, und wendete sich auf Henriettens rechte Seite, und drückte ihren Arm fest an sein Herz; — Engel! und er bebte davon, da er, vor sich hinsehend, es leiser noch einmal aussprach. „Woldemar! sagte Henriette; Woldemar! was ist Ihnen, was bewegt Sie so sonderbar?" Und doch war sie selbst bis zu Thränen gerührt. — Was mich bewegt, erwiederte Woldemar. Beste! — es ist nicht von heute, nicht von jetzt; es ist, Gottlob! schon von lange: aber bey jedem neuen Vorfalle durchdringt es mich gewaltiger, und alles wieder, und alles auf einmal! — Liebe! — das: daß du da bist — wirklich da — daß ich dich endlich habe — ein Wesen, dessen Herz, wie das meinige, sich von jedem Moment der Schöpfung ganz erfüllen läßt — das sich nicht scheut allein zu thun, was unter tausenden keins möchte und auch keins dürfte — das eine That, die in tausend Fällen nicht schicklich, nicht schön und gut wäre, in dem Einzigen, wo sie schön und gut ist, schnell dafür erkennt und da muthig sie ausübt; das immer seinen ei-

gensten Willen thut, und doch, mit hellem Blick gen Himmel, sagen darf: „Vater, deinen Willen!“ — O Du Eine! Du Meine!

Zwey Jahre waren verstrichen, und Woldemar war mit jedem Tage froher und heiterer geworden. Er fühlte sich wie neugebohren. Alle Menschen waren ihm lieber, und er war es allen Menschen und sich selbst. Es konnte nicht ausbleiben, nachdem er einmal in ein menschliches Wesen ein unumschränktes Zutrauen gesetzt hatte, daß die ganze Gattung bey ihm gewinnen mußte. Wie viel mehr seine nähern Bekannten und Freunde. Jedermann pries die mit ihm vorgegangene Veränderung; daß er so merklich offener, mittheilender, duldsamer, gleichmüthiger und geselliger geworden wäre; daß man jetzt so viel mehr als sonst von ihm hätte. Es war ihm eben durch und durch wohl; und der Zufriedene, wie leicht wird dem nicht jedes Opfer? — Er hat so viel zu missen!

Henriette versäumte keine Gelegenheit, ihren Vater auf die mit Woldemar vorgegangene Veränderung aufmerksam zu machen, und sich selbst

mit der Hoffnung wohl zu thun, ihn nach und nach mit ihrem Freunde wieder zu versöhnen. Hornich war so leicht nicht umzustimmen; aber die Gewohnheit, sich von Henrietten einreden zu lassen, und ihr alles mögliche nachzugeben, kam zu Hülfe. Sie brachte ihn wirklich dahin, daß er anfing, mit ihr zu glauben, Woldemar gefiele ihm besser: „Es gäbe sich doch mit dem Manne; er ließe sich bedeuten; schickte sich ällmählich: und warum sollte man ihn denn nicht gerne sehen?" — In der That war ihm Woldemar jedesmal willkommen, wenn er Gäste oder sonst Gesellschaft hatte; weil niemand die Unterhaltung so zu beleben, und dem Vergnügen aufzuhelfen wußte. Er ließ ihm deswegen vieles hingehen, und hätte sich noch mehr — zuletzt wohl ganz an ihn gewöhnt, wenn nur Woldemar die Lieblingsmeynungen des Alten etwas mehr hätte schonen, und seine eigenen Grundsätze minder eifrig wider jede Anfechtung behaupten wollen. Zu schweigen, ganz an sich zu halten, kostete ihn nichts; er disputierte ungern. Kam es aber dazu, daß er sich einlassen mußte, so verdarb er jedesmal in einer

Viertelstunde mehr, als er in Monaten wieder gut machen konnte. Bey einem Anlasse, der hier ausführlich erzählt werden soll, weil er noch aus andern Ursachen für die Folge dieser Geschichte wichtig ist, verging er sich in seinem Eifer dergestalt wider Hornich, daß ihn dieser seitdem nie wieder mit gutem Auge ansehen konnte.

Dorenburg hatte während seines Aufenthalts in England mit einem den Wissenschaften ganz ergebenen vortrefflichen jungen Manne, Carl Sidney, viel Umgang gehabt. Sie hatten sich zu Edinburgh getroffen, wo damals Sidney sich fast allein mit Philosophie beschäftigte. Nun ging er auf Reisen, und erschien unerwartet an einem Abend bey seinem Freunde Dorenburg.

In der Fülle seiner Freude ging dieser früh am folgenden Morgen zu Woldemar. — Sie speisen heute Mittag bey mir, sagte er zu ihm; ich habe ein Gerücht, wie ich Ihnen noch keins vorsetzen konnte: Sie sollen einen Zögling Ihres Lieblingsphilosophen, einen Jünger Fergusons, kennen lernen. — Einen Jünger? erwiederte Woldemar. Genug wenn es nur ein Schüler, nicht

bloß ein Zuhörer des großen Mannes ist. Die bloßen Zuhörer großer Männer sind mir höchst zuwider. — Es ist Carl Sidney, antwortete Dorenburg, von dem ich Ihnen mehrmals erzählte. — Dieser? rief Woldemar aus: Köstlich! Köstlich! Ja wohl bin ich dabey!

Biberthal und Luise hatten sich schon eingestellt, da Woldemar ankam, und Hornich stieg eben mit Henrietten aus dem Wagen. Dorenburg war auf einen Augenblick mit Sidney in sein Cabinet gegangen, um ihm etwas zu zeigen. Sie traten herein. Woldemars und Sidneys Blicke begegneten sich; verstanden sich; die Bekanntschaft war gemacht, das Bündniß geschlossen; ihre ersten Worte waren schon vertraulich.

Woldemar erzählte, daß Fergusons erstes Werk, sein Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, Epoche in seinem Leben gemacht hätte: es hätte ihn zum Wiederlesen der Alten neu begeistert; ihn auf eine Höhe der Betrachtung gestellt, und überhaupt ihn so erweckt, daß er diesen Zeitpunkt noch immer wie den Uebergang in ein besseres Daseyn betrachtete.

Es war ganz nach Woldemars Herzen, was Sidney auf diese Aeußerungen erwiederte. Ihre Unterredung wurde ein Strom, der sich uferlos ergoß, hier einwühlte und dort, wiederkam, wirbelte, dann reißend weiter ging.

Sidney erwähnte seines andern Lehrers, Thomas Reid, und stellte ihn, ohne ihn mit Ferguson, der unter eine andre Categorie gehöre, vergleichen zu wollen, so hoch, daß es Woldemar befremdete. — Ich bin gewiß, sagte Sidney, sie erinnern sich einst mit Beyfall meines Urtheils, wenn das lange und tief erwogene letzte Wort dieses trefflichen Denkers über menschlichen Verstand und Willen, ein Meisterwerk, das er vielleicht noch einige Jahre, um es der Vollkommenheit näher zu bringen, zurückhält, an sie gelangen wird.

Von Reid kamen sie unmittelbar auf den Zustand der Philosophie überhaupt in England. Woldemar warf den Engländern vor, sie stünden in dieser Absicht weit hinter den Deutschen, und dürften sich nicht einmal mit den Franzosen messen.

Das möchte seyn, erwiederte Sidney, mit etwas stolzer Miene; doch fehlte es den Engländern, bey diesem Mangel, nicht an Sinn, und nicht an Tiefsinn. — Es ist wahr, fuhr er fort; der gesunde Menschenverstand ist bey uns etwas sehr zuversichtlich. Manche Behauptungen, die bey unsern Nachbarn großes Aufsehn erregen, werden auf den ersten Anblick bey uns verworfen: sie finden keinen Eingang; kaum wird davon geredet. Diese Gleichgültigkeit zu rechtfertigen, überlassen wir unsern Philosophen von Profession, unsern Fergusons, unsern Reids. Zum Beyspiel, das berühmte Buch des Helvetius; die Philosophie, die es enthält, bemeisterte sich in Frankreich aller Köpfe: sie besteht noch, und ist in diesem Lande die classische geworden. Auch in Deutschland soll sie viel Glück gemacht haben. Bey uns fand sie wenig Liebhaber; wohl aber den nachdrücklichsten Gegner an Ferguson, der sie doch nur im Vorbeygehen angriff, und wie ein Mann, der auf den Gradsinn seiner Leser rechnen darf. Aufmerksamer waren wir auf Rousseau. Seine großen Geistesgaben, seine gefühlvolle Be-

redsamkeit zogen uns an; aber das Spiel, das er zu oft damit trieb, seine unlautere Originalität, entzogen ihm unsere Achtung. Jetzt haben wir in Person den vielgelesenen berühmten Linguet bey uns. Er lebt verachtet. Wir wissen, daß er seine Paradoxen mit viel Witz und Beredsamkeit vorzutragen, ihnen einen guten Anstrich auch von Verstand zu geben weiß; aber desto lieber bestellten wir ihm einen Platz in Bedlam: diese Gattung widersteht uns; wir lachen darüber und hassen sie. So ist es wahr, daß wir weniger zur Speculation, zum nur hin und her grübeln, als andre Nationen, geneigt sind. Anstatt die Haare zu spalten und noch einmal zu spalten, binden wir sie lieber zusammen, damit sie unverworren besser wachsen, und anständiger das Haupt bedecken.

Woldemar lächelte, und behielt es sich vor, ein andermal zu antworten. Nur diese einzige Anmerkung müsse er sich auf der Stelle erlauben: daß jenes Meisterwerk Fergusons, worin die Sophistereyen, so wohl des Helvetius als Rousseau, so kräftig niedergeschlagen, und die erha-

densten Grundsätze aufgestellt wären, doch bey weitem nicht den Beyfall in England gefunden, und dem Manne selbst den Ruhm und die Achtung verschafft hätte, womit andere Werke und Meister wären belohnt worden, nach deren Zwekken zu urtheilen, man sich des Argwohns nicht erwehren könnte, daß die edeln Britten sich mit dem Herzen doch mehr nach Helvetius als nach Fergusons Seite neigten, und es wenigstens vor der Hand als dringender ansähen, sich um Reichthümer, Macht und äußerliche Vortheile, als um jene Geisteserhabenheit zu bekümmern, welche die geringeren Sorgen abweise und unterdrücke.

Wie eben Woldemar gelächelt hatte, so lächelte nun Sidney.

Damit sie dennoch sehen, fuhr Woldemar fort, wie gern ich gerecht bin, so will ich dem philosophischen Geschmack Ihrer Nation darin den Preis vor allen andern zuerkennen, daß sich nie bey ihr die Meynung hat in Ansehn setzen können: Tugend habe an sich keinen Werth, sondern verdiene nur, als Mittel zu einer von ihr selbst verschiedenen Glückseligkeit, Achtung und Cultur.

Selbst der Skeptiker *Hume* ist über diesen Punkt entscheidend, und behauptet mit Nachdruck die Unabhängigkeit des sittlichen Gefühls. Hiezu wird nun freylich weniger speculatives Talent, als nur kräftiger gesunder Sinn erfordert. Merkwürdig ist eine ganz entgegengesetzte Erscheinung bey Ihren Nachbaren, den Franzosen. So bald ihre Philosophie eigentliche bloße Philosophie wurde, und aufhörte zugleich den Volksglauben unterstützen zu wollen, wurde sie materialistisch, und verwarf immer mehr alles, was sich aus mechanischen Gesetzen nicht erklären, dem Verstande, wie sie sagten, nicht deutlich machen ließe. Wir Deutschen . . . . .

Biderthal störte diese Unterredung, indem er Sidney aufrief, einen eben zwischen Caroline und Henriette entstandenen Streit über Englische Tracht zu schlichten. Seine Absicht war, das Gespräch auf irgend einen andern, seinem Schwiegervater weniger verhaßten Gegenstand, als jene, wie es dieser nannte, windige und grillenfängerische Tugendlehre zu leiten, die aus nichts käme, und zu nichts führte. Diese *poetische Heilsord-*

nung, pflegte er zu sagen, wäre Woldemars ganze Religion, und die wahre Ursache, warum er mit einem unerträglichen geistlichen Hochmuth über alles, was andern Menschen gut dünkte und gefiele, so eigen die Nase rümpfte.

Biderthals Absicht wurde nicht erreicht. Von der Mode kam man auf die Lebensart zu sprechen, von der Lebensart auf die Sitten, von den Sitten auf ihre Ursprünge und Veränderungen. Es entstand eine Reihe interessanter Fragen: über den Einfluß der Sitten auf die Meynungen, der Meynungen auf die Sitten; über beyder Verhältniß zu Tugend und Glückseligkeit. Man suchte zu entscheiden, worinn der ärgste Verfall der Sitten bestände. Man stritt über die Möglichkeit, einem ganz verdorbenen Volke wieder aufzuhelfen; über die Wahl und Zulässigkeit dazu dienlicher Mittel; über die Unvermeidlichkeit gewaltsamer Erschütterungen; über Heldengeist und Heldentugend.

Noch zwey Gäste waren unterdessen hereingetreten, Freunde der Familie, und von Woldemar sehr wohl gelitten. Sidney zog sich darauf

mit Woldemar etwas zurück. Der Engländer hatte eine Stelle des Aristoteles angeführt, wo gesagt ist: „die Heldentugend sey etwas größeres „und erhabeneres, als die gewöhnliche moralische „Tugend; so wie die Wildheit etwas schlimmeres, „als das Laster. Die moralische Tugend unter= „scheide den Menschen von den Thieren; aber auch „von den Göttern: die Heldentugend mache ihn „den Göttern ähnlich." — Diese Gegensätze, meynte Sidney, gäben viel zu denken.

Beystimmend fügte Woldemar hinzu: Kein Philosoph hätte so tief wie Aristoteles eingesehen, daß sich menschliche Vortrefflichkeit oder Tugend nur aus ihrem Triebe herleiten, überhaupt auf keine andre Weise erkennen ließe, als wie wir unser Daseyn erkennen. Wo kein Trieb zur Tugend wäre, oder wo er unentwickelt bliebe, da fänden keine sittliche Handlungen statt, weder gute noch böse; da wäre lauter Thierheit. Dieß wäre der Zustand, den Aristoteles eine unnatürliche Wildheit und schlimmer als Laster nenne. Das Gegentheil dieser Brutalität bestände in einem höheren Verlangen, welches alle thierische

Begierden sich unterwärfe, und in seiner Vollkommenheit den Menschen zu der Freiheit der Götter emporhöbe.

Sie erinnern mich, erwiederte Sidney, an eine sehr auffallende Vergleichung Fergusons zwischen Natur- und Sitten-Lehre. Er bemerkt: daß wie kein Volk je so dumm gewesen sey, nicht die ersten einfachen Gesetze der Bewegung, der Schwere und Elasticität, zu finden; keins so kunstlos, um nicht von diesen Gesetzen eine mannichfaltige Anwendung zum täglichen Gebrauch zu machen: so habe sich auch keines gefunden, welches nicht den Unterschied zwischen Rechtthun und Nichtrechtthun wahrgenommen, und diese Wahrnehmung in den entscheidendsten Ausdrücken von Achtung und Verachtung, von Lob und Tadel, zur Anwendung gebracht habe. Aus jenen ersten Beobachtungen sey eine wissenschaftliche Naturlehre; aus diesen eine wissenschaftliche Moral erwachsen. Jene bestimme die Gesetze der Bewegung mathematisch; diese die Gesetze der Achtung philosophisch. Beyde aber seyen darin wesentlich unterschieden, daß, was nach physisch-mathemati-

schen Gesetzen ausgemacht erfolgen müsse, allemal auch wirklich erfolge; hingegen das, was nach philosophisch-sittlichen Gesetzen nothwendig erfolgen solle, nicht allemal erfolge: denn jene bezögen sich auf ein für allemal bestimmte Kräfte; diese auf eine Kraft, deren Wesen Selbstbestimmung wäre, und, in sittlicher Betrachtung, lauter Dinge der Wahl zum Gegenstande hätte.

Vortrefflich! antwortete Woldemar. Die Wissenschaft des Guten ist, wie die Wissenschaft des Schönen, der Bedingung des Geschmacks unterworfen, ohne den sie gar nicht angefangen, und über den sie nicht hinausgeführt werden kann. Der Geschmack am Guten wird, wie der Geschmack am Schönen, durch vortreffliche Muster ausgebildet; und die hohen Originale sind immer Werke des Genies. Durch das Genie giebt die Natur der Kunst die Regel; so wohl der Kunst des Guten, als des Schönen. Beyde sind freye Künste, und schmiegen sich nicht unter Zunftgesetze; lassen sich durchaus nicht zum Handwerke erniedrigen und in den Dienst des Gewerbes bringen. Darum finde ich den Aristoteles im höchsten Grade erhaben, wenn er

sagt: „Gute, gerechte und große Handlungen sind diejenigen, welche so beschaffen sind, wie der gute, gerechte und große Mensch sie hervorbringt. Was gut ist, muß es durch des Dinges eigene Kraft seyn. Eine nützliche Handlung macht den, der sie verrichtet, nicht gut; sondern im Gegentheil, eine nützliche Handlung wird durch die Güte dessen, der sie ausübt, zu einer guten: das aber ist Tugend, was den Menschen, der es hat, und alles, was er thut, gut macht." — Sie ist der eigenthümliche besondre Instinkt des Menschen, und wirkt, wie jeder Instinkt, vor der Erfahrung, und, will man es so nennen, blind. Das Thier strebt nach Speise, eh es weiß, daß sie sättiget, und daß die Stillung des Hungers mit einer Lust, dem Zeichen des erreichten Zwecks, verknüpft ist; der Mensch fühlt sich zu Handlungen des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Großmuth angetrieben, ohne irgend eine andere Absicht, als die Befriedigung dieses Triebes. Und so entschieden ist dieser Trieb Grundtrieb der menschlichen Natur, daß der Mensch nicht allein in der Befriedigung desselben seinen höchsten Genuß, sondern auch so

entschieden die Bestimmung seines Daseyns fühlt, daß er denjenigen nicht werth hält ein Mensch zu heißen, der sein Leben mehr liebt, als diese Lust. Sogar in den edleren Thieren erscheint etwas diesem analoges. Freudig verläßt der Hund den Tisch seines Herrn ungesättigt, um ihm auf die Jagd zu folgen; das Pferd bäumt sich beym Schall der Trompete, reißt sich los von der Krippe, und wiehert der Schlacht entgegen. Was nur lebt, und Arbeit und Gefahren liebgewinnen kann, verachtet müßigen Genuß.

Mit schnellen Schritten gingen beyde Männer den Saal auf und nieder, und vergaßen immer mehr, daß sie ihn nicht allein einnahmen. Hornich saß zwischen Caroline und Luise, lauschte, und runzelte oft die Stirne. Dorenburg war verlegen, und wünschte mit Biberthal sehnlich, daß man zu Tische gehen möchte. Aber es konnte noch nicht aufgetragen werden; auch fehlte noch ein Gast, der Probst Alkam, den wir als Hornichs treuen Gefährten schon kennen.

Sidney antwortete Woldemarn: es wäre sonderbar, wie alle Menschen darin übereinstimmten,

daß Glückseligkeit um ihrer selbst willen geliebt und gesucht werde; die wenigsten aber sich vorstellen könnten, daß es sich mit der Tugend eben so verhalte. Dennoch wollte niemand dafür angesehen seyn, daß er nur aus Furcht und Klugheit kein Betrüger, Dieb und Mörder sey; daß er ungern des Lasters sich enthalte. Niemand dafür, daß er überall von keinem Guten, von keiner freywilligen Tugend wisse; sondern nur von Lohn und Strafe. Jeder fühle unwiderstehlich, daß er an und für sich selbst etwas werth seyn müsse, wenn die Erde sich nicht weigern solle, ihn zu tragen; und daß etwas diesen Werth bestimme, was nur mit sich selbst verglichen werden könne, und, so unverglichen, dennoch als das Höchste, über alles Wünschenswürdige, erkannt seyn wolle. — Wie gesagt, dieses Gefühl sey unwiderstehlich; aber es habe an dem philosophirenden Verstande darum einen Widersacher, weil dieser höchst ungern eine Ueberzeugung, die er nicht verschaffe, gelten lasse. Dieß sey bey allem Unvergleichbaren, bey allem unmittelbar Gewissen, welches sich, ohne Beweise,

allein durch sein Daseyn wahr mache, der Fall. Der philosophirende Verstand sey auf diese Autorität, dieses durch Unabhängigkeit über ihn erhabene Wissen und Entscheiden so eifersüchtig, daß er an keinem Orte es unangefochten lasse, es bis in unser innerstes Bewußtseyn verfolge, wo er uns das Gefühl unserer Identität und Personalität verdächtig zu machen suche. Wie sollte er denn willig einen nicht durch ihn gewordenen Geist der Tugend anerkennen; willig es ihm gelten lassen, daß er sey, ohne andres als sein eignes Zeugniß? — Sich standhaft an diesen reinen Geist zu halten, seinem einfachen unsichtbaren Wesen nie zu mißtrauen, erfordere ungemeine Kraft. Sie hätte Männern hie und da versagt, die sonst an Tugend groß gewesen wären. Timoleon, der Göttlichliebende, nachdem er seinen Bruder Timophanes, der ein blutdürstiger, unerbittlicher Tyrann geworden, mit unsäglichem Schmerz, den der erhabenste Muth überwand, dem Vaterlande aufgeopfert, wäre bald in die tiefste Schwermuth versunken, und hätte durch Entziehung der Speise sich selbst das Leben nehmen wollen, weil

ihn die Lästerungen vieler seiner Mitbürger, und der Zorn seiner Mutter in seinem Gewissen irre gemacht und mit sich selbst entzweyt hätten. Man sehe hieraus, bemerke ganz vortrefflich Plutarch, wie zu großen und schönen Handlungen eine über alles Lob und allen Tadel erhabene innere Zuversicht und Festigkeit gehöre. Ohne diese Fassung könne nachherige Reue die besten Handlungen verunreinigen, und ihre Quelle im Gemüthe selbst verderben.

Alkam war hereingetreten, gerade da das Beyspiel von Timoleon angeführt wurde. Hornich winkte seinem Freunde, auf das was geredet würde zu merken. Eine Frage von Luise veranlaßte eine ausführliche Erzählung der Handlung Timoleons und seiner langen Schwermuth. Biderthal gab hierauf zu bedenken: ob Plutarchs unbedingter Tadel dieser Schwermuth oder Reue nicht selbst Tadel verdiene. Epaminondas würde sich ihn nicht erlaubt haben. Dieser hätte sich standhaft geweigert, an der Verschwörung seiner verbannten Mitbürger wider Thebens Tyrannen Theil zu nehmen, weil er es für uner-

laubt gehalten hätte, ohne vorhergegangenen Richterspruch, eigenmächtig ihr Blut zu vergießen. Eben dieser Epaminondas, gewiß nicht minder Seelengroß und Göttlichliebend als Timoleon, hätte ein andermal für besser gehalten, sein Vaterland durch einen unwissenden Befehlshaber in die größte Gefahr gerathen zu lassen, als, außer dem Wege der Gesetze, der Bosheit derer, die, im Wege der Gesetze, diesen elenden Menschen an die Spitze des Kriegsheers gebracht hatten, worin Epaminondas selbst nur als gemeiner Bürger diente, den geringsten Widerstand zu thun. Diese Denkungsart gefiele ihm, sie fände überall sicheren gewiesenen Weg: Sein Mann wäre dieser Epaminondas.

Auch der meinige! erwiederte lebhaft Woldemar. Die Geschichte hat der Tugend kein größeres Muster, als Epaminondas, aufgestellt. Der von ihm selbst angegebene Grund, warum er nicht mit dem Degen in der Faust Thebens Tyrannen nächtlich überfallen wollte, war dieser: „das Blut„vergießen, sagte er, wird sich nicht in den ihm „vorgeschriebenen Schranken halten. Einem Phe-

„reydes, einem Pelopidas traue ich es zu, daß
„sie nur diejenigen vertilgen werden, welche Ur=
„heber der Tyranney und verworfene Menschen
„sind; aber ein Eumolpidas und ein Samia=
„das, heftig erzürnte und gewaltsame Leute, wer=
„den die Dunkelheit der Nacht mißbrauchen, und
„nicht eher die Waffen niederlegen, und das
„Schwerdt in die Scheide stecken, bis sie die
„ganze Stadt mit Mord erfüllt, und viele der
„Vornehmsten und Besten aus dem Wege geräumt
„haben." Der große Mann sann auf andere Mit=
tel zu demselben Zweck, die zuverlässiger und ed=
ler wären. — Was den angeführten andern Zug
betrifft, so war damals die Gefahr nicht so groß
für das Vaterland selbst, als nur für das Heer,
mit welchem sie Epaminondas theilte, und das er
am Ende noch zu retten hoffen durfte, wie es
ihm denn auch gelang. Anders entschloß er sich
bey Leuktra, wo er, wider die Gesetze und den
ausdrücklichen Befehl seiner Stadt, die Oberbe=
fehlshaberstelle mit Pelopidas behielt, und nach
den Gesetzen sich der Todesstrafe schuldig machte;
die ihm auch vielleicht zu Theil geworden wäre,

wenn nicht der erhabene Mann, vor seinen Richtern stehend, diese, indem er ihnen Recht gab, gezwungen hätte, über sich selbst zu lachen. Wahrlich er ist mein Mann, dieser Epaminondas; überall und über alles!

Nun trat endlich Hornich auf.

Sie haben Biderthalen trefflich und ganz nach meinem Wunsche geantwortet, sagte er zu Woldemar: wir sehen jetzt deutlich, an zwey auffallenden Beyspielen, einem gepriesenen und einem getadelten, wie, nach ihrer Tugendlehre, Zeit und Umstände die Moral verändern, und der vortreffliche Mann keine unveränderliche Grundsätze haben darf. Er schreibt sich seine Pflichten nach eigenem Gutfinden selbst vor; heute diese, morgen eine entgegengesetzte: wenn er sich nur immer selbst gefällt, so hat er gethan was er soll.

Allerdings, antwortete Woldemar, verändert der vortreffliche Mann — nicht eben seine Grundsätze, sondern wohl nur sein Verhalten n a c h d i e s e n G r u n d s ä t z e n, wie es Zeit und Umstände von ihm fordern; allerdings schreibt er seine Pflichten, nach eigenem Gutfinden, sich selbst vor, und

muß oft, indem er immer nur dasselbe will, im äußerlichen von sich selbst verschieden scheinen; allerdings hat er alles gethan, was er soll, wenn er nur beständig, einig mit sich selbst, sich selbst gefallen kann. Handlungen, die nicht aus dem Gefühl der Pflicht unmittelbar und freywillig hervorgehen, die nicht auf dies Gefühl allein sich gründen, sind keine wahrhaft pflichtmäßige, keine wahrhaft gute und tugendhafte Handlungen. Alle Menschen kennen dieses Gefühl unter dem Namen des Gewissens, welches die einzige Quelle der Moral, der Ursprung aller Rechte, und der so unendlich verschiedenen gesetzlichen und sittlichen Formen und Einrichtungen ist, die bey der Menge das Gewissen vertreten sollen und nicht können. Selbst im Aeußerlichen vertreten sie es nur auf eine höchst kümmerliche unvollkommene Weise, und bedürfen einer beständigen Nachhülfe, wenn sie nicht, da sie nur ein nothwendiges Uebel, ja nur auf das Böse berechnet sind, schnell die Natur des Bösen an sich nehmen sollen. Wie könnte ihnen also das Gewissen unterworfen seyn, wie von ihnen seine Rich-

tung nehmen, wie nicht sich über sie erheben dürfen? Dienliche Angewöhnungen durch Futter und Peitsche sind für das Thier; Freyheit, eigenes Urtheil, Selbstbestimmung ist der Charakter des Menschen; und es ist ihm besser, sogar dem Tieger und Löwen in der Wildniß, als dem Mast- und Last-Vieh im Stalle zu gleichen.

Alkam wollte eben das Wort nehmen, um Woldemar zu antworten, als Caroline herzutrat, um Sidneys Arm zu begehren, und mit der Gesellschaft in den anstoßenden Saal zur Tafel zu gehen. Sie war darauf bedacht, Woldemar so weit wie möglich von Sidney zu entfernen, damit, wie sie zuletzt ausdrücklich sich erklärte, beyde nicht die übrige Gesellschaft, auch bey Tische, und, zu Tische, ihre nächste Pflicht und den Zweck ihres Daseyns, zum größten Aergerniß der Wirthinn, vergäßen.

Eine gute Vorsicht! die aber, wie es vor Tische Biderthalen begegnet war, nur ein größeres Uebel nach sich zog. Die ganze Mahlzeit wurde philosophisch. Nicht durch Woldemars und Sidneys Schuld. Dieser hielt an sich; und jener, wie es zu geschehen pflegt, wenn man im Streit zu leb-

haft geworden ist, hatte keine Lust ihn zu erneuern. Anders war Hornich gestimmt. Voll innerlichen Grimms über Woldemar, der noch keinmal mit dieser Kühnheit den ihm so theuren Buchstaben in Gesetzen, Sitten und Gebräuchen angegriffen, und das, was ihm das Heiligste, ja was allein ihm heilig war, so schnöde unter die Füße getreten hatte, suchte er durch beißende Sticheleyen, womit er sich hauptsächlich an den ihm gegenübersitzenden Probst wendete, sich Luft zu machen, und seinen Widersacher in Harnisch zu bringen. Sein Freund bot ihm zu dieser Absicht gern die Hand. Er hoffte, wenn er Woldemarn die Galle nur einmal erregt hätte, sie auch bald zum Ueberlaufen zu bringen. Dann wollte er von einer Uebertreibung ihn zur andern führen, durch verfängliche Fragen ihn verwirren, und von seiner Verlegenheit Gebrauch machen, um über ihn zu triumphiren. Wirklich ein sehr kluger Entwurf, wenn man eine Eingebung so nennen darf, welche frostige Seelen jedesmal im Kampfe mit begeisterten Freunden der Wahrheit empfangen.

Lange bemühten Alkam und Hornich sich ver-

gebens; aber sie ließen nicht ab, und erreichten endlich ihren Zweck, Woldemarn zu erzürnen, durch jene unverschämte von Homer der Fliege zugeschriebene Tapferkeit.

Die Frage von der Tugend, ihrem Herkommen, und was sie gewähre und verlange, war erneuert, und durch tückische Erörterungen, noch mehr durch vorgebliche Erläuterungen aus Beyspielen und Lehren des Alterthums, ganz verschoben und entstellt worden. Der Probst zeigte viel Gelehrsamkeit, und sagte zuletzt: man laufe noch immer Gefahr einen widrigen Eindruck zu machen, wenn man sich zu der von vielen gründlichen Männern streng erwiesenen Wahrheit: daß die so hoch gepriesenen Tugenden der Alten nur glänzende Laster gewesen — geradezu bekenne: und doch führe eine bessere Philosophie, die zum Glück in unsern Tagen die Oberhand gewinne, zu derselben Ueberzeugung. Man fange an allgemein einzusehen, daß es eine schlechte Vorbereitung sey zu einem thätigen Leben nach den Bedürfnissen unserer Zeit, wenn man die jungen Köpfe mit übertriebenen, verworrenen und phantastischen Ideen vom Guten und

Schönen, die sie aus den Alten schöpften, sich anfüllen lasse; anstatt ihnen gleich Anfangs von Tugend und Religion nur lauter deutliche Begriffe beyzubringen, die entblößt und unabhängig von Gefühl und Phantasie, überall Stich hielten, überall dieselbe Kraft bewiesen, und die unzuverlässige Beyhülfe des Herzens, als des Menschen unwürdig, der sich durch Vernunft allein bestimmen solle und bewegen könne, verachten lehrte. — Es folgte ein beredtes Lob der täglich zunehmenden Weisheit des Jahrhunderts; der unendlichen Vorzüge der Neueren vor der Alten; nicht allein in Absicht der Erkenntnisse, sondern auch der Anwendung alles Wahren und Guten zu einem zweckmäßigen Gebrauch. Wiederholte Aufforderungen an Woldemar, so oder anders zu zeugen, einzustimmen oder zu widersprechen, und dazu die begleitenden Accente und Partikeln des alten Hornich, brachten zuletzt ihn aus der Fassung.

Man hatte eben zum zweyten male aufgetragen. Unter den Gerichten zeichnete sich ein prächtiger Calecutscher Hahn besonders aus, und zog auffallend Alkams Blicke auf sich, der darum doch

nicht in seiner Rede stockte, sondern nur ein Lächeln einmischte, welches, mit einem Blicke nach Caroline, dieser seine Bewunderung und seinen Beyfall überbrachte.

Herr Probst, sagte nun Woldemar: Ich weiß keinen Vogel, der weniger flöge, und mit seinen Flügeln mehr Geräusch machte auf der Erde, mehr prunkte mit allen seinen Federn, als dieser Vogel, den Sie eben bewundern. Es ist ein gravitätisches Thier, voll Selbstgefühl; und es weiß sich ein Ansehn zu geben, auch mit seiner Stimme. Dennoch mag ich diesen Vogel nicht. Mir ist die Nachtigall lieber — freylich nicht zum pflükken und braten; lieber die Schwalbe, lieber sogar der schädliche Spatz. Wenn ich unverständlich bin, so ist hier auf Ihre Aufforderungen und Fragen eine andre Antwort ohne Gleichniß.

Ich habe die Meynung, daß der Mensch nicht durch die Geschicklichkeit, sich mannigfaltigen Genuß zu verschaffen, sondern durch die Fertigkeit im Entsagen, durch Tapferkeit, Selbstständigkeit und Großmuth, achtungswürdig wird. Mir also ist der ein verächtlicher Mensch, und das ein

verächtliches Volk und Jahrhundert, das nur um Gutes zu empfangen, Gutes thun will, das nur Genuß sucht, und an keine Tugend — das allein an Wucher glaubt. Ich sehe vor mir ein scheusliches todtes Meer, und keinen Geist, der es bewegen, erwärmen, neu beleben könnte: darum wünsche ich eine Fluth, irgend Eine, sey es von Barbaren, die den häßlichen Pfuhl wegschwemme, stürmend seine Stelle ausfege, und uns nur rohes frisches Erdreich einmal wiedergebe.

Hornich vergaß vor Schrecken über den Schluß dieser Rede, daß ihn der Eifer, worin Woldemar gerathen war, erfreuen sollte. Die Haare stiegen ihm zu Berge. — Alkam genoß! Er glaubte seinen Fang zu halten, wollte ihn umspinnen.

Er fragte Woldemar: Zu welchen Früchten er das neue Erdreich, wenn er es nun hätte, urbar machen wollte; wünschte genauer zu erfahren: was sein Gegner für die wahre, erste und letzte, Absicht der bürgerlichen Gesellschaft; oder, kürzer und besser: was er überhaupt für die Be-Bestimmung des Menschen und seinen größten Ruhm auf dieser Erde hielt?

Hierüber, antwortete Woldemar, der sich wieder gefaßt hatte, bin ich mit Euer Hochwürden gewiß vollkommen einerley Meynung. Ich glaube mit Ihnen und jedem ächten Theologen, daß der Zweck des Menschen, Gottes Ehre ist. Zur Ehre Gottes und nach seinem Bilde ist der Mensch erschaffen; zur Ehre Gottes und nach seinem Bilde soll er leben: das ist seine Bestimmung, sein höchster Ruhm; das soll überall sein Erstes und sein Letztes seyn.

Wohl, erwiederte mit andächtiger Gebärde der Probst; sehr wohl! wir sollten alles, was wir thun, zu Gottes Ehre thun; das heißt, überall seiner Güte eingedenk seyn, und sie nachahmen; denn durch lauter Wohlthun beweist sich Gott als den Regierer der Welt.

Dieser Meynung bin ich nicht, sagte Woldemar; ich sehe Wehthun und Wohlthun hier auf eine Weise wechseln und walten, die mich nicht weniger, als ehemals den Prediger Salomo, verlegen macht. Aber in meinem Gewissen werde ich einen Regierer der Welt nach höheren Gesetzen, einen heiligen verborgenen Gott; und zu diesem

hohen Unsichtbaren und zu seinem Gesetz, im Innersten meines Wesens eine Liebe gewahr, die sich selbst genügt, alles andere Interesse unter sich bringt, und eine Zuversicht zu ihrem Gegenstande mit sich führt, die über alle Zweifel sich erhebt.

Sir! rief Sidney, Sie werden feyerlich; Sie reden wie ein Bischof: vollkommen wie der ehrwürdige Bischof von Durham, Joseph Butler! Ihre Hochwürden hier, haben wahrscheinlich das Buch des großen Mannes gelesen; wenigstens erinnere ich mich in der Vorrede zu einer der englischen Ausgaben gefunden zu haben, daß eine gute deutsche Uebersetzung davon schon im Jahre sechsundfunfzig vorhanden war.

Allkam erwiederte trocken, daß er das Buch nicht kenne.

Es verdient, daß Sie es kennen lernen, sagte lebhaft Sidney! — Auch Woldemar müsse es lesen; denn Butler sey ein Vorläufer Fergusons, und noch viel mehr als das, in allem dem gewesen, was Woldemarn diesen so werth machte.

Butler, fuhr er fort, war der erste unter den neuern Moralisten, der das Vermögen des

Menschen, eigne und fremde Handlungen, innerlich und in sich selbst betrachtet, ohne Rücksicht auf ihre äußerlichen Wirkungen, auf ihre wohlthätigen oder verderblichen Folgen, zu billigen oder zu mißbilligen, wieder ganz ins Licht gestellt, und den Beweis erneuert hat, daß in diesem Vermögen der wahre Charakter der Menschheit besteht. Er erinnerte: wie selbst Hobbes bemerkt hätte, daß es dem Menschen, und ihm allein, eigen sey, zwischen Unrecht und bloßer Beschädigung zu unterscheiden, und jenes ganz anders wie dieses zu empfinden; ganz anders eine verschuldete Strafe, als eine unverdiente Kränkung. Doch wären noch viele geneigt, aus dem bloßen Wohlgefallen oder Widerwillen, welche die Vorstellung dessen in uns erregt, was zur eigenen oder fremden Glückseligkeit dient, eigenes oder fremdes Elend bewirkt, die moralische Billigung oder Mißbilligung herzuleiten. Sie erwögen nicht, wollten nicht erwägen, wie moralische Billigung und Mißbilligung sich nie auf vorhandenen und nicht vorhandenen Genuß, sondern immer und einzig nur auf menschliches Betragen; nie auf

diesen oder jenen Zustand, sondern allemal nur auf das thätige Verhalten in jedem Zustande sich bezögen.

Schärfer den Probst ins Auge fassend, und ganz zu ihm hingewendet, setzte Sidney hinzu: Euer Hochwürden werden eine große Zufriedenheit empfinden, wenn Sie zumal den Gebrauch sehen, den der Bischof von diesen Wahrheiten macht, um den Geist des Menschen zu würdigen Begriffen von Gott und seiner Regierung zu erheben. Er bereitet sich den Weg dazu, indem er den Versuch gewisser Männer beleuchtet: die Pflichten, nicht aus einer unmittelbaren Vorschrift des Gewissens, sondern nur mittelbar, aus unserem Verlangen nach Glückseligkeit herzuleiten — „Wenn „uns," sagt er, „nur unsere Glückseligkeit obliegt, „und der Mensch sich selbst und Gott dadurch al„lein gefällt, daß er für sein Wohlergehen recht „zu sorgen, und sich mit seinem Mitmenschen über „diese gemeine Angelegenheit gehörig zu verstehen „weiß; so giebt es keine eigentliche Moral mehr; „weder eine philosophische, noch theologische. Je„der Mensch darf alsdann, um sich selbst ein grö-

„ßeres Gut zu verschaffen, dem Mitmenschen ein
„geringeres Uebel, mit dem besten Gewissen, zufü-
„gen. Treulosigkeit, Raub und Betrug, Völle-
„rey und Unzucht werden nur darum Laster seyn
„und heißen, weil sie uns selbst oder andern scha-
„den. Um den Zustand der Menschen zu verbes-
„sern, dem Wohl ein bedeutendes Uebergewicht
„über das Weh zu verschaffen, werden Verräthe-
„rey, Meyneid, Meuchelmord, das schrecklichste
„Blutvergießen, alle Gräuel — nicht allein er-
„laubt, sondern Pflicht und Tugend seyn. Da-
„hin führt offenbar die Meynung, daß das Wohl
„des einzelnen Menschen, und das Beste der Ge-
„sellschaft, einziges Princip der Sittlichkeit; so
„wie uneingeschränkte Güte — der Charakter, das
„eigentliche Wesen Gottes, und die Wurzel
„seiner Gerechtigkeit, Wahrheit und Weisheit sey.
„Die angezeigten Folgen dieser Lehre müssen jedes
„Menschen Herz empören. Weg! ruft das Ge-
„wissen laut; weg, weg mit eurer Weisheit! —
„Und dieses Rufen ist Stimme der Gottheit; es
„ist Offenbarung ihres Charakters in der mensch-
„lichen Seele. — In der ganzen uns sichtbaren

„Schöpfung ist es auffallend genug, daß ihr Zweck
„in Ansehung des Menschen nicht bloßes Wohl=
„seyn; sondern die Erhebung seines Geistes zu
„göttlichen Gedanken ist. Dahin weiset
„alles; daher wird allem eine höhere Deutung.
„— Gottes Absichten in ihrem unendlichen Um=
„fange, der Plan und die Gesetze seiner großen
„Regierung, sind uns, wie sein Wesen, tief ver=
„borgen. Aber er läßt uns, was wir brauchen,
„davon ahnden. Wo wir hinschauen, erblicken
„wir einen bildenden Geist, der sich das Gestalt=
„lose unterwirft, Leben erwecket, und es mit der
„Kraft sich zu erhalten ausstattet. So unterwirft
„auch absichtvolle Vernunft sich überall, was ohne
„Absicht wirkt, und bringt ihre höhere Natur ans
„Licht. Niedrige Neigungen und Triebe verber=
„gen sich vor den edlen, und können nie, wie
„viel Gewalt sie auch an sich reissen, die Tugend
„um ihr Ansehen, um ihr Gewicht, um ihren, im
„Ganzen überwiegenden Einfluß bringen. Nichts
„kann die Stimme der Natur in unserem Innern,
„die eigene Stimme unseres Herzens unterdrücken,
„die es für wünschenswürdiger erklärt, gut und

„edel, als glücklich zu seyn. So hat Gott „unser Herz bereitet, und in ihm seine Wege uns „gezeigt. Es kann von ihm kein Wohlthun kom„men, das nicht Ergiessung wäre seiner eigenen „Seligkeit. Der Unheilige der mit seinem Genuß „ihn preisen, diesen Genuß zu Gottes Ehre ma„chen will, der lästert Gott. Die Morgengabe „der Tugend, dem der diese Tochter Gottes ohne „Mitgift wählte; diese Gabe allein, und keine „andre Wohlthat kommt unmittelbar aus der „nie gleichgültigen Hand des Hocherhabe„nen, des Heiligen."

Während Sidneys Rede waren Allwills Augen immer finsterer, Woldemars Augen immer glänzender geworden: sein Angesicht strahlte. Sehnsuchtsvoll fragte er nach dem Titel des Buchs.

„Analogie zwischen der natürlichen und der geoffenbarten Religion," antwortete Sidney. *)

*) The Analogy of Religion natural and revealed, to the constitution and course of nature, by Joseph Butler. Im Jahre 1785 ist zu London die siebente Auflage erschienen. Der Titel der deutschen Ueber-

Jetzt verwandelte sich Alkams Miene. Er zog den Mund zum Lächeln, und mit einem bedeutenden Kopfnicken: Ja, Ja! sagte er; diese Analogie ist ohne Zweifel so beschaffen, daß man der geoffenbarten Religion entbehren kann.

Herr Probst! fuhr Woldemar auf: Die unentbehrlichste ist ohne Zweifel diejenige, ohne welche von der andern keine Rede seyn könnte. Welche äußerliche Wunder, und welche Predigt wird einen Yahoo dahin bringen — dieses Völkchen kennen Sie doch wohl! — daß er lerne, Gott über alles, und seinen Nächsten als sich selbst lieben; dahin, daß er zu dem Begriff eines heiligen allerhöchsten Wesens, und seiner Forderungen an ihn gelange? Wen sein eigenes Herz über Gutes und Böses nicht unmittelbar belehrt, den kann weder göttlicher noch menschlicher Unterricht bessern. Mu-

---

setzung, von Spalding, ist: D. Joseph Butlers Bestätigung der natürlichen und geoffenbarten Religion, aus ihrer Gleichförmigkeit mit der Einrichtung und dem ordentlichen Lauf der Natur. Leipzig 1756. Wir Deutschen haben an dieser Einen Auflage mehr als genug gehabt.

sik giebt keine Ohren, und Mahlerey keine Augen; sondern im Gegentheil: mit dem Ohre wird Musik, mit dem Auge Mahlerey erzeugt; beydes liegt in ihnen, so wie der Ton in jenem Bilde Memnons lag, womit es alle Morgen den ersten Strahl der Sonne begrüßte.

Alkam erwiederte nicht gleich; und Caroline benutzte den Augenblick, rückte mit dem Stuhl, und die Gesellschaft stand auf, und begab sich in den anstoßenden Saal.

Hornich hatte Zeit gehabt sich zu erholen. Er weidete sich an Woldemars Aerger, und wollte darum nicht, daß die Unterredung abgebrochen seyn sollte Also wendete er sich zu ihm, und sagte: — Keine Raisonnements und keine Gleichnisse können unwahr machen, was die tägliche Erfahrung jedermann als ausgemacht vor Augen stellt. Sich selbst und andern etwas weiß zu machen, mag eine ganz angenehme Sache seyn, und seine Vortheile haben; ich aber bin dafür, daß man die Augen aufthue, und sich nichts weiß machen lasse. So soll mir niemand weiß machen, daß nicht das Dichten und Trachten des

menschlichen Herzens von Jugend auf böse sey. Wir haben kein Gewissen, so lange uns, durch Gebote und Verbote, keins gemacht wird. Wo man die Menschen nicht anders lehrt, da fressen sie einander auf. Der beste Zeitvertreib der Kinder ist, Fliegen zu fangen, um ihnen Flügel und Beine auszurupfen; sie haben keine Lust, wenn sie nicht zerbrechen, zerstören, plagen, Unheil anrichten können. Erwachsene drängen sich zu den Gerichtplätzen, und das gräßlichste Schauspiel zieht allemal die größte Menge an. Die bessere Gesellschaft, schöne Geister und Philosophen an der Spitze, versammlen sich vor der Bühne, um sich, im Lustspiele durch Spott zu kitzeln, und im Trauerspiel das Gefühl ihres Wohlseyns, durch die Vorstellung fremder Leiden zu erhöhen; in beyden Fällen, um sich auf sich selbst etwas zu gute zu thun. Von Natur sucht der Mensch überall und in allen Dingen nur sich selbst. Durch welche Mittel er den Meister spiele, ist ihm gleichgültig; wenn er ihn nur spielt! Raub, Verrätherey, Betrug und Mord, alles ist ihm lieb, und macht ihm wohl, wenn er nur Gewalt da=

mit erhält: Unabhängigkeit von allen Pflichten ist sein höchster Wunsch.

Mit einer Gelassenheit, die Hornich in Verwirrung setzte, erwiederte Woldemar: Sie sahen vorgestern mit Ihren Kindern König Lear aufführen. Gewiß gingen Sie nicht hin, um bloße Schadenfreude zu empfinden: um sich nur an dem Gedanken zu weiden, daß Sie nicht Lear, nicht Gloster, und nicht Kent wären. Sie wollen mich in Versuchung führen, mein lieber Herr Hornich. Ich soll es mir sauer werden lassen, Ihre Einwürfe zu zergliedern; oder, gutmüthig, die genug bekannten Antworten darauf hersagen, damit ich, beschämt, am Ende höre und es recht empfinde, wie Sie mich nur zum Besten haben, und zum Besten geben wollten. Für diesmal entgehe ich Ihrer Züchtigung.

In Wahrheit, sagte Hornich, das hätte ich doch nicht gedacht, daß Sie glaubten, man könne: daß Welt und Mensch im Argen liegen, nur im Scherz behaupten!

Mit diesen Worten wollte er abbrechen und sich weg begeben. Woldemar ließ ihn nicht. Der

tückische Vorwurf des Alten war ihm tief ins Herz gedrungen.

Wir haben nicht ausgeredet, sagte Woldemar zu ihm. Ich verstehe Sie nun, und will Ernst mit Ernst erwiedern.

Daß Welt und Mensch im Argen liegen, weiß ich; aber ich weiß auch, daß der Mensch nicht der Arge selbst ist. Das müßte er seyn, wenn Sie Recht haben sollten; müßte wenigstens Satans Bild angenommen haben, und ihn allein von ganzem Herzen ehren und anbeten können. Lieber keinen Gott, als mit ihm einen Teufel, der ihm so den Vortheil abgewonnen hätte; der ihm Meister geworden wäre!

Biderthal, den der Eifer seines Bruders erschreckte, trat dazwischen, und wollte mildern. Das verschlimmerte die Sache. — Lästre du nicht auch, sagte Woldemar zu ihm, und heiße mich Gott und Menschen hassen! Reiche mir lieber einen Strick! Bin ich ein Yahoo; dann nur gleich den Strick um den Hals des Scheusals, und hier an dieser Thürangel soll es schweben.

Mit diesen Worten wendete er sich weg von

Hornich; ergriff Sidneys Hand, und sagte mit bebender Stimme: Ich habe Milch gesogen aus der Brust einer Mutter: Ich hatte nichts als Geschrey; hatte weder Schönheit, noch irgend eine Gabe; konnte für alle ihre Sorge und Mühe ihr nichts wieder geben, nicht einmal Dank, nicht einmal Liebe. Mein ganzes Vermögen war allein in ihrem Herzen; ich war hülfsbedürftig und erregte Mitleiden; erregte in ihr eine Lust zu helfen, die der stärkste ihrer Triebe wurde.

Entzündet sie sich etwa nur im Mutterherzen, diese Lust zu helfen? Ist sie allen andern Herzen fremd? Fremd dem Menschen, der in allen seinen Sprachen, jedes Erbarmen Menschlichkeit genannt hat, und es wie sein Daseyn fühlt, daß Gerechtigkeit und Großmuth die eigenthümlichen Kräfte seiner Natur, Tugend sein höchstes Gut, die Quelle und die Speise seines Lebens ist? . . .

Hornich mischte sich nicht weiter ins Gespräch, und entfernte sich aus der Gesellschaft, so bald es mit Anständigkeit geschehen konnte. Hut und Stock in der Hand trat er zu Biderthal, und

sagte freundlich zu ihm: Sie sind mir ein sehr lieber Schwiegersohn, und ich freue mich immer, daß meine Luise die Ihrige geworden ist. Aber nehmen Sie es mir nicht übel: das haben Sie nicht gut gemacht, daß Sie Ihren Herrn Bruder zu uns brachten. Bey Henriette muß ich davon schweigen, und es in mich fressen; aber Ihnen, ob Sie gleich sein Bruder sind, sage ichs einmal vom Herzen weg, und es ist gut, daß Sie es wissen: Wenn ich noch zwanzig Töchter hätte, so wollte ich sie lieber alle zwanzig auf den Kirchhof begleiten, als nur eine davon zur Trauung mit diesem vortrefflichen Manne an den Altar. Damit ging er schnell zur Thüre hinaus.

Alkam folgte ihm an der Ferse.

Biderthal war auf seinen Bruder ernstlich böse, und machte ihm, nachdem auch die anderen Gäste sich entfernt hatten, Vorwürfe über seine Unbesonnenheit und Hitze. Er behauptete, Hornich hätte weniger gefehlt als Woldemar, der zuerst übertrieben, und sich nicht allein die seltsamsten Aeußerungen erlaubt, sondern sie auch auf die anstößigste und härteste Weise vorgetragen, recht mit

Fleiß überall seine verkehrte Seite ausgewendet hätte.

Ich hoffe, antwortete Woldemar, was Du gezeigt hast, ist weder deine rechte, noch deine verkehrte Seite. Hast du nur geheuchelt, um das, was ich verdarb, wieder gut zu machen; so bist du zwar nicht um allen Dank, aber doch um deinen eigentlichen Zweck betrogen.

Bilderthal wollte nicht zugeben, daß er geheuchelt hätte: Aus wahrer Ueberzeugung habe er widersprochen, und er wolle es beweisen. Gut! sagte Woldemar; so bringe deine Klage gegen mich ins Reine, und trage sie uns deutlich vor.

Biderthal hub an, und beschuldigte, unter Henriettens Beystand, seinen Bruder: er sey mit sich selbst in Widerspruch gerathen, indem er jenem kühnen Heldengeiste, der sich über Gesetze und gemeine Moral erhöbe, um eine neue Ordnung der Dinge hervorzubringen, zuerst das Wort geredet; hernach aber, mit Sidney dem Bischof von Durham darin beygestimmt hätte, daß unter keiner Bedingung irgend ein Mensch sich herausnehmen dürfe, die Gesetze der Gerechtigkeit und

Wahrheit zu übertreten, und Böses zu thun, damit Gutes daraus entstehe; denn Gott habe uns von seiner Regierung nur diese Gesetze geoffenbart, und uns im Gewissen die Versicherung gegeben, daß wir einstimmig mit ihm handeln, und seinen ganzen Auftrag erfüllen, wenn wir, ohne unsern Dünkel einzumischen, nur strenge diesen Gesetzen gemäß leben: Sie verletzen heiße in die göttliche Regierung eingreifen und ihre Irrthümer verbessern wollen, welches die größte Verwegenheit sey.

Woldemar bat, seiner Behauptungen sich nur recht genau und im Zusammenhange zu erinnern. Er habe gesagt: das Verderbniß eines Zeitalters könne so groß seyn, daß eine gänzliche Verwandlung nothwendig werde, die denn auch allemal, etwas früher oder später, mit heftigen Erschütterungen, und auf eine mehr oder minder gewaltsame Weise, erfolge. Was unter solchen Umständen, wo die Laster gleichsam miteinander in einen bürgerlichen Krieg geriethen, sich Heldenmuth erlauben dürfe, könne nur auf der Stelle, unmittelbar durch Geist und Gewissen, entschieden werden. Große und weise Männer hätten zu allen

Zeiten behauptet, daß es Fälle gäbe, wo die heiligen Bildnisse der Gerechtigkeit und Milde auf einen Augenblick verhüllt werden müßten. Die Moral selbst unterwürfe sich alsdann einer vorübergehenden Hemmung ihrer Gesetze, damit ihre Principien erhalten würden. *)

---

*) Ganz derselben Ausdrücke bedient sich Edmund Burke in folgender Stelle seiner Reflections on the revolution in France p. 199. Had your nobility and gentry, who formed the great body of your landed men, and the whole of your military officers, resembled those of Germany, at the period when the Hanse-towns were necessitated to confederate against the nobles in defence of their property-had they been like the *Orsini* and *Vitelli* in Italy, who used to sally from their fortified dens to rob the trader and traveller-had they been such as the *Mamalukes* in Egypt, or the *Nayrs* on the coast of Malabar, I do admit, that too critical an enquiry might not be adviseable into the means of freeing the world from such a nuisance. *The statues of Equity and Mercy might be veiled for a moment.* The tenderest minds, confounded with the dreadful exigence *in which morality submits to the suspension of its own rules in favour of its own principles,* might turn aside whilst fraud and

Für solche Ausnahmen, solche Licenzen hoher Poesie, hätte die Grammatik der Tugend keine bestimmte Regel, und erwähnte ihrer darum nicht. Keine Grammatik, am wenigsten eine philosophisch allgemeine, könnte alles, was zu einer lebendigen Sprache gehöre, in sich fassen, und, wie zu jeder Zeit sich jede Mundart bilden müsse, lehren. Es würde unsinnig seyn, darum zu läugnen, daß es unveränderliche Gesetze der Verknüpfung menschlicher Begriffe und ihrer Bezeichnung gebe; unsinnig, darum zu behaupten, es dürfe jeder nur reden, wie es ihm gefiele.

Woldemar wendete sich hierauf an Henriette ins besondere, um sie mit den Worten eines Schriftstellers, der bei ihr im größten Ansehn stand, zu strafen.

---

violence were accomplishing the destruction of a pretended nobility which disgraced whilst it persecuted human nature. The persons most abhorrent from blood, and treason, and arbitrary confiscation, might remain silent spectators of this civil war between the vices. — S. die Deutsche Uebersetzung v. F. Genz. S. 215.

Ich hätte nicht erwartet, sagte er zu ihr, daß Sie Parthey wider mich in einem Streite nehmen würden, wo Ihr Hemsterhuis mich mehr als deckt. Seine Behauptungen sind ohne alle Vergleichung kühner, als die meinigen. Erinnern Sie sich der Stelle, wo er sagt: „die Vollkommen„heit des moralischen Gefühls sey in allen Men„schen verschieden; darum gebe es keine zwey „Menschen auf der Welt, deren Pflichten im ei„gentlichen Verstande nicht verschieden wären. Ver„schieden, nicht in Absicht der zufälligen mechani„schen Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft, son„dern der natürlichen und ewigen. Es gäbe Men„schen von so zartem sittlichen Gefühl, Menschen, „deren Gewissen so entfernte Verhältnisse wahr„nähme, daß sie, so zu sagen, unfähig wären, „Glieder der gegenwärtigen Gesellschaft zu seyn. . . „Brutus, da er den Cäsar umgebracht, hätte ein „Verbrechen wider das Volk, vielleicht wider die „Gesellschaft begangen; aber in Brutus Seele „wäre diese Handlung ohne Zweifel den ewigen „Gesetzen des Guten gemäß gewesen. . . Die größte „Weißheit, wozu ein Mensch gelangen könnte, be-

„stände darin, daß er alle seine Handlüngen und
„Gedanken mit seinem moralischen Gefühl in Ueber=
„einstimmung brächte, ohne sich um menschliche
„Einrichtungen und fremde Meynungen zu bekům=
„mern.“

Henriette antwortete: Es thäte ihr weh; aber sie můßte diesmal Hemsterhuis im Stiche lassen. Ihr graute vor den Folgen solcher Lehren. Was sie wahres enthielten, kőnnte so leicht mißverstan=den, so schrecklich mißbraucht werden!

Was gar nicht mißverstanden werden kann, antwortete Woldemar, hat wenig Sinn; und was nicht mißbraucht werden kann, wenig Kraft zum Gebrauch. Ich theile die Menschen, die einiger=maßen nach Grundsätzen handeln, in zwey Clas=sen: Die Einen übertreiben die Furcht; die An=dern Muth und Hoffnung. Jene, die Bedäch=tigen, lassen nichts auf sich, aber auch wenig an sich kommen; sind überall verzagt; scheuen die Wahrheit, weil sie mißverstanden werden kann; scheuen große Eigenschaften, hohe Tugend, wegen möglicher Verirrung im Gebrauch. Immer ha=ben sie das Uebel nur im Auge. — Diese, die

Kühnen, ich möchte sie die Unbesonnenen in Platos Sinne heißen, nehmen es weniger genau; sind nicht so ekel und so bange, vertrauen dem Wort in ihrem Herzen mehr, als irgend einem äußerlichen Wort; bauen mehr auf Tugenden, als auf die Tugend — die gewöhnlich etwas lange auf sich warten läßt. Wohl einmal übermüthig oder trotzig, fragen sie mit Young: „Ist denn die Vernunft allein getauft, und sind die Leidenschaften Heiden?" — Da ich mich zu einer dieser beyden Zünfte, meiner Eintheilung zu folge, halten muß; so wähle ich die letzte.

Biderthal nahm jetzt das Wort, und fragte seinen Bruder: ob er nicht bey allem dem Bedenken tragen würde, diese Predigt von den Dächern zu halten? Ob er nicht gestehen müßte, daß die Verbreitung solcher Lehren, gesetzt auch, was unmöglich wäre, daß man sie nicht mißverstände, von den verderblichsten Folgen seyn würde?

Keineswegs! antwortete Woldemar. Den Gebrauch des Gewissens abzuschaffen ist allein verderblich; und dahin geht, minder oder mehr,

in längeren oder kürzeren Umwegen, alles auf Sittlichkeit sich beziehende Positive, das sich auf eigenes Urtheil und Gewissen nicht verlassen will und darf, und sich am Ende doch allein darauf verlassen muß. Der Buchstabe der Vernunft, der Religion, der bürgerlichen- und Staats-Gesetze, sind einer wie der andre; vermögen alle gleich wenig. Kein Mensch hat je einem Gesetz, blos als Gesetz, gehorcht; sondern immer nur der Gewalt, von der es ausging, und die es begleitete; immer nur dem Nachdruck, den ihm Trieb, Neigung und Gewohnheit gaben. Was gut ist, sagt dem Menschen unmittelbar und allein sein Herz; kann allein sein Herz, sein Trieb unmittelbar ihm sagen: es zu lieben ist sein Leben. Das Dienliche zum Guten, lehrt ihn der überlegende Verstand erkennen und gebrauchen. Gewohnheit macht erworbene Weisheit ihm zu eigen, erhält sie ihm, giebt ihm Beständigkeit. „Bestimme Dich für das Beste, sagt Pythagoras, und Uebung wird es dir bald zum Angenehmsten machen."

Aber, wie ich schon vorhin zu Allkam sagte:



Passive Angewöhnungen erziehen den Menschen blos zum nützlichen Hausthier. Active, wenn er sich freywillig entschließt, tugendhafte Fertigkeiten zu erwerben, sind die eigentlichen Mittel der Entwickelung seiner höheren Natur.

Der Mensch kann sich also nie zu sehr wider solche Gewohnheiten des Denkens, Empfindens und Handelns sträuben und verwahren, die sich seinem Geiste, nur um ihn zu unterdrücken, anhängen wollen: denn die Macht der Gewohnheit ist unermeßlich; ist eine zweyte stärkere Natur.

Im Gegentheil kann er nie zu eifrig sich bemühen, auf dem Pfade freyer Wahl und eigenes Entschlusses ein Ziel der Freyheit und der Freude zu erreichen, wovon alle Heerstraßen blos automatischer Richtigkeit des Denkens und Verhaltens immer weiter den bequemen Wanderer entfernen. Hier ist der Fall, mit Homers Achill auszurufen: „Lieber ein Bettler unter den Lebendigen, als ein König unter den Schatten!"

Biderthal wollte antworten.

Ich bitte, rief Woldemar: Noch ein Wort

In Platos Gorgias erzählt am Schlusse So-

crates: es wären ehmals die Menschen an ihrem Todestage, noch lebendig, von lebendigen Richtern gerichtet worden. Da wären viele ungerechte Sprüche geschehen. Zeus hätte gefunden, es rührten diese ungerechten Sprüche davon her, daß die vor Gericht gezogenen und die Richter selbst, als Lebendige, noch bekleidet und von so vielen Dingen umgeben wären, vornehmlich auch von Zeugen, günstigen und ungünstigen, die sich einmischten und das Urtheil zu verändern suchten. Darum hätte er verordnet, daß die Menschen künftig erst nach dem Tode, und von allem was im Leben sie umgab entblößt, gerichtet werden sollten; und zwar von abgeschiedenen und eben so entblößten Richtern. Die Gestalt allein der Seele wäre nun erschienen; die Seele allein des Richters hätte sie geprüft: seitdem wäre nie wieder ein ungerechter Spruch geschehen.

Ich schlage vor, setzte Woldemar hinzu, diese Weisheit nachzuahmen, und den Spruch, der heute noch geschehen sollte, auf morgen zu verschieben: wir alle werden ruhiger und unpartheyischer seyn; geschickter, nur die Sache, die wir vor uns ha-

ben, zu betrachten und zu prüfen. Hierauf bat er die Gesellschaft auf den folgenden Abend zu sich. Alle versprachen mit großer Freude zu kommen.

Jetzt erzählte Woldemar noch seinen Freunden, wie er einmal bis zur Schwermuth tiefsinnig über die Frage geworden: Was der menschliche Geist, bey dem Streben nach Tugend, eigentlich anstrebe? Was er, indem er wahrhaft und allein auf diesen Gegenstand gerichtet sey, wahrhaft und allein im Auge habe?

Zu verschiedenen Zeiten wurden so verschiedene, oft entgegengesetzte Dinge, für die wahren und einzigen Gegenstände dieses Triebes angenommen; und wie die Meynungen der Menschen hierüber von einander abwichen, eben so wichen auch ihre Meynungen über Glückseligkeit von einander ab.

Lauter Schatten! — Fließende, verwirrende Gestalten! . . . . Bilder? — Wo das Urbild?

War das Urbild unerforschlich: wie konnte je die Einsicht des Guten zuverläßig werden? Wie konnte der Wille des Guten nur sich selbst erken-

nen, sich selbst verstehen, bey sich bleiben, und ein unveränderlicher Wille werden?

Oder war vielleicht dieser Wille nur die unmittelbare Folge des an allgemeine Begriffe und Bilder geknüpften persönlichen Bewußtseyns; nur der allen Naturen wesentliche Trieb der Selbsterhaltung in rein vernünftiger Gestalt? — Dann hatte er keinen Gegenstand, als seine eigene Thätigkeit; und aller Tugenden Urbild und Quelle war die bloße rein- und leere Form des Daseyns im Gedanken: Persönlichkeit ohne Person und Personen-Unterschied.

Also lag der ganze Zauber nur in einer Täuschung durch Begriff und Wort; und so wie diese Täuschung aufgehoben wurde, kam das trostlose Geheimniß eines bloßen Zusammenspinnens von Daseyn und Daseyn, einzig und allein um da zu seyn, zum Vorschein.

Mir graute, sagte Woldemar, vor der Finsterniß und Leere, die in mir und um mich entstand. Aengstlich streckte ich beyde Arme aus, ob ich nicht Etwas noch ergreifen könnte, das

mir ein Gefühl von Wirklichkeit und Wesen wiedergäbe. Und mir geschah, wie in Büffons schöner Dichtung dem Ersten Menschen, da er, vom Schlummer überwältigt, gefürchtet hatte, nur ein zufälliges vorübergehendes Bewußtseyn, kein eigenes Leben zu besitzen — dann, beym Erwachen, doppelt sich wiederfand — staunend ausrief: Ich! — Entzückter ausrief: Mehr als ich! — Besser als ich! . . . Dahin ströme all mein Leben!

Eine Heldenschaar im Feyerkleide der Unsterblichkeit — Agis und Kleomenes — und in ewiger Schönheit die erhabenen Begleiter und Begleiterinnen ihres Lebens und ihres edleren Todes — Sie erschienen mir: Und wie verwandelt erwachte ich aus meinem schweren Traum. Mir war, als erführe ich dies alles jetzt zum erstenmal; als hätte nicht Erinnerung meine Hand zu diesem Theile des Plutarch geleitet. Ich hatte nie dabey empfunden, was ich jetzt im auffallendsten Contrast empfand: daher wurde mir alles so neu. Ich fühlte, daß die Betäubung, aus der ich erwacht war, wenn sie mich auch

wieder überfallen sollte, niemals wieder als ein Todesschlummer mich erschrecken würde: „Ich „hatte zu innig jetzt empfunden, daß „ich war, um noch einmal zu fürchten, daß „ich aufhören könnte zu seyn." *)

In der Freude seines Herzens, und zum Andenken an diesen merkwürdigen Zeitpunkt seines Lebens, hatte Woldemar aus Plutarchs Agis und Kleomenes einen gedrängten Auszug gemacht; Er wollte ihn suchen und morgen seinen Freunden vorlesen.

Dieß geschah, und es folgte eine Unterredung, wovon wir, nur in kurzen Sätzen, einige der Hauptresultate hier noch mittheilen wollen, damit das ausführlicher erzählte Gespräch des vorigen Tages (nach einem Ausdruck des Sokrates in dem vorhin schon angeführten Gorgias) „einen Kopf erhalte, der ihm die Richtung gebe."

Hier diese Resultate.

Es gibt Sätze, die keines Beweises bedürfen,

---

*) ——— J'existois trop pour craindre de cesser d'être. Buffon. Hist, Nat. T. III. p. 570. Ed. in 4. de Paris.

und keinen Beweis vertragen, weil alles, was zum Beweise angeführt werden könnte, schwächer als die schon vorhandene Ueberzeugung seyn, und diese nur verwirren würde. Einen solchen Satz sprechen wir aus, wenn wir sagen: Ich bin! Diese Ueberzeugung ist ein unmittelbares Wissen, und alles andre Wissen wird an ihm geprüft, mit ihm gemessen, nach ihm geschätzt.

Von derselben Art ist die Ueberzeugung, daß dem Angenehmen das Schickliche: Tugend der Glückseligkeit vorgezogen werden müsse. Es ist, offenbar! kein drittes vorhanden, mit welchem beydes gemessen, an welchem beydes verglichen, und, durch Mehr oder Weniger, über den Vorzug des Einen vor dem Andren entschieden werden könnte. Unser Gewissen entscheidet hier unmittelbar, so wie beym Daseyn unser Wissen; das heißt: Wir finden in unserem Willen selbst, daß er das Anständige vor dem Angenehmen will; daß dies seine Natur: folglich, das Gesetz unseres Wesens ist.

Was nun in beyden Fällen auf einerley Art, das ist, ohne vorgehaltene Gründe, durch ein in=

neres allerhöchstes Ansehn allein in uns entscheidet, ist nicht der überlegende Verstand, sondern ein geheimes Etwas, worin sich Herz, Verstand und Sinn vereinigen.

Wir sagen nicht von der Vernunft im Menschen, daß sie ihren Menschen gebrauche; sondern vom Menschen, er gebrauche seine Vernunft. Sie ist die ursprüngliche Kunst, das unmittelbare Werkzeug des in Sinnlichkeit gehüllten Geistes; ist vereinende, unabläßig Einheit anstrebende Besinnung. So entstehen ihr Bilder des Gemeinsamen und Allgemeinen, reine Bilder; so schafft, ordnet, herrscht und gebietet sie durch die wunderbare Kraft des Worts, das von ihr ausgeht, wie sie selbst vom Geiste. Unermüdet der Sache das Wort, dem Wort die Sache zu finden, zu fügen: bringt sie, lösend und bindend, Wissenschaft und Kunst hervor; gründet theoretische und praktische Systeme.

Aber das schlechterdings und an sich Wahre kommt auf diesem Wege nicht zum Menschen: Unerzeugt zu seyn ist dieses Wahren Natur. Seine Einsicht bedarf keiner Gesetze des

Buchstabens; seine Kraft keines Buchstabens der Gesetze.

Also jedesmal wenn die Vernunft solche Wahrheiten als Vordersätze zu ihren Schlüssen nimmt, so nimmt sie nicht was sie hervorgebracht. Alles absolut Erste und Letzte liegt außer ihrem Gebiet. Ihre ganze eigenthümliche Geschäftigkeit ist eine bloß vermittelnde Geschäftigkeit für Sinn, Verstand und Herz, deren gemeinschaftliche Oekonomie sie zu verwalten hat.

Diese Vernunft kann daher unmöglich die Quelle selbst jener Weisheit seyn, nach der wir, als dem höchsten Gut, verlangen. Auch den Durst nach dieser Weisheit kann nicht sie zuerst erregen; nur empfindlicher kann sie ihn machen: also ihn vermehren. Daß wir göttlicher Natur sind, sagt uns etwas in der Seele tief verborgenes Ursprüngliches; verkündigt uns ein Trieb unerzeugter Natur in uns, der Vergängliches in Unvergängliches zu verwandeln, Zeitlichem die Natur des Ewigen mitzutheilen, Abhängigem Unabhängigkeit zu geben strebt: ein

Trieb, der viel eher sich Vernunft ersinnen, als durch Vernunft ersonnen werden könnte.

Woldemar ärgerte hintennach sich sehr über den Auftritt mit Hornich und Alkam bey Dorenburg; er fühlte, daß er gegen Henriettens Vater mehr Achtsamkeit und Schonung hätte beweisen, und sich nicht sollen mit Sidney gleich so hingehen lassen. Eine ähnliche Reue hatte er schon oft empfunden; dieß vermehrte seinen Verdruß, und er beschloß das kräftigste Mittel gegen neue Rückfälle anzuwenden: nehmlich, allen Gelegenheiten dazu sorgfältig auszuweichen.

Auch Hornich bereute! — Des Wohlstandes wegen, nicht bloß aus Scheu vor Henriette, hatte er sich nie mit dem Bruder seines Tochtermannes ganz entzweyen wollen. Geschah es, daß er seinem Groll gegen Woldemar sich so weit überließ, daß eine ruchtbare Trennung folgen konnte; so lenkte er ein, und suchte wieder gut zu machen. Dieses war auch jetzt der Fall. Zu Hause fiel es ihm aufs Herz, was er beym Weggehen Biderthalen gesagt hatte; es beunruhigte und verdroß ihn; er ärgerte sich

über seine Hitze. Am folgenden Tage sprach er mit Biderthal darüber; und da ihm dieser versicherte: er hätte von seinen Aeußerungen beym Weggehen niemand ein Wort gesagt, sondern nur überhaupt seinem Bruder Vorwürfe über sein Aufbrausen und seine Uebertreibungen gemacht; so war der Alte sehr vergnügt, und bat, die Sache ganz zu vergessen; Er wolle dagegen zu vergessen suchen, wie beleidigend Woldemar gewesen, seine Denkungsart, sehe er wohl, müsse man ihm lassen, und sich das wohl einprägen; er werde gewiß nie mehr ein Wort darüber gegen ihn verlieren.

Da Biderthal seinem Bruder hinterbrachte: Hornich sey geneigt, was bey Dorenburg vorgegangen, zu vergessen, und Beleidigung gegen Beleidigung aufgehen zu lassen; so ließ sich dieser die Bedingung gern gefallen; gestand seine Reue, und die Vorwürfe, die er sich gemacht, und entdeckte seinen gefaßten Entschluß: von nun an ihre wunderlich gemischten Zusammenkünfte und große Tischgesellschaften, so viel als möglich, wieder zu vermeiden. Er hätte eine geraume Zeit ihm und

Dorenburgen nachgegeben, und fast ganz nach ihrer Weise gelebt. Sie sollten nun auch einmal versuchen, mehr nach seiner Weise: nehmlich, im Grunde nach ihrem eigenen Sinne und für sich selbst, zu leben. Befänden sie sich übel dabey; so könnten sie ja, wie er es jetzt vorhabe, wieder umlenken.

Was Woldemar nicht mehr erwartete, begab sich.

Indem er gelassen zusah, und nur seinen Weg ging, gleich entfernt jemand zu stören, wie von jemand sich stören zu lassen: wirkte sein stummes Beyspiel, sein heiteres Schweigen mehr, als früher alle seine Reden. Es war unmöglich, daß seine Freunde dieser Reden sich nicht bey hundert Vorfällen erinnerten; und diese Erinnerungen wurden, bald durch seine Abwesenheit, bald durch seine Gegenwart eindringender. Allmählig offenbarten sich äußerliche Wirkungen. Nur der Anfang konnte schwer seyn: war einmal dieser ernstlich gemacht, so mußte ihnen, was sie von jeher bey ihrer Lebensart gedrückt hatte, jetzt mit jedem Tage widerlicher werden; mußte sie jede Thorheit,

die sie noch eingingen, mit Ekel und Verwirrung doppelt züchtigen. Etwas von ihrem Verdruß unterließen sie dann nicht auf Woldemar zu werfen, weil sie sich einbildeten, er lache heimlich darüber, sie unter dem Joche keichen zu sehen. Aber so wie die Ungeduld es länger zu tragen ihren Muth zum Abwerfen stärkte; so verschwand auch dieser Aerger: sie fühlten sich mehr als je zu ihrem Freunde hingezogen.

Henriette hatte nicht wenig beygetragen, diese Wirkungen zu beschleunigen; mehr der Sache selbst und ihrer Geschwister wegen, als aus Anhänglichkeit an Woldemar, welcher dem allen mit einer sonderbaren — soll ich sagen Gleichgültigkeit? zusah. Ich weiß kein Wort, den Anschein und selbst die Sache besser auszudrücken; dennoch war es etwas andres.

Woldemar wurde jetzt fast täglich um allerley Rath angegangen. Anfangs nur durch Aufträge an Henriette, hernach auch gerade zu und immer freymüthiger, bis dahin, daß man zuletzt sich nicht mehr scheute jede Schwachheit, wodurch man sich gedrückt und aufgehalten fühlte, ihn

ungeheuchelt sehen zu lassen. Woldemars ganzes Herz wurde hiedurch gewonnen, denn Einfalt und Offenheit galten ihm über alles. An ihnen, pflegte er zu sagen, hätte man den wahren Stein der Weisen; sie setzten jede andre Tugend voraus oder verschafften sie doch bald; auch läge in ihnen das Geheimniß der größten Glückseligkeit, die sich von Menschen erringen ließe. — Einfalt! Mehr und immer mehr Einfalt und Wahrheit! war demnach sein unaufhörlicher Zuruf.

Es hatte sich in die häusliche Verfassung der Hornichschen eine Gattung von Prahlerey eingeschlichen, die aber nicht aus Hochmuth, sondern nur zufälliger Weise, ich möchte sagen aus Unachtsamkeit und Versehen, entstanden war. Als vornehme Handelsleute in einer der berühmtesten Städte von Deutschland, bekamen sie eine Menge Menschen aus allen Gegenden von Europa, von verschiedenen Ständen und Klassen zu sehen, die Empfehlungsschreiben an sie hatten. Die besten darunter und die sich auf Menschen verstanden, suchten ihre nähere Bekanntschaft und erhielten sie ohne Mühe. So wurden ihre Kenntnisse immer neu belebt und

vermehrt; ihr Witz, ihr Geschmack, ihre Sitten verfeinert; ihre Lebensart aber auch unvermerkt etwas geschraubt und in die Höhe gewunden. Das ging so sacht, die Verführung war so fein, der Veranlassungen waren so viele — — Dieser oder jener Fremde hatte ihnen etwa eine neue Erfindung der Kunst oder des Luxus angepriesen, — war wieder nach Hause gekommen, und besorgte ihnen nun ein auserlesenes Muster. Das Stück mußte angebracht, aufgestellt werden. Wo das? Es sollte passen. Man bedachte sich, überlegte, bis der Disharmonie durch kostbare Zubußen abgeholfen war. So hatte man vor kurzem in Dorenburgs Hause, zwey prächtigen Lichterträgern zu Gefallen, einige Zimmer verändert: denn sein Saal mußte anders eingerichtet werden, wenn er Lichterträger nöthig haben sollte; und wenn er so eingerichtet wurde, so mußte er, um anderer Gründe willen, auch erweitert werden; hätte von Rechtswegen auch erhöht werden sollen. Aber noch war die Veranlassung nicht dringend genug, um das Dach abzuwerfen und höher aufzubauen.

Diese Begebenheit gehörte unter Woldemars Lieblingsanekdoten, die er öfter zum Text einer scherzhaften Predigt, zuweilen aber auch einer sehr ernsthaften machte.

Er nahm ihren Fortgang im Wohlleben Stückweise vor, ihre mancherley Anschläge für die Zukunft, von den neulich angelangten Lichterträgern an bis zu den Chinesischen Luftschlösserchen und Brücken, den Englischen Reitpferden, und den Postzügen von Harttrabern, die sie nur erst im Geiste sahen; dann fragte er sie auf ihr Gewissen: ob sie durch alles, was sie von dergleichen Dingen bereits erlangt hätten, um ein Haar glücklicher — ob ihrer heitern, frohen, ungetrübten Stunden seitdem mehr geworden wären; ob sie der Zufriedenheit sich jetzt näher als vorher fühlten? . . . „Ist das aber nicht," fuhr er fort, „wozu soll es denn? — Wenn ihr leere, eitle Leute wäret, ich wollte selbst euch rathen, daß ihr es euch sauer darum werden ließet: denn es ist leichter, daß eitle, leere Leute gewissermaßen Befriedigung erhalten, als daß sie ihren Sinn ändern. Bedenkt, was ihr lange wißt, und

prägt es euch tief ein: — daß der Mensch nur ein bestimmtes sehr eingeschränktes Vermögen zu genießen hat; daß wenn er Mittel des Genusses in zu großer Menge sucht, er nur Mühe und Ungemach erbeutet. Ein Gefäß, dem man mehr zugießt als es halten kann, muß, um dem Ueberflusse Raum zu geben, von seiner ersten Fülle in gleichem Maaße von sich lassen. So der Mensch, der sich alles zu verschlingen sehnt: Um Neues zu gewinnen muß er Altes daran geben. Auch soll der noch kommen, der sich rühme, auf diesem Wege sein Glück gemacht zu haben! Im Gegentheil fühlen alle, die ihn wandeln, sich je länger je elender; können's aber nicht begreifen; ihr Taumel verhindert sie zu sehen, daß jene Freuden, die dahinten blieben, die besseren waren. Wieder und noch einmal rennen sie nur desto schneller voran, streben wieder und noch einmal nach mehr; meinen immer, es liege nur daran, daß ihnen dies und jenes noch fehle; und werden so täglich unfähiger zu erkennen, daß sie immer mehr und Besseres zurück lassen, von allem wahren Genusse sich täglich weiter entfernen, daß

sie erkünstelte, elende, von Gott und der Natur verlassene Undinge werden. . ."

Ein andermal drang Woldemar mit einer sehr ernsthaften Miene in seine Freunde, sie sollten sich Köche, Haushofmeister, Kellermeister, — vor allen Dingen, mehr Bediente anschaffen, und zwar keine solche Allerhalter, wie die Bursche, die sie hätten, welche beständig Kopf und Hände so voll nehmen müßten, daß es einen dauerte; sondern Laquaien im eigentlichen Verstande. — „In Wahrheit," sagte Woldemar, „es gebricht euch noch an allen Ecken. Zum Beyspiel: eure Tafel bey festlichen Gelegenheiten hat herrliche Parthien, sublime Details; aber im Ganzen sieht man Art und Einheit mangeln. Neulich, da Lord W. und Graf V. bey euch speisten, wurde, als Gemüse, ein gefüllter Krautkopf aufgetragen, welches an sich schon sehr lächerlich war; aber es stand zugleich eine bombe à la Sardanapale auf der Tafel, wodurch das Ding zur frechsten Parodie wurde, die man sich denken kann. Ich schöpfte Luft, da man diesen Auftrag abhob; allein wie wurde mir, da ich nun gar — einen

Gänsebraten erscheinen sah! Das wißt ihr bis auf diese Stunde nicht, was das für ein ungebührliches Zumuthen an einen ehrlichen Menschen ist, daß er einen Magen für Gänsebraten habe. Und dergleichen Schnitzer fallen tausende vor. — Hernach beym Auftragen — da sieht man eure Lümmel zittern und beben, ob sie jede Schüssel an die rechte Stelle bringen; sich einander mit den Ellenbogen anstoßen, in die Ohren flüstern, die Wirthinn ihnen mit den Augen winken; und am Ende die Sache doch nicht gelingen, bis ihr, voll Verwirrung, euch entschließt, durch eigenes Zurechtweisen dem Unheil abzuhelfen. — Ferner können die Teller nie hurtig genug gewechselt; Wein, Wasser, Brod, und das sonst Erforderliche nach Verlangen dargereicht werden. Zuweilen wird mit größter Zuversicht etwas begehrt, als müßte es bey der Hand seyn, und es ist nicht einmal im Hause; oder eilends soll wohin geschickt werden, und niemand darf aus der Stelle. — Mir bricht über diese Verlegenheiten allemal der Angstschweiß aus; ich sehe was ihr leidet, und begreife es. Natürlicher Weise, je mehr an

der einen Seite Ueberfluß und Pracht am Tage liegt, desto auffallender wird an der andern Seite Spärlichkeit und Mangel. Ihr müßt in dergleichen Augenblicken euch so klein, so nichtswürdig fühlen! denn ihr habt nach etwas Geringschätzigem mühsam gestrebt, und es über eure Kräfte gefunden. Die vornehmen Herren und Damen, die ihr bewirthet, sind nun in der That so viel mehr als ihr, wirklich über euch erhaben: sie müssen auf euch, als Geringere herabsehen, die sie durch ihre Gegenwart beehren und demüthigen."

„Daß ihr euch so wegwerfen mögt! so im niedrigsten Wettstreit Beschimpfung erndten, da ihr in jedem edleren Ruhm zu erwerben gewohnt seyd."

Dorenburg mit seiner Frau fingen zuerst an, eine aufrichtige Sinnesänderung durch die That zu beweisen. Biberthal und Luise folgten mit verdoppelten Schritten, und setzten durch ihren schnellen Fortgang Woldemarn in Erstaunen.

Je mehr sie sich losrissen, desto größer wurde ihr Eifer. Nie hatten sie so tief empfunden, daß ein unzerstreutes, gefaßtes, friedliches Leben das

einzige sey, was den Menschen recht eigentlich seine Lust am Menschen haben lasse; daß im Gedränge der Gesellschaften, wo der Mensch den Menschen nur als Hinderniß oder kahles Werkzeug betrachtet, das Herz todt bleiben müsse für Angelegenheiten des Herzens. Ueberhaupt fanden sie ihre Erwartungen bey der Probe eines eingezogenen Lebens so weit übertroffen, daß sie jetzt noch mehr versäumt, noch mehr verloren zu haben meinten, als wirklich geschehen war.

Wohl jeder gute Mensch hat sich einmal in einem ähnlichen Falle befunden, und ihm wird ungefähr eben so zu Muthe gewesen seyn. Wir selbst, als wir aus jenem Rausche — aus irgend Einem! gesund erwachten, wie segneten wir nicht die stille Morgendämmerung, das sanft anbrechende Licht? An Geräusch und Schwarm konnten wir nur mit Ekel denken. Die Einsamkeit sogen wir an uns, wie die Wiese erfrischenden Thau. — Ich weiß nicht, ob Ein Zustand an Süßigkeit einer solchen Erholung der Seele zu vergleichen ist. Gelagert in die Mitte ihres Daseyns, ganz Besinnung, bey sich, bey allen

ihren Kräften, fühlt sie sich mächtig und frey, alles was sie ist, und fühlt es ohne Stolz. — Jede Tugend scheint ihr so natürlich und leicht, jede Gabe des Lasters so verächtlich! Sie hat ihre Lust an der Welt im Geiste des Schöpfers. — Hier, um diese Höhe wölbet und schließt sich der Gesichtskreis des Wahren. Jedes Ding steht in seiner eigenen Gestalt vor dem Menschen da — vor ihm da wie es ist: gut oder böse, Wesen oder Dunst, werth oder unwerth seiner Seufzer oder Thränen. — Fälschlich soll ihn von nun an nichts mehr weder reizen noch schrecken; er sieht eine Straße des Friedens sich vor ihm hinziehen; der will er nachwandeln — sieht die höchste irdische Glückseligkeit, sieht das Ziel der Weisheit — ihm so nah!

Aber dieses Ziel, wer hat es je erreicht? Alles kann der Mensch eher, als Maaß halten, als in der Mitte bleiben.

Doppelt schwer war es bey dieser Gelegenheit für die Hornichschen, da sie dem Beyspiel eines Mannes folgten, der, wenn er auch für seine Person mit Weisheit handelte, andern leicht

ein Irrlicht wurde. Woldemar sah hievon häufige Wirkungen, ohne sich die Ursache klar zu machen; fühlte sich ewig getäuscht! — Und dies vermehrte in ihm jene Schwermuth, die an Menschenhaß zu grenzen schien, ohne darin übergehn zu können. Anstatt in Bitterkeit, lösten seine schmerzlichen Gefühle gewöhnlich sich in Wehmuth, in allgemeines Mitleiden auf. Er jammerte am meisten, seufzte am tiefsten darüber, daß Gutes und Schönes die Menschen überall so reizte, ohne sich ihnen wahrhaft mitzutheilen; daß was sie davon annähmen, sie gewöhnlich nur zu Mißgeburten machte, zu Wechselbälgen, — und an ihnen das angelarvte Gute uud Schöne zu Gegenständen der Verachtung und des Ekels. — Wie das zuging, begriff er genug; war darum auch so geneigt, jedem seinen Gang zu lassen, und nur Einfalt, Wahrheit — Selbstheit zu empfehlen. — „Es ist wie mit den Blumen," sagte Woldemar, „die beym Fortpflanzen ihre Art verlieren. Man senkt die herrlichste Brut in die Erde, und anstatt einer gloria rubrorum kommt ein falbes unkenntliches Ding zum Vorschein, ein

Ding ohne Namen, dadurch bezeichnet, daß Schönheit in ihm entstellt ist.

Bey der Verwandlung, die in dem Innern seiner Familie gegenwärtig vorging, etwas ähnliches zu besorgen, war ihm nicht in den Sinn gekommen; er dachte nur an Rückfall, etwa an Ausschweifung auf Nebenwege; nicht an Uebertreibung.

Genau und Schritt vor Schritt die Wirkungen, die er hervorbrachte, zu beobachten, sie zu wägen und zu schätzen, war nicht in seiner Art; und in seiner gegenwärtigen Stimmung, bey so ganz geöffneter Seele, weniger als jemals von ihm zu erwarten: es konnte ihn nicht befremden, seine Freunde endlich zu seinen Gesinnungen übergehen zu sehen. Sie selbst fanden eben so wenig außerordentliches dabey, und wunderten sich nur und begriffen nicht, wie sie je hatten anders denken, empfinden und wählen können.

Indem sie ihr Erstaunen hierüber sich einander mittheilten, wurde ihr Enthusiasmus immer feuriger. Sie gingen weiter. Das System ihres Vorbildes that ihnen nicht mehr Genüge; es

deuchte ihnen, Woldemar bliebe auf halbem Wege stehen. Sie wollten ans Ende, wollten eine höchste, allerhöchste Simplicität jetzt überall sich anschaffen; eine durchaus reine ungezwungene — blos natürliche Natur. Kurz, sie liefen jetzt hinter sich ohngefähr auf eben die Art, wie sie ehmals waren vor sich gelaufen.

Woldemar achtete lange nicht darauf; er wurde es kaum gewahr. Hie und da ein wenig Uebertreibung hatte er mit Fleiß übersehen, weil er wohl wußte, daß nichts in der Welt sogleich ganz und rein werden kann. Henriette, die viel früher gemerkt hatte, wo es hinaus wollte, begnügte sich, seine Aufmerksamkeit nur durch zufällige Anmerkungen zu reizen. Mit ihren Schwestern und Schwägern aber wurde sie desto deutlicher. Es käme ihr vor, sagte sie, als führten sie den guten Woldemar und sich selbst nur hinter das Licht. Ihr nicht mehr glänzen wollen, machte sie eitler als vorher, da sie es geradezu gewesen wären. Schlimmer als ehmals mit der gesuchtesten Pracht, prunkten sie jetzt mit einer gewissen angenommenen Simplicität; prahlten mit freiwilliger Be-

schränkung; trügen Verborgenheit zur Schau, und böten Innigkeit durch die Gassen. Ihr Naturbetrieb wäre die ärgste aller Ziererereyen; wäre eine gezwungene Ungezwungenheit; ein ausgesucht verkehrtes Wesen. Diese Thorheit könnte sich übrigens auf keine Weise erhalten, sie hätte geschwinder ausgeschwärmt als irgend eine andre; aber, leider! bereitete sie den Uebergang zu einem Zustande voll Gefahren.

Es wurden diese Vorwürfe — welche nur nicht ganz so trocken, wie sie hier auf dem Blatte stehen, vorgetragen wurden — ohne alle Entrüstung angehört, und in Gelassenheit mit wenigen Worten abgewiesen.

Henriette beschloß hierauf, still eine weitere Entwickelung abzuwarten. Die andern meinten nun, sie käme allmählig ihnen näher, und voll Freude darüber gaben sie ihr häufig nach, ließen öfter ihre Meinung gelten, und bequemten sich nach ihr. Mit Henriette half auch Hornich, durch sein bloßes Daseyn, die Sachen einigermaßen im Gleise zu erhalten. Aber diese Hülfe war nicht von Bedeutung, weil dem Alten jede Ein-

schränkung, welchen Grund oder Vorwand sie auch haben mochte, als Fleiß und Gewinn vermehrend im Herzen wohlgefiel, und sich ihm aus alter Gewohnheit empfahl. Hiezu kam, daß er um diese Zeit sehr kränklich wurde, wenig Gesellschaft mehr in seinem Hause sah, und selten ausging. So mußte Woldemar doch bald ins Mittel treten, welches auf die Weise, die jetzt erzählt werden soll, noch eben zu rechter Zeit geschah.

Wir haben von Dorenburgs und Biderthals Landgütern gehört. Auf dem Dorenburgischen hatte das Gebäude mitten einen großen Saal, der in den Garten vorsprang, und den Haupteingang dazu machte: sechs Abstufungen längs den vorspringenden Seiten, eine Terrasse mit Pomeranzbäumen besetzt, die sich zu beyden Seiten an den Flügeln hinzog: so gings hinab. Unten verbreitete sich ein großes Parterr mit einem Springbrunnen, und Sitzen und Gängen von Bindwerk, welches die feinsten Gewächse durchflochten, — Flor an Flor auf den Beeten, über welche die Laubgewölbe sich hinab neigten — aus großen Körben von Latten ein Wald von hochwuchernden

Blumen, — lieblich beschirmte Amphitheater von Aurikeln und Nelken, — prächtige Stauden, — Urnen und Bildsäulen — und von allerhand fremdem Gehölz die niedlichsten Arten. Es war ein entzückender Platz, sinnreich angelegt, um das Auge zu öfnen, und ihm von dem hohen Buschwerk und den Alleen des Gartens den rechten Abstand zu geben. — Nun sollte dieses herrliche Stück ausgerottet werden. — Woldemar, da er an einem schönen Herbsttage mit seinen Freunden draußen war, erfuhr es zufällig vom Gärtner, und lief hastig zu Dorenburg, um ihn darüber zur Rede zu stellen. Dieser gestand herzhaft die Wahrheit. Aber Woldemar sollte nun kommen; es wäre die höchste Zeit zu dem abgeredeten Spatziergange in den Wald; Caroline hätte schon Erfrischungen hinbringen lassen: dort wollte er seine Gründe vortragen.

Die Gesellschaft machte sich auf. Es war nur eine halbe Stunde Wegs. Man wandelte einen großen fruchtbaren Hügel hinan; dann gings unmerklich hinab; — und nun ein sanftes weites Thal, von den mannichfaltigen Eingängen in den

Wald auf das herrlichste gebildet! — Wie ein Vorhof lag an der einen Seite ein grüner Platz mit zerstreuten himmelhohen Eichen, der bald so, bald anders die schauenden Blicke verschlang; für jede Eiche ein kleiner Hügel oder ein kleines Thal, und die Hügel und Thäler allmählich in einander laufend und auf und ab; dazwischen dicht und hoch hinauf gekrönte Buchen, — hier einzeln, dortin Haufen und engen Reihen; — Eschen, Pappeln und Weiden; — und um und um ein Zauber von tausendfältigem Licht und tausendfältigem Dunkel. Schwebend in diesem Zauber kleine Heerden von Kühen und Lämmern, und eine Schaar dahlender Knaben und Mädchen. Nahe bey in dickem Gebüsch, zwischen erhabenen Ulmenwänden, die lustigen Häuserchen, wohinein dies alles gehörte, mit ihren Gärten und Aeckern. — — Woldemar hatte oft ganze Tage hier zugebracht. Besonders war eine Stelle von schauervoller Majestät, dicht an einem der Eingänge des Waldes, sein bekannter Lieblingsplatz. — Sie kamen an diese Stelle, und Dorenburg hub an: Lieber Woldemar! ich bitte, laß dir doch jetzt

einmal mein schönes Parterr einfallen, mit dem feinen Bindwerk und den Körben von Latten, und den mancherley Blumen und Bäumchen; und sage mir — sage mir hier einmal: es sey schön! Ich bin gewiß, der Gedanke muß dir widrig und ekelhaft seyn!

Woldemar stutzte, antwortete aber den Augenblick, und gab Dorenburgen Recht. Nur fügte er hinzu: Dorenburgs Ulmen-Alleen, seine schönsten Linden, Platanen, Tulpenbäume; sein gesammtes Baum-Busch- und Gartenwerk, wäre ihm in diesem Augenblick nicht weniger zuwider, als das Parterr: „Ist dir nun beständig so, fuhr er fort, wie mir in diesem Augenblick; so muß ich dir rathen, daß du ganz und gar deinen Garten abschaffest. — Lieber Bruder Dorenburg, das läßt sich nicht in Mauern ziehen oder mit Zäunen einschließen, was uns hier so mächtig ergreift. Die fünf Eichen dort allein, mit ihrem erhabenen Gewölbe, würden deinen halben Garten zu nichte schatten. Und überhaupt, auf einem solchen Platze, was wär' es? Dergleichen Scene will die offene weite Welt zum Gerüst. Ich kenne

nichts armseligeres, als die nachgemachte, in tausend Fesseln sich windende freye Natur. Gewiß weiß der gar nicht was er will, wer so etwas auf die Welt setzt. Wo Nachahmung ist, da muß sich Kunst zeigen, schaffende Menschenhand: da muß wenigstens von Einer Seite gethan seyn, was kunstlose Natur nicht vermag; denn was kunstlose Natur ganz und allein vermag, daran wird alle Nachahmung zu Schanden. Also verlange ich von einem Garten, daß er ein ausgemachter Garten, Garten in einem hohen Grade sey; er soll mir an Zierde und Anmuth ersetzen, was er an Fülle und Majestät nicht haben kann, und gewiß dann am wenigsten hätte, wenn er in abgeschmackter Zwergsgestalt den Riesen nachmachen wollte. Die freyen Naturalisten, wenn ich zu befehlen hätte, sollten es mir einmal in vollem Ernste seyn, und ihr System in seinem ganzen Umfange erfahren. Erst wollte ich sie nur mit Kleinigkeiten plagen; sie bekämen z. B. keine Pfirsich zu kosten, keine Aprikose, nicht einmal Kirschen, Pflaumen und Birnen; aber Wurzeln, Holzäpfel und wilde Kastanien so viel ih=

nen beliebte. Ich würde ihnen vorstellen, wie so ganz ausser aller Natur in unserem Himmelsstrich ein Pfirsichbaum sey. Wie weit hergeholt! Wie erkünstelt! Stamm und Aeste zersägt und zerschnitten; alle Glieder verrenkt, in hundert Banden, wie ein armer Sünder, wie ein Schächer am Kreuz! Andre Fruchtbäume nicht viel weniger, wenn schon nicht an Mauer und Latten gezogen; denn was muß nicht dennoch alles an ihnen gethan werden, wenn sie gute Früchte und in Menge bringen sollen?

Henriette, die an Woldemars Eifer genugsam merkte, daß er mehr als das Parterr im Sinne hatte, wollte ihm Gelegenheit verschaffen, sein Herz noch besser auszuschütten, und machte ihm daher den Einwurf: — Aber — er hätte ja vormals Biderthalen und Dorenburgen den Aufwand, den sie in ihren Gärten gemacht, verwiesen, und sie fast über jede Anlage zu derselben Verschönerung zum Besten gehabt. Nun redete er so ganz anders und widerspräche sich.

Woldemar antwortete: Damals wäre von Puppensachen die Rede gewesen für vornehme Kinder,

von Aufwand zum Staat, nicht von Aufwand zu eigener Lust, nicht von Gartenbau.

Mit Erlaubniß! fiel Caroline ein, Sie haben sehr allgemein allen Aufwand zu sogenannter Vermehrung des Lebensgenusses getadelt; Sie haben unaufhörlich zu beweisen gesucht, daß es mit dergleichen Vermehrungen leeres Blendwerk sey, bey deren Erhaschung nichts gewonnen, wohl aber beträchtlich verlohren zu werden pflege.

Ganz recht, erwiderte Woldemar. Wenn Sie keinen Garten hätten, und mich fragten, ob Sie viel an Glückseligkeit gewinnen würden, wenn Sie einen anschafften; so antwortete ich Ihnen wahrscheinlich: „Ich weiß nicht!" Haben Sie aber einen Garten, und Sie fragen mich, wie er am besten sey, schön oder häßlich; oder gar: ob Sie ihn schön lassen, oder häßlich machen sollen; so werde ich mich, ohne alles Bedenken, für das Schöne erklären."

Nein, sagte Dorenburg, wer so albern fragen könnte, dem solltest du rathen: häßlich! — Ich weiß nicht, wie du mit dir selbst zurecht kommst. Gewiß war es ehmals deine ernstliche

Meinung, daß je näher der Natur, je einfältiger, je beschränkter Menschen lebten, desto glücklicher wären sie. — Mit welchem Entzücken priesest du nicht die Sitten der Patriarchen, der Homerischen Helden? Hingegen mit welcher Verachtung, mit welchem Grimm. . . .

Sacht, sacht! rief Woldemar. Es kommt gar sehr auf die Beziehung an, worin etwas gesagt wird, auf den bestimmten eigentlichen Sinn, den es dadurch erhält. Nie war ich so unbesonnen, schlechterdings im allgemeinen festzusetzen, diese oder jene äußerliche Verfassung mache nothwendig glücklich oder unglücklich; ich getraue mir dies nicht einmal von innerlichen Verfassungen und von Charakteren auszumachen — O, der Mensch ist ein unermeßlicher Abgrund — ein unendliches Labyrinth! — Nur habe ich immer euch gerathen, zu lassen was euch im Grunde plagte, und allein zu thun was euch wirklich Freude machte; nur mit euch selber einig zu werden, für eigene Rechnung zu leben; kurz, Menschen zu seyn, und keine Schimären. — Aber ihr waret zu lange gewohnt in fremder Rücksicht zu handeln, euer We=



sen in der Einbildung zu haben, zu repräsentiren. Meine Absicht war gut, aber der Erfolg ist mißrathen. . . — Ihr wollt nun zu einer ganz einfachen Lebensart durchaus herabsteigen, und seht nicht, daß ihr noch weit mehr aus eurer Sphäre hinaus schweift, als da ihr euch zu hoch hinauf zu winden bemüht waret. Lieben Freunde, man muß sich dem Stande und dem Jahrhunderte, in dem man sich befindet, gemäß verhalten. Wenn ihr gegenwärtig die Lebensart der Patriarchen annehmen wolltet, so würdet ihr eine Comödie spielen, ein Schattenspiel an der Wand machen; und das war ja vor allen Dingen was wir nicht wollten; genießen wollten wir, was ist und was wir haben können; nie was nicht ist und uns nicht werden kann; unserer und der gegenwärtigen Zeit wollten wir uns mächtig machen, ohne nach Vergangenem und Zukünftigem vergeblich zu schnappen. — „Verwendet euren Reichthum," sagte ich euch hundertmal, „nach bestem Gefallen, habt schöne Zimmer, zierliche und gemächliche Kleider, Kunstwerke, Glanz und Pracht, — nur hütet

euch vor Prahlerey und Hoffart, weil ihr euch dadurch von eurem Zweck entfernen und euch unzählige Kränkungen bereiten würdet; spielt nicht den Ueberfluß; macht nicht daher, was nicht da ist; sucht nicht zu scheinen was ihr nicht seyd; habt vor allen Dingen für euch selbst was ihr habt, und laßt andre blos mit euch genießen! — Eigene Sinne, eigenen Verstand, eigenen Willen — Wahrheit, Harmonie — nur das!"

Sophist über alle Sophisten! fuhr Biberthal auf. — O ja, dergleichen Ermahnungen zur Ueppigkeit haben wir mehrmals von dir erhalten: Und das war also im eigentlichsten Verstande zu nehmen? — „Im allereigentlichsten!" — Nein, sagte Caroline, das ist unerträglich! Sprich doch, Luise: Was hat er uns nicht für Predigten gehalten? — Man hätte nur mögen geschwinde allen Ueberfluß zum Fenster hinaus werfen.

Ja wohl! hub Luise an: Ich weiß noch wie mir das einleuchtete, als er die Frage an uns that: ob wir durch alles, was wir uns angeschafft, an Glückseligkeit, oder auch nur an Bequemlichkeit gewonnen hätten; ob wir der Zufriedenheit uns jetzt

näher fühlten? Es fiel mir ganz erstaunlich auf, dies und was er weiter sagte. Ich schämte mich fast, daß ich Tische und Stühle im Hause hatte.

Wirklich! setzte Henriette hinzu, kann Woldemar unmöglich läugnen, daß er vor kurzem noch ein ganz unerbittlicher Widersacher aller Ueppigkeit gewesen ist. Er trieb es nicht allein so weit, wie eben meine Schwester erinnerte, daß er auch die eigentlichsten Bequemlichkeiten des Lebens anfocht, sondern sein Haß erstreckte sich bis auf jedes Mittel, jede Veranlassung dazu, bis auf Reichthum und Handel. Hundertmal hat er den Spruch angeführt: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Das Kameel war ihm oft nicht einmal groß genug, und er gab uns einen Elephanten einzufädeln.

Ja! rief Biderthal — lachend mit den Uebrigen — Ja! und aus dem Seneka der Lieblingsspruch: Reichthümer höben die Mühseligkeiten des Lebens nicht auf, sondern veränderten sie nur. Er nahm die Geschichte alter und neuer Zeiten zu Hülfe. . . .

Und erzählte vom Teufel, — fuhr Woldemar,

seinen Bruder unterbrechend, fort — vom Teufel, wie er einmal vor einer Kirche, aus welcher eine Menge Leute mit ihrem schönsten Putz herausgiengen, stand, und einen andern Zuschauer neben ihm fragte: Wer, nach seiner Meinung, wohl der hoffärtigste von allen diesen Leuten wäre? — Der gute Freund ließ sich die Zumuthung gefallen, rieth und rieth sein Meistes und Bestes — immer fehl! Endlich kam ein Bauerkerl mit einem elenden abgetragenen Rock und — einem paar blanken gelben ledernen Beinkleidern; der war es. — Der gute Freund, ein gottesfürchtiger Mann, lief dem Bauerkerl nach, und erzählte ihm seinen Vorfall mit dem Teufel, den er zuletzt erkannt hatte; sprach hierauf dem armen Sünder so kräftig zu, daß er auf der Stelle seine ledernen Hosen auszog, und sie in den nächsten Graben warf. Als der Bekehrte nun, mit dem bloßen zerrissenen Hemde bedeckt, seine Straße zog, und die Leute große Augen über ihn machten, wurde er ein wenig verlegen. Er erholte sich aber bald; die gegen ihn gekehrten großen Augen fingen an ihm zu behagen, und er verlangte seine gelben Hosen gar nicht wieder. — Nicht weit davon stand

der Teufel; lachte in sein Fäustchen, und bohrte dem frommen Manne, welcher gieng und Gott dankte, einen Esel.

Werthe Herren und Damen, ich finde dies noch immer eine sehr lehrreiche Geschichte!

Setzen wir den Fall, ein solcher Bauerkerl, dessen Herz von einer ledernen Hose bestrickt wird, ist arm und dient um geringen Lohn. Die lederne Hose liegt ihm Tag und Nacht in Gedanken; er kann das Verlangen nach ihr nicht los werden, sinnt und sinnt auf Mittel, bis ihm endlich der böse Feind den Rath in die Ohren flüstert, seinen Herrn zu bemausen. Er unterliegt der Versuchung. Monate, vielleicht Jahre gehen darüber hin, daß er allerhand Ränke schmieden, immerwährend mit List, Betrug und Lügen umgehen, Gott und Menschen sein Herz verschließen muß. Endlich ist das Geld beysammen, die Hosen sind gekauft und sitzen ihm am Leibe. Wie froh! Es verlohnte sich doch alles, was er dafür gethan hatte. — Wem er von seinen Bekannten in den Weg kommt, der staunt ihn an, und hat sein Wunder an der Pracht. Das erhöht ihm den Geist, befriedigt ihn aber nicht. Um die Wir=

kungen seiner Herrlichkeit in einer größern Sphäre zu versuchen, eilt er nach der Kirche ins Wirthshaus. Er spielt, er tanzt, — er verführt. — Zu Hause fällt ihm ein, was er an andern Bauerkerlen bemerkt hat, das so schön zu ihren ledernen Hosen stand, und ihm noch alles abgeht; an diesem ein Wamms von feinem Zitz; an jenem ein seidenes Halstuch — und dergleichen. Seine liebe Hose wird ihm ein Ekel; seine Cameraden werden ihm verhaßt; feindselige Empfindungen und tobende Begierden kehren sein Herz um und um — der arme Junge ist unwiederbringlich verloren.

„Seht, ihr Leute, das kommt von ledernen Beinkleidern; es ist eine gefährliche, abscheuliche Sache darum!" — Welcher nicht ganz unsinnige Mensch wird so urtheilen? Freylich war es so bey diesem Kerl. Aber so mancher andre Bursche seines Standes, dem etwa von Geburt ein paar lederne Hosen angestammt sind, oder der zu harren weiß, bis er das Erforderliche zu ihrem Ankauf rechtmäßig erworben hat; wird der nicht ohne alle Gefahr und Sünde sich damit bekleiden? An sich hatten die ledernen Hosen

keine Schuld, das Uebel steckte allein in dem Kerl selbst, der ihren Besitz so hoch, jedes andre dagegegen so gering achten konnte: dessen ganze Seele mit einem solchen nichtswürdigen Gedanken zu füllen war.

Und so ist es mit allem Luxus, von welchem, seiner durchaus relativen Natur wegen, nie ein fester Begriff statt finden kann. In der ärmsten Bauerhütte, in dem Winkel eines Bettlers, kann mehr Ueppigkeit im Schwange seyn, mehr Unmäßigkeit, mehr Verschwendung und böse Lust, als oft in dem reichsten Pallast voll Glanz und Schimmer. Mein seidener Rock, den ich gewiß mit Unschuld trage, würde an dem Leibe jenes andern von Thorheit oder gar von Laster zeugen. Person und Umstände machen hier die Sache aus.

Was den Luxus und mich insbesondre angeht, so stehen wir auf einem sehr gleichgültigen Fuße zusammen. Ich mag keine Pracht, weil ich, anderer Neigungen wegen, sie nicht abwarten kann; weil sie müßig bey mir seyn und lange Weile haben würde. Ungefähr eben so geht es mir mit dem, was man, im eigentlichen Verstande, Bequemlichkeiten

und Annehmlichkeiten des Lebens nennt: ich bin zu zerstreut, zu beschäftigt, um viel darauf zu merken, — vielleicht im Genuß der Dinge, woran ich hange, zu sehr verloren, überhaupt in meinen Neigungen zu heftig. — Von der andern Seite steht mir bey allem dergleichen eine gewisse Trägheit im Wege, oder kommt mir doch bald dazwischen. — — Es fällt mir so manches ein in diesem Augenblick, fuhr er fort, wie es mir gegangen ist und wie es mir noch geht. — Zum Beyspiel, mit meinen Reitpferden. — Was ich für eine Herrlichkeit hatte, da der lang gehegte Wunsch nun endlich erfüllt war — und wie geschwinde die Herrlichkeit ein Ende hatte! Anfangs ritt ich, bey halb erträglichem Wetter, richtig alle Tage aus, und wäre mit Freuden zweymal ausgeritten; — hernach gingen Wochen hin, ohne daß ich Lust bekam aufzusitzen. Der Gedanke, daß die Pferde aus dem Stalle müßten, fiel mir gemeiniglich wie ein Stein aufs Herz. Ich fing an mich vor meinem Reitknecht zu scheuen und ihm aus dem Wege zu gehen. Kam er denn endlich doch, um mich zu erinnern, und setzte mir zu, und wieß meine Entschuldigungen ab, und beunruhigte mein Gewis-

sen: dann wurde ich ungeduldig, verdrießlich. — Und es kam dahin, daß ich keinen Fuß mehr in den Stall setzte. Das nahm mein Bursche auf, als läge mir nichts an meinen Pferden; er verlor den Respekt und wurde nachläßig. Wollte ich nun unversehens einmal ausreiten, so war der Kerl nicht bey der Hand; oder das Geschirr war nicht in Ordnung; und ich bekam allerhand zu sehen und zu hören, das mich ärgerte. Vieh und Mensch verdarben durch meine schlechte Regierung. Ich schwur hundertmal das Ding zu endigen. Aber dann erschienen, leider! wieder Augenblicke, wo es mir so gelegen kam die Pferde zu haben, daß mir däuchte, ich möchte sie um alles in der Welt nicht missen. So schleppte ich mich über ein ganzes Jahr. Meine sämmtlichen Freunde, Anverwandte und Bekannten gingen zur Partey meiner Pferde und meines Stallknechts über, und lagen mir beständig damit in den Ohren. — „Warum reiten Sie so selten?" — „Wozu haben Sie nur die Pferde? Es ist zum Lachen!" — „Wenigstens Ihrer Gesundheit zu Liebe reiten Sie doch!" — „Ich hole dich morgen ab! — „Da bin ich; wo sind die Stiefel?

hurtig, angezogen und aufgesessen! — und dergleichen. Zum Glück waren die Pferde bald hin; ich sollte neue nebst einem andern Stallknecht anschaffen. Da erwog ich reiflicher; berechnete gegen einander; verglich: — und fand die Gründe für die Abschaffung meines Stalls, wie hundert gegen Eins. Mir war unaussprechlich wohl, da ich diese Last abgeworfen hatte. — Und, o! könnte ich mir nur eben so noch manches andre vom Halse schaffen! Zu allererst meinen Bedienten. Ich habe so wenig für einen Bedienten zu thun, und da muß ich nun die entsetzliche Langeweile denken, die der Kerl hat, wenn er da sitzt, blos um auf meine Befehle zu lauern, — oder, ich muß leiden, daß er herum läuft. Lasse ich ihn herum laufen, so fehlt er mir gerade wenn ich ihn am nöthigsten brauche, wird liederlich, belügt und betrügt mich, und ich bin gezwungen ihn wegzujagen. Das ist nun immer ein unerträglicher Zeitraum für mich, von dem Augenblick an, wo ich sehe, es ist nicht anders, ich muß den Kerl abschaffen, bis dahin, daß er weg ist. Jedesmal, wenn ich einen neuen annehme, erzähle ich ihm die Geschichte seiner Vorgänger, sage ihm,

wie ich bin und wie es mir die Leute zu machen pflegen, und wir philosophiren mit einander ein langes und breites darüber. Fängt der Kerl an nicht mehr zu taugen, so ermahne ich ihn brüderlich, bitte, warne; welches denn immer so viel hilft, daß den Schlingeln die Thränen in die Augen kommen, daß sie mich erstaunlich lieb haben, daß sie auf den Tod sich für mich herum schlügen; aber denn doch nicht lassen können was mich schiert. — Und, ach! das ist so natürlich! — Nun bin ich aber fest entschlossen, wenn mir der Bursche, den ich jetzt habe, auch verdirbt, keinen wieder anzunehmen.

Aus ähnlichen Ursachen mag ich keinen eigenen Garten haben, wie süß es mir in hundert Absichten wäre. — Und so durchgängig!

Alles dieses aber gereicht mit nichten zu meinem Lobe. Es gibt viele wackere, geschäftige, vorzüglich nützliche Menschen, die einen gewissen ihrem Stande gemäßen Aufwand ohne Mühe besorgen, denen das Erholung ist, und die dabey auf eine so vernünftige und edle Weise verfahren, daß ich gegen sie mit meinen einsamen Liebhabereyen und mit meiner Peinlichkeit nicht auftreten darf. Diese Pein-

lichkeit, welche mich genügsam zu seyn nöthiget, hängt zwar mit einigen guten, zugleich aber mit hundert schlimmen Eigenschaften zusammen, und läßt mir, wie sehr ich mich verwahre, dennoch das Leben sauer genug werden. Aber, ich bin nun einmal so; und da ich mich nicht verwandeln kann, so däucht es mir am besten, mich nach meiner Gemüthsart zu bequemen, diejenige Lage in der Welt zu suchen, welche, nach dieser Gemüthsart, die vortheilhafteste für mich selbst, und für meine Mitmenschen die unschädlichste ist. — Von niemanden begehre ich, daß er mehr thue; ich vermesse mich nicht, besser als der andre selbst zu wissen, was ihm sein Herz gebietet und worauf es ihm am meisten ankommt. Nur wünsche ich, daß er weise sey in seinem Theil, ein kluger Haushalter, und zu seinen Zwecken die tauglichsten Mittel ergreife.

Wenn ich gegen den Luxus vor euch geprediget und die Vortheile des Reichthums herunter gesetzt habe; so war ich auf irgend eine Weise dazu von euch aufgefordert worden, und es geschah in freundschaftlicher Ergießung des Herzens. Da mußte ich denn, nach meiner Empfindung, behaupten:

daß die Bequemlichkeiten des Lebens in der That wenig Bequemlichkeit verschaffen; daß über der Arbeit, Mühe und Sorge, Vergnügen und Ansehen zu erwerben; über der Arbeit, Mühe und Sorge, eine Menge von Lust= und Pracht=Maschienen zu lenken, sie im Gange und wechselseitigem Spiele zu erhalten, und ein großes Vermögen auf diese Weise zu genießen, leicht alle herzliche Freude, und, mit ihr, zuletzt aller Adel der Seele verloren gehe.

Damit aber habe ich nie zu sagen gedacht, daß man sich wirklich vorhandener, lange angewöhnter Bequemlichkeiten mühsam entschlagen, und den Reichthum, dadurch daß man ihn nur verwalte und nicht gebrauche, sich zur Last machen solle. Weder die Patriarchen noch die Homerischen Helden haben den Reichthum und was mit ihm verwandt ist von sich gewiesen; sie weideten sich in ihrem Ueberflusse, aßen und tranken so gut sie es nur haben konnten, und hielten nicht wenig auf Schmuck und köstliche Dinge. Noch unendlich mehr aber hielten sie auf persönliche Eigenschaften, Tugend, Ehre, Religion, auf Geschlecht, Eltern und Geburtsland, auf Kinder, Gatten und Freund: und so hatte alles gute

Wege; wird es eben so überall haben, wo nur jedes Ding in seinem Werthe bleibt und in gehörigem Umlauf. Nicht was in den Menschen hinein geht verunreinigt den Menschen, sondern was aus ihm herausgeht. An sich ist das Aeußerliche gleichgültig; und mir däucht die Einfalt des Herzens und der Sitten zeige sich eben darin, wenn man das Aeußerliche läßt wie es sich machen will, ohne weder auf die eine noch auf die andre Weise etwas darin zu suchen oder zu setzen. Unter Zweyen, wovon der Eine etwas darin sucht, daß er einen leinenen Kittel anlegt, und der Andre, daß er mit Sechsen daher rollt; ist jener (alles übrige gleich!) unstreitig der verkehrteste, eitelste, leerste — tief in die Seele hinab unthätigste.

Während dieser Unterredung, wovon nur das Wesentlichste hat mitgetheilt werden können, waren die Erfrischungen eingenommen, und der Wald ziemlich durchkreuzt worden. Die etwas ermüdeten Wanderer lagerten sich an einem Platz, der, von niederm Gebüsche leer, ihnen rundum eine weite Aussicht in den Wald verstattete. Wie ein schöner Himmel zog und wölkte sich das Grün um sie her. Doren=

burg hatte das Wort genommen, und philosophirte mit ungemeinem Scharfsinn wider Woldemar über den wesentlichen Zusammenhang zwischen Aeußerlichem und Innerlichem. Er zeigte, wie fast alle Veränderungen, sowohl zum Guten als zum Schlimmen, von Aeußerlichem ihren Anfang nehmen; daß man, um eine schädliche Neigung zu vertilgen, nicht eine gute daneben pflanzen, sondern an jene selbst Hand anlegen müsse, wo denn allemal das erste sey, ihren Ausbrüchen Einhalt zu thun. Er erinnerte an die Zucht der Alten, die sich so sehr mit dem Aeußerlichen beschäftiget hätten; deren erstes Augenmerk gewesen wäre, niedrigen Leidenschaften zu begegnen; durch strenge Angewöhnungen Tugenden — nicht zu erwecken, sondern ihnen nur den Weg aufzuräumen; nur die Seele frey, los und heiter zu machen. Diese Zöglinge wären die edelsten Menschen geworden — ohne Wunder; denn das unbethörte Herz ergebe dem Schönen und Guten sich von selbst, und der lautere abgehärtete Sinn lasse es unbeweglich seyn in dieser edeln Liebe: Ueppigkeit aber bethöre und zertheile das Herz, mache es unfähig zu allem Guten.

Gerade daran liegt es, sagte Biderthal. Nicht darum sind wir schlecht, weil wir nicht gut sind; sondern wir sind nicht gut, darum, weil wir schlecht sind. Die niedern Gegenstände sind uns so nah vor das Gesicht gerückt, daß wir darum die höheren, auch mit den besten Augen, nicht sehen können; wir sind voll Zweifel in Absicht ihrer; läugnen wohl gar, daß sie je anders als im hitzigen Fieber gesehen wurden, und glauben deswegen uns trefflich berathen, indem wir eine sehr künstliche Zubereitung wissen — von Herzhaftigkeit aus Furcht, von Tugend aus Unmäßigkeit und Habsucht — von allgemeiner Menschenliebe aus kahlem persönlichen Interesse, ja aus barer platter Sinnes- und Fleisches-Lust; — indem wir, — ohne Vaterlands- und Freiheits-Gefühl, ohne alles herzliche Interesse, ohne Muth und ohne Liebe — Verachtung von Tod und Wunden — mit Stockprügeln hervorzubringen — Gefangene zu unserer Wache und Beschirmung anzustellen wissen; — und glücklich und zufrieden zu seyn, ohne Tugend, ohne Unsterblichkeit und ohne Gott. — Also sind unsre Augen aufgethan; das tausendjährige Reich ist uns nahe, und wir ver-

fündigen es mit einer Begeisterung, die auch neuer Art ist, mit der abenteuerlichen Begeisterung des Materialismus, mit dem Enthusiasmus der Gleichgültigkeit.

Woher dieser Verfall? Dieser lächerliche, ich darf sagen — gräßliche Unsinn? Allein von allherrschender Ueppigkeit! Von der Meinung, die im Gefolge dieser Ueppigkeit sich nach und nach gebildet hat, „daß die Glückseligkeit eines Menschen „im Besitz des möglich größten Antheils an Reich„thümern, Beförderungen und Ehrenstellen bestehe. „— Was könnten wir nicht im Gegentheil vom „menschlichen Herzen, unter Umständen die diesem „Begriff von der Glückseligkeit in den Weg träten; „oder unter dem Einfluß einer entgegen gesetzten Mei„nung erwarten, die eben so fest und allgemein wäre; „unter dem Einflusse der Meinung, daß die mensch„liche Glückseligkeit nicht im sinnlichen Wohlleben, „sondern in den freyen Aeußerungen eines wohlthäti„gen Herzens bestünde; nicht in Reichthum oder „nichtigen Vortheilen, sondern selbst in der Verach„tung dieser Dinge, in der Herzhaftigkeit und dem

„freyen Muthe, die aus dieser Verachtung ent-„springen" *). —

Es ist mehrmals angemerkt und, besonders von Rousseau, ins helleste Licht gestellt worden, daß diejenigen Bande der Gesellschaft, die aus Wohlwollen und gegenseitiger Hochachtung bestehen, unter uns nachgelassen; diejenigen Bande hingegen, welche Wollust und Eitelkeit zusammen weben, und welche durch persönliches Interesse angezogen werden, sich desto fester gemacht haben: wie denn, in jedem Falle, die Anstrengung der einen dieser Bande, die Nachlassung der andern unausbleiblich nach sich zieht.

Mir fällt hier, aus eben diesem Rousseau, eine Stelle ein, die einigermaßen auf dasjenige paßt, was Woldemar vorhin sagte: man müsse sich dem

*) Diese Stelle befindet sich in Ferguson's Essay on the history of civil Society; the 2d. edition. London, 1768. p. 53. —

So wie das Ansehn der Reichthümer zunimmt, sagt Plato im VIIIten Buche der Republik, so muß das Ansehn der Tugend sich vermindern. Gold und Tugend sind die zwey Gewichte in einer Wage; das eine kann nicht steigen, wenn nicht das andre sinkt.

Stande und dem Jahrhundert, worin man sich befinde, gemäß verhalten und nicht Komödie spielen. Einer von Rousseau's Gegnern hatte gesagt: Große Staaten zu den kleinen Tugenden der Republiken zurückzurufen, hieße einen ausgewachsenen starken Mann zwingen wollen, in der Wiege zu stammeln. Dieß sey Cato's Narrheit gewesen. Mit angeerbter übler Laune und angeerbten Vorurtheilen, habe er sein ganzes Leben hindurch geschwatzt, habe gestritten und sey gestorben, ohne etwas nützliches für sein Vaterland gethan zu haben. — Hierauf antwortete Rousseau: — „Ich weiß nicht, ob Cato nichts für sein Vaterland gethan hat, aber ich weiß, daß er für das menschliche Geschlecht sehr viel gethan hat, indem er ihm das Schauspiel und das Muster der reinsten Tugend gab: diejenigen, welche aufrichtig die wahre Ehre lieben, hat er gelehrt, wie man den Lastern seines Jahrhunderts widerstehen könne; sie gelehrt, den greulichen Lehrspruch der Leute nach der Mode zu verabscheuen: man müsse thun wie die andern; ein Lehrspruch der einen weit führen könnte, wenn man unglücklicher Weise in eine Gesellschaft von Cartuschen geriethe.

Unsere Nachkommen werden dereinst erfahren, daß in diesem Jahrhundert der Weisen und Philosophen, der tugendhafteste unter den Menschen lächerlich gemacht und für einen Narren gehalten worden ist, weil er seine große Seele nicht mit den Lastern seiner Zeitgenossen besudeln, weil er kein Bösewicht seyn wollte mit Cäsar und den andern Verheerern seiner Zeit."

Ich bin kein Cato, sondern Bürger und Kaufmann zu B**, und gedenke niemanden zum Beyspiel zu leben. Dorenburg eben so wenig. Wir wissen auch daß wir die Tugenden voriger Zeiten nicht einmal in uns selbst erneuern können; daß sogar unser Sehnen nach ihnen nicht viel mehr ist als des Blindgebohrnen Sehnen nach Licht. Jenes Schöne und Große, das wir umfassen, an dem wir uns halten möchten: es ist zu weit von uns weg! wir können nur in trüber Ahndung uns ihm nähern, nur schweben um den wankenden Schimmer. — Die Erhebung unserer Seele ist nur ein Traum, den das erste zufällige Geräusch verjagt! — Ach, die Empfindungen, die Gedanken, die nicht aus That hervor gegangen sind und gleich wieder hinzielen auf That, nicht im alltäglichen Leben unaufhörlich wie-

derkommen, wie Hunger und Speise, Müdigkeit und Ruhe, Arbeit und Genuß — mit diesen Gedanken, mit diesen Empfindungen ist der Seele wenig geholfen. — Und so kann wohl niemand dem Verderbnisse seines Zeitalters gänzlich entrinnen, wie sehr er dies Verderbniß auch erkennen und verabscheuen mag; denn allein in seinem Zeitalter leibt und lebt er nun einmal. — Wie viel hiemit gesagt ist, muß jeder fühlen, der über Menschheit nachgedacht, Menschheit in seinem eigenen Busen erforscht hat. Unsere herrlichsten Erkenntnisse dienen am Ende uns nur zur müßigen Betrachtung; unsere erhabensten Gefühle nur zur einsamen unfruchtbaren Ergötzlichkeit! in unsern Handlungen aber werden wir von andringendem Bedürfniß und von andringender Leidenschaft geführt. Und das ist der Natur der Dinge gemäß. Begierde kann nur durch Begierde vertilgt, Leidenschaft nur durch Leidenschaft überwunden werden: der Charakter sitzt nicht im Verstande, sondern im Herzen. — Will man nun dennoch der allgemeinen Verderbtheit einigermaßen ausweichen, und etwas andres seyn als was der alltägliche Weltlauf gegenwärtig aus den Leuten macht;

so muß man aus dem Strom heraus und sich in andre Umstände versetzen. Ich baue mehr auf den Charakter eines gemeinen Handwerkers, dem sein Beruf seine Lebensart bestimmt, der fleißig, mäßig und ordentlich seyn muß, um das liebe Brod zu haben, als auf den Charakter des Moralisten von Profession, der in beständiger Erwägung des Guten und Schönen willkührlich einher geht, und die ganze Summa tugendhafter Ideen und Gefühle sich und andern aufzujücken weiß auf der obern Haut. — Wahrhaftig! jede gute Eigenschaft, die mir nicht aus dem Herzen werden kann, will ich denn noch eher aus dem Magen erwarten und herbeyschaffen, als allein aus dem Kopf. — — Ich suche also weiter nichts mit den Veränderungen in meiner Lebensart, als eine Lage, die mich seyn lasse, was ich zu seyn wünsche; eine Lage, worin, nach Sokratischer Anweisung, meine Sinne gesund, mein Verstand heiter, und mein Wille frey erhalten werde. — Ohne Form, wie du weißt, kann nichts bestehen; und da sich mir in unsern Tagen keine Form anbietet, worin — meine besten Kräfte aufgefodert, erweckt und angewandt — ich zum höchsten Genusse

der Menschheit gelangen könnte: so bilde ich mir selbst eine andre, die mich wenigstens vor allzutiefem Sinken bewahren wird; oder vielmehr, ich ziehe mich in die älteste lauterste Form der Menschheit zurück, indem ich allen eiteln beunruhigenden Freuden den Paß verhacke, den Zerstreuungen ausweiche, meine Seele stiller mache, und so jede einfache Naturneigung in mir empor bringe und stärke.

Biderthal hörte auf zu reden, und alles schwieg. Woldemar hatte sich entfärbt; die Augen stunden ihm voll Wasser. Er raffte sich auf, und fiel seinem Bruder um den Hals. „Lieber!" sagte er zu ihm mit beklommener Stimme — „Lieber! . . . Du hast mir aus dem Liede meiner tiefsten Schwermuth vorgesungen." . . . . Sein Gesicht senkte sich gegen Biderthals Brust, die Wehmuth überwältigte ihn.

Freunde! hub er an, indem er sich wieder in die Höhe richtete — Es ist wahr, nur all zu wahr, daß unser Leben in einen der trübsten Zeitpunkte gefallen ist. Die edelsten Formen der Menschheit sehen wir zertrümmert; und wenn wir nun auch Vieh werden wollen, wie uns die Weisen rathen:

so sind wir, aus Mangel an Leibeskräften, auch das zu seyn nicht einmal im Stande.

Wir müssen dennoch, fuhr er fort, indem er Biderthals und Dorenburgs Hand ergriff — wir müssen dennoch Muth behalten, und, anstatt unter schönen Schwärmereyen zu erliegen, uns empor schwingen zu Wirklichkeit und Wahrheit; — wir müssen auf dem Wege der Vorsehung, wenn er auch noch so dunkel scheint, demüthig fortwandeln; thätig seyn auf der Stelle, wohin sie uns gesetzt hat; die große Weltmasse voran wälzen helfen: denn zurück wälzen werden wir sie nie. — Die Zeit ist vielleicht nahe, wo aus jenen zertrümmerten Formen eine neue zusammen fließen wird, — eine reinere und bessere. — Was wollen wir uns mit eitlem Flickwerke aufhalten? Der unsichtbare Geist, der einmal entwichen ist, wird in die verlassene Hülle nie zurück kehren; er hatte sie ausgebraucht; im Gebrauch sie zerstört. Nachbilden — ja, das können wir einigermaßen: aber was ist diese Nachbildung? — Eine hohle Wachspuppe, in welcher auch nicht einmal die innere todte Gestalt zu finden ist; — geschweige bewegender Organismus; —

und geschweige die Seele! — Wir irren überhaupt, wenn wir glauben, ein gewisser Geist müsse nothwendig in eine gewisse Form, und in eine gewisse Form nothwendig ein gewisser Geist gebannt seyn. Man nenne mir irgend Eine, und gebe an, was man als ihre nothwendigen Folgen ansieht; und ich will zeigen, daß, unter verschiedenen Umständen, an mehr als einem Orte diese Form da gewesen ist — ohne dergleichen Folgen hervor zu bringen. Ich will Gesellschaften aufweisen in unseren Tagen, von denen sich beweisen läßt, daß sie die Hauptcharaktere an sich haben, über deren Abgang, als die einzige Quelle unseres Elendes, so sehr gejammert wird; und ich will darthun, daß diese Gesellschaften demohngeachtet aus den nichtswürdigsten Menschen bestehen.

Dorenburg bat um ein ausdrückliches besonderes Beyspiel.

Ihr dürft euch nur an die Stadt X* und ihren Bezirk erinnern, antwortete Woldemar. Ihr wißt, die Einwohner dieser volkreichen Gegend sind die emsigsten und ordentlichsten Leute von der Welt; sie hangen mit Leidenschaft an ihrem Beruf, an ihrer

Familie, an ihrer Verfassung, an ihrer Religion, an ihren Wohnplätzen: und dennoch, was für elende unglückliche Menschen? Wie voll Neid und Bosheit gegen einander; wie voll Mißtrauen, Ungerechtigkeit und Frevel? Ihre tückischen Herzen sind dem Wohlwollen, der Freundschaft — sind jeder frohen und edlen Empfindung verschlossen; ihre Stirnen mit dem gehässigsten Eigensinn bezeichnet, mit Feindseligkeit gegen alles, was den menschlichen Geist zu erheben dient.

Dorenburg wollte dies Beyspiel näher untersucht haben.

Nein, unterbrach ihn Woldemar, wir gehen kürzer in die Zeiten der Patriarchen selbst, eurer besten Originale, zurück. — Sagt, war es nicht in Abrahams Tagen, da Sodom und Gomorrha untergiengen, und bewohnte nicht eine von diesen Städten der Erzvater Lot? — War es nicht Abrahams Sohn, der dem Hunger, dem Raube, der Gewaltthätigkeit, bald hierhin, bald dorthin entlaufen mußte? — Waren es nicht die Söhne des noch ängstlicher herumgetriebenen, kummervollen, geplagten Erzvaters Jacob, welche ihren Bru-

der Joseph, aus Mißgunst wegen eines bunten Rocks ermorden wollten, und hernach aus Barmherzigkeit an Sclavenhändler verkauften? — Und die andern Thaten dieser Söhne? . . . Verfolgt in diesem Sinne die Jahrbücher der Welt, die ganze Reihe von Denkmalen in gebundener und ungebundener Rede: Ihr werdet überall etwas finden, was eure Formen-Systeme ziemlich erschüttern, auch euern Unwillen gegen die Tage, worin wir leben, ein wenig mäßigen wird.

Schwerlich! erwiederte Biderthal; denn was ist das alles gegen den scheußlichen Unglauben der heutigen Welt an Tugend und bessere Menschheit, gegen ihre Verachtnng alles Ueberirrdischen und allein die Seele Beglückenden? — Ich fürchte mich daran zu denken.

Allerdings, antwortete Woldemar, ist hier ein Abgrund des Verderbnisses; eine schreckliche, aber unvermeidliche Kluft, die, wie Tod und Verwesung, zum Uebergang in ein neues, vielleicht besseres Leben vor uns liegt. Der von uns betretene Weg brachte dieser Kluft uns immer näher und näher. Wir haben sie erreicht, und müssen nun hinüber. Lange ge-

nug fuhren wir fort persönliche Eigenschaften, Tugenden, Umstände und Zustände anzupreisen, für die wir keinen Sinn mehr hatten, oder vielmehr, die unsern Sinnen ganz entrückt waren. — Wir sollten und wollten unsere Glückseligkeit mit Verachtung — mit Hintansetzung wenigstens, der Wollust und der Reichthümer suchen; und es war doch nichts mehr da, wofür wir etwas thun konnten, als — Wollust und Reichthümer. Keine der Bedürfnisse, welche die Seele mit Gewalt erheben, waren mehr vorhanden; keine Gegenstände mehr, bessere und freywillige Bestrebungen zu erwecken.

Und nun? sagte Biderthal vor sich.

Und nun, fuhr Woldemar fort, stand ein Mann auf, der es frey heraus sagte: Wir schätzten nur die Wollust, hätten nur unsere Sinne, gerade fünfe an der Zahl, und kein Herz und keinen Geist; nur Begierden, und kein unmittelbares Gefallen am Menschen, keine Liebe: die Tugend die sich selbst lohne, sey ein Hirngespinnst.

Wer Ohren hatte zu hören, der hörte. Ganz Europa fiel der neuen Lehre bey. Man wußte ihren

Urheber nicht genug zu rühmen, und nicht genug ihm zu danken.

Und in der That war es ein großes, den Geist seiner Zeit so zu fassen, wie es Helvetius gethan hatte; die leeren Schatten vollends zu verjagen; alle bloße Dunstgestalten zu zerstreuen; und aus den einzig wirklich vorhandenen Materialien ein neues System von Tugend und Glückseligkeit aufzuführen, das so schön und bündig war, als es aus dergleichen Materialien nur immer werden konnte. — Daß er aber diese Materialien durchaus und überall für die einzigen hielt, und nun glaubte und zu behaupten wagte, Sokrates und Epiktet, und Curius, Metellus, Sülly, Alfred — Helden, Heilige und Weise, alle, groß und klein, hätten im Grunde nichts anders vor Augen gehabt, als was auch Er, Generalpachter von Frankreich, vor Augen hätte, und wären nur nicht klug genug gewesen, um, wie er, genug zu wissen was sie wollten, — wodurch sie denn in den mancherley Irrgärten der Tugend wären herum getäuscht worden, und darüber das Eins das Noth ist, den bessern Theil, wirklich zu erhaschen versäumt hätten:

— dies zeugte von einer Taubheit des Herzens, und einer Versunkenheit der Lebensgeister, welche in jeder gesunderen Seele die widrigste Mischung von Mitleiden, Unwillen und Ekel erregen mußte.

Allein dieser gesunderen Seelen waren nicht viele unter denen, welchen die Stimme des Propheten der Sinnlichkeit erscholl; weit die meisten fanden, daß er wunderbar ihr eigenes Herz ihnen offen gelegt hatte, und sie riefen laut: dieß wäre die reine volle Stimme der Natur. — Das hörten die Jünglinge — und sie wurden weise wie ihre Väter; lernten die Vorschriften der alten Sittenlehre verspotten; den blinden Enthusiasmus für Tugend und Ehre in ihrem Herzen verlachen; alle das unnütze Zeug von sich wegthun, „was doch keine Freuden verschaffen könn„te, die sich nicht auf eine weit vollkommenere Art „aus dem rosenbekränzten Becher, und von den Lip„pen einer schönen Cyane saugen ließen." Jeder demnach eiferte die kahlen Umschweife zu vermeiden, und gerade auf das Ziel loszugehen; niemand wollte der Betrogene seyn, und sich durch Alfanzereyen von Tugend und Ehre hinter das Licht führen lassen, Spiel-Marken anstatt des Geldes einsäk-

keln. Und so verschwanden vollends Tugend und Ehre, wie auch das Geld verschwinden würde, wenn die Metalle ihren eigenthümlichen inneren Werth bey uns verlören. Die Folgen dieser Vernichtung des Edelsten und Besten haben wir gesehen, und sehen sie, leider! noch. Aber die Menge der Hinabgesunkenen wird, hoffe ich, die Kluft bald gefüllt haben. Zu umgehen war sie nicht; alles nahm zu gewaltsam die Richtung nach ihr hin. Unsre Herzen waren durchaus eitel geworden, und da der Mensch den Trieben des Herzens allein doch am Ende folgt; wozu hätte es genützt, daß diese länger geläugnet, länger verstellt geblieben wären? Daß sie offenbar wurden, daß sie eine Zeitlang allein herrschten, ungehindert alle ihre Wirkungen hervorbrachten, war unendlich besser. Denn so tief konnte bey dem allen der Mensch nicht sinken, daß er irgend eine Eigenschaft seiner Gattung ganz verloren hätte. Eben so wenig konnten alle und jede Veranlassungen aufhören, diejenigen Kräfte in ihm aufzurufen, in deren Anwendung er den besten Genuß seines Daseyns von jeher gefühlt hat und auf alle Zeiten hinaus fühlen wird. Er mußte also bey seinem unseli-

gen Versuche bald der Dürftigkeit des Zustandes inne werden, auf den er sich so treuherzig einschränken wollte. Aus dem wiederholten, obgleich nur dunkeln Gefühl dieser Dürftigkeit mußte allmählig eine deutlichere Erkenntniß hervorgehn; aus dieser Erkenntniß, so lange der einmal gefaßte Unglaube an ein Besseres fortdauerte, Verzweiflung; und aus dieser Verzweiflung, eine betrübte, niederschlagende Resignation. Wir kennen diese philosophische Resignation, dieses höchste Gut, oder vielmehr dieses Ende der Weisheit unserer Helden und Heiligen der Sinnlichkeit, der zufolge sie über die Nichtswürdigkeit, über den unerträglichen Ekel, der sie verzehrt, durch die Wissenschaft dieses Ekels und dieser Nichtswürdigkeit sich zu trösten suchen. Eine dürre fürchterliche Wüste!

Aber sie hat einen Ausgang. Er ist schwer zu finden; doch wird er gefunden. Ich selbst kenne einige Zurückgekommene, die nun mit voller Seele an der Tugend höchstes Wesen glauben. — „Da mich, sagte einer von diesen zu mir, ein guter Geist durch tausend Krümmungen an einen Ausgang des Labyrinths geleitet hatte, und ich nun einen Pfad, der

sich in gerader Richtung vor mir hinzog, betrat, gelangte ich bald in Gegenden, wo mir wurde, als erwachte ich aus einer tiefen Ohnmacht. Warmes Blut trat mir ans Herz, und mein Herz fieng an hoch zu schlagen. Mein innerstes Bewußtseyn erwachte. Ich erblickte eine neue Welt, empfing ein neues Daseyn. Unerschütterlich wurde nun meine Ueberzeugung, daß die thierischen Triebe nicht unsre ganze Natur ausmachen; daß der beste Genuß unseres Wesens uns nicht von unten herauf, sondern von oben herab kommt, — der Mensch nicht allein vom Brodte lebt; — und daß die höchste Glückseligkeit nicht eine gewisse Art des äußerlichen Zustandes, sondern eine Beschaffenheit des Gemüths, eine Eigenschaft der Person ist."

Gewiß, meine Freunde, wird die Anzahl der Zurückkommenden sich vermehren. Je weiter diese Unglücklichen von der Tugend entfernt waren; je unschuldiger — oder je gewissenloser durch eine gänzliche Verblendung: desto tiefere Wurzeln wird der wieder erlangte bessere Glaube in ihre Herzen schlagen. Sie haben empfunden, wie dem Menschen bald zu Muthe wird, der, ohne Widerhalt, endlich

jedem, auch dem kleinsten Reiz zur Lust unterliegen muß; welche Schwäche, welche Niederträchtigkeit den Abgöttischen umfaßt und gefangen nimmt, dem auf jedem Schritt ein elender Gegenstand voll Allmacht entgegen kommt; welcher Umgang in einer Gesellschaft von lauter dergleichen Götzensclaven ist, die, ohne Selbstständigkeit, ohne Zuversicht und ohne Liebe, wie Gespenster durcheinander schweifen, — in dringendern Momenten ihre Sehnerven fast zerreißen, um einen Zug der Wahrheit von einander zu erhaschen; einen Blick, um sich mit Vertrauen hineinzuhacken; — sie haben empfunden, wie schwer die Errettung aus diesem jammervollen Zustande ist; wie es demjenigen, der lange jedem seiner Triebe nachhing, und nicht einmal die Vorschriften seines Eigennutzes zu befolgen wußte, wie es dem so schwer, ja beinah unmöglich werde, sich den unwandelbaren Gesetzen der Rechtschaffenheit treulich zu unterwerfen; und wie dennoch eine solche Unterwerfung ohne Ausnahme und nachherige Klügeley, Tugend und Charakter allein zu sichern vermöge.

Einen Augenblick! so ungern ich Sie unterbreche; fieng Henriette an. — Sollte das wahr seyn,

daß die Erfahrung des Lasters den, der glücklich durchkommt, zu einem desto besseren und weiseren Menschen mache? Ich glaube beobachtet zu haben, daß der volle Abscheu, welchen die Unschuld vor dem Laster fühlt, mit dieser Unschuld unwiederbringlich verlohren gehe. Eben so die volle Liebe zum Guten und Schönen. — Die bezaubernden Reize des Lasters verderben die Einbildung, verwirren, durch die Einbildung, den Verstand, und lassen in dem Herzen, das sich ihnen hingab, eine unheilbare Schwäche zurück. Die reinste Seele, wenn übrigens keine zu große Verschiedenheit der Kräfte vorhanden ist, wird sich immer auch als die stärkste beweisen. Ich weiß auch kein Beyspiel, daß ein Lasterhafter, durch Erfahrung belehrt, bloß aus sich selbst anderes Sinnes geworden wäre: immer hatte er seine Veränderung einer glücklichen Begebenheit zu verdanken, wo ihm Unschuld in den Weg trat, ihn anblickte, oder ihren unbefleckten Mund wider ihn aufthat. — — Zuverläßig, mein Freund, liebt derjenige am meisten das Gute als gut, der es nie verließ! Die andern unterwerfen sich blos der Tugend, oder liebkosen ihr; dieser ist der Tugend Freund!

Wahr! wahr! rief Woldemar aus — Kein Licht leuchtet so hell, als das Licht einer Seele voll Unschuld, und der Friede aus der Höhe übertrift alle Vernunft und Erfahrung. Ich denke mit Schaudern an den Wetterstrahl, der aus einer einfältigen Rede oft in mein Herz fuhr und mich zu Schanden machte. — Aber, liebe Henriette, ich glaube nicht wider diese Wahrheit geredet zu haben. — Hören Sie mich ganz!

So weit die Geschichte reicht, sehen wir Tugend und Laster in wunderlicher Vermischung; in einer Vermischung, die wie ein Vergleich aussieht: beyde überall mit gewissen äußerlichen Formen der Lebensart, der Gesetzgebung und der Religion gleich unzertrennlich verknüpft; nirgend Tugend in eigener Gestalt. — Die bloßen Triebe zum Guten und Edeln, ungeläutert und sich selbst überlassen, diese Triebe mit ihren unmittelbaren zufälligen Aeußerungen, sind noch nicht die Tugend, sie sind nur ihre Elemente. Diese Elemente hat die Zeit analysirt, eine Menge Scheidungen damit vorgenommen, mit dem Geschiedenen allerhand Mischungen versucht. Jede dieser Mischungen erhielt ihr eigenes Gefäß

und Siegel. Einige läuterten sich schön. Zerbrach nun aber das Gefäß, oder bekam es eine Oefnung; so verflog der Geist, und hinterließ wenig mehr, als Geruch. Mit allen bisherigen Formen der Menschheit ist es so ergangen. Gute und schlechte haben unter einander sich zertrümmert; alle in Unwesen sich entbildet; sind zusammen ein ungeheures Chaos geworden, das noch gährt: die Oberfläche eine scheusliche Sache; die vermischte Ausdünstung Gestank!

Einige Form — muß jedem Dinge bleiben; und so behält auch der Mensch auf alle Fälle wenigstens die Form seiner besondern Thierheit. Diese war es nun, wohinein er alles flüchtete, was er noch zu retten gewußt hatte, und er wendete an ihre Ausbildung seine gesammten Kräfte.

Der Erfolg war zum Erstaunen; nichts war ihm noch in dem Grade gelungen. Verfeinerte, ausgearbeitete Thierheit, dachte er, müßte also wohl seine eigentliche wahre Bestimmung seyn; und er verdoppelte die Schritte. — Nicht lange, so wähnte er sich nahe an der höchsten Vollkommenheit seiner Natur. Er jubelte, taumelte vor Stolz. Das Thier, und das Thier allein, sollte und

wollte sich nun alles in allem seyn; sollte und wollte von keinem Geiste mehr wissen, weder in ihm, noch über ihm. Und damit entfloh der letzte Funken ächter und alter Tugend.

Aber auch ohne Tugend kann der Mensch nicht dauern, so wenig als ohne Speise und Trank. Er mußte also — oder vielmehr er muß, denn in diesem Zeitpunkte befinden wir uns eben, — er muß — er wird, durch seinen menschlichen Instinkt gezwungen, aus den Tiefen seines Wesens sich eine Tugend wieder hervorschaffen.

Und diese Tugend, da sie, allen nur ersinnlichen Hindernissen zuwider, aus seinen nothwendigsten und dringendsten Trieben, wie von selbst hervorgegangen ist, muß und wird ihm die Geheimnisse seiner Natur und seiner Glückseligkeit heller offenbaren, als es noch keine Form bisher zu thun vermögend war *).

*) Plato sagt im zweyten Buche der Republik: „Kein Einziger von euch, lieben Freunde, die ihr euch Lobredner der Tugend nennt, von den Heroen der Vorzeit an, deren Sprüche uns aufbehalten sind, bis zu unsern Zeitgenossen; kein Einziger hat jemals auf eine andre Weise das La-

Ich weiß nicht, erwiderte Biderthal, ob du wirklich neue Ideen in mir erweckest, meinem Verstande eine wahrhaft neue Erleuchtung mittheilst, oder ob du mich nur blendest. — Ich finde doch am Ende immer den Gedanken wieder, daß Tugend aus Begriffen nicht viel mehr als ein Fantom seyn kann. Die erste gute Handlung, wenn ich so reden mag, die ausgeübt wurde, ohne Vorschrift, ohne Gesetz, ohne Absicht auf ihre Güte ausgeübt; ihren Lohn hatte sie bey sich in der Befriedigung des Triebes der sie foderte; und so wurde sie jedesmal wiederholt,

---

ster gescholten, die Tugend gelobt, als um des guten Namens, um der Ehre, um der Geschenke willen, die uns die Tugend gewährt. Beydes an sich selbst, wie es mit seiner eigenthümlichen Kraft in des Besitzers Seele wohnt, verborgen vor Göttern und Menschen: dies hat keiner jemals, weder in Gedichten noch in gewöhnlicher Sprache kund gethan. Daß nemlich die Ungerechtigkeit von allen Uebeln der Seele das größte; Gerechtigkeit aber, das größte Gut sey. Hättet ihr alle, von Anfang an, so gelehrt, und diesen Glauben in uns gebracht, so würden wir nicht einer den andern davor hüten, Unrecht zu thun; sondern ein jeder würde sein eigener vornehmster Wächter seyn, aus Furcht, wenn er Unrecht thäte, dem größten Uebel in sich Raum zu geben.

wenn eine ähnliche Gelegenheit sich hervor that. Wo Tugend lebendig ist, da besteht sie auf diese Weise. Es ist damit wie mit der Freundschaft, die sich nicht machen, nicht zusammensetzen läßt, sondern durch gegenseitiges Verhältniß, wie aus Einem Stücke, entweder da ist, oder nie da seyn wird; ohne unmittelbaren Geschmack ist sie eitel Heucheley. — Alles was sich von den Vortheilen der Tugend, von den Freuden, die sie begleiten, von ihren Triebfedern in Gedanken aufbewahren, gleichsam, verzeihe mir ein niedriges Gleichniß — einsalzen und in den Rauch aufhängen läßt — ist so weit hergeholt, so schwach und so schwindend! — Und dergleichen Gedanken sollen denn doch sinnliche Begierden überwältigen; mit ihrer Vereinigung soll eine Form sich bilden, worin unsere Kräfte coaguliert, zu einem undurchdringlichen Ganzen höchster Vortreflichkeit werden! — Ich fasse das nicht — begreife noch weniger von einer Tugend in eigener Gestalt, die aus unseren dringendsten Trieben wie von selbst hervor gehen könnte. Denn es giebt doch wohl kein innerliches Bestreben im Menschen, das nicht durch den Reiz eines Gegenstandes außer ihm

zuerst wäre in Bewegung gesetzt worden. So wenig unser Angesicht sich in sich selbst beschauen kann: so wenig kann es unsere Seele. Sie wird ihres inneren Wesens nur durch Anstoß und Gegenwirkung gewahr. Zur Entdeckung unserer besten, reinsten, unsinnlichsten Freuden gelangten wir indem wir sinnlich handelten. Und obschon wir dergleichen Empfindungen nachher abzusondern, einigermaßen in uns aufzubehalten vermögen; so können sie doch in dieser Abgezogenheit nur auf eine sehr düstere und hinfällige Weise bestehen; sie gleichen, wie ich schon vorhin bemerkte, einem Traumgesicht, und bedürfen einer immerwährenden Erfrischung durch wiederholte That. Tugend also muß mit Bedürfniß und Leidenschaft zusammen fließen, wenn sie zuverläßig seyn soll; Lage und Umstände müssen zu Hülfe kommen, damit sie durch täglichen Gebrauch zur Angewöhnung werde! — Wenn nun diese Lage, diese Umstände ...

Du verfällst in Wiederholungen, sagte Woldemar: so kommen wir nicht weiter. Was du vorbringst, ist mir so wenig entgegen und fremd, daß ich meine eigenen Wendungen und Worte in deiner

Rede wieder finde; nur gehst du im Verbinden und Folgern ziemlich einseitig und flüchtig zu Werk.

So viel ist gewiß, daß sich Tugend nicht erklügeln läßt, und daß gute und edle Gesinnungen nur aus guten und edlen Trieben hervorgehen können.

Auch das mag wahr seyn, daß unsre Seele, eben so wenig als unser Angesicht, sich in sich selbst zu beschauen im Stande ist, und daß sie ihres Wesens nur durch Anstoß und Gegenwirkung inne wird.

Aber sie wird es denn doch inne, und sie gelangt zur Beschauung ihrer selbst in unaussprechlichen Gefühlen. Sie, ihr inneres Wesen, ihr wunderbares Ich, wird und ist in allen Menschen sich selbst ein Gegenstand der Betrachtung, der Beurtheilung, und in dieser Beurtheilung, der Freude und des Schmerzes, des Wohlgefallens und des Abscheus, und zwar der nächste, unmittelbarste, wirklichste, fruchtbarste und interessanteste von allen. Da wir den Werth der Dinge außer uns nach ihren Wirkungen auf uns bestimmen, so muß unsere eigene innerliche Beschaffenheit, weil sie uns unmittelbar angeht, uns unendlich über alles andre wichtig seyn. Die Quaalen des Gewissens und der heimlichen Schaam,

die Freuden der Tugend und die Gewalt der Ehre nehmen daher ihren Ursprung, und geben, in ihren wunderbaren Erscheinungen, tausend Beweise für mich an die Hand. Freylich muß, wie du erinnertest und ich zugab, unser Bewußtseyn durch Einwirkung von außen zuerst geweckt werden; bestehen aber und fortdauern kann es nur in sich selbst durch deutliche Erkenntniß, die dem Menschen Persönlichkeit, Freyheit, inniges Gefühl der Seele, eigentliches Leben giebt. Also ist der Begriff, wenn gleich sinnliche Empfindung unmittelbarer und früher ist, dennoch wichtiger, fruchtbarer, höher und besser. Wir sehen auch die Menschen viel weniger durch wirkliche, angenehme und unangenehme, Empfindungen, als durch Meinungen und auf Meinungen gegründete Vorurtheile regiert. Und was am merkwürdigsten ist, und eine tiefe Erwägung verdient: wir werden jeder sinnlichen Vorstellung und ihres Gegenstandes überdrüßig, so bald sich die innere Vorstellung, der Begriff vollkommen gebildet hat. Der Kern ist alsdann genossen, die Hülse leer, und wir lassen sie liegen. Unser Leben hienieden ist nichts anders als eine solche fortgesetzte Ent-

sinnlichung der Körperwelt, und eine Verwandlung von Seele in Seele durch gesellschaftliche Bewegung. Wir würden unseres liebsten Freundes, wir würden unserer selbst überdrüßig werden, wenn in seinem oder unserem Daseyn sich ein Stillstand ereignete. Willkührlich demnach und unwillkührlich, aus Instinkt und Ueberlegung streben wir insgesammt, unsere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, Seele mit Seele zu durchdringen, und in dem Gefühl eigener, unabhängiger, immer weiter sich ausdehnender Vortreflichkeit den höchsten Grad unseres Daseyns zu erhalten.

Worin aber menschliche Vortrefflichkeit bestehe, darüber ist unter Menschen von gesundem Verstande nie ein Zweifel gewesen. Die Gaben sind mancherley; aber jeder ist vortreflich in seinem Maaß, dessen Vernunft seine Empfindungen, Begierden und Leidenschaften überschaut und beherrscht.

Ich sage beherrscht! denn Empfindungen, Begierden und Leidenschaften müssen da seyn, wenn sich menschliche Vernunft hervorthun soll. Aus stumpfen Sinnen werden nie helle Begriffe hervorgehen; und wo Schwäche der Triebe und Begierden

ist, da kann weder Tugend noch Weisheit eine Stelle finden. Kein Volk; keine Obrigkeit! Keine Obrigkeit; keine Gemeine! Je zahlreicher aber und je rüstiger die Menge, desto größer das Fürstenthum!

Und gleich einem Fürstenthum ist die Vernunft, von der ich rede. Ihr gehört jenes herrschende Gefühl, jene herrschende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Gefühlen ihre Stelle angewiesen wird, und ein höchster unveränderlicher Wille in die Seele kommt; sie entwickelt in sich selbst jenen auf unüberwindliche Liebe gegründeten unüberwindlichen Glauben, und mit diesem Glauben jenen heiligen Gehorsam, der die edelste und höchste Kraft des Menschen, der die Krone seiner Freyheit ist.

Unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist hierüber nur eine Stimme gewesen. Nicht den feurigen Sinn und das glühende Herz für sich allein, sondern den starken Geist, der Herz und Sinn nach Gesetzen zu lenken wußte, haben sie über alles bewundert. Einen Agesilaus bewunderten sie, wenn er den Preis der sauersten Arbeit, die Erfüllung seiner heißesten Wünsche, den Ruhm Asien er=

obert und den Thron des großen Königs umgestürzt zu haben, auf den ersten Wink der Ephoren dahin giebt, und nach Sparta zurück eilt, indem er, wie Xenophon sagt, dem Gehorsam gegen die Befehle seines Landes und einem durch die Gesetze eingeschränkten Ansehen, vor jenen großen Besitzthümern in Asien und vor der unumschränkten Gewalt, die sich ihm anbot, den Vorzug ertheilte. — Eben diesen Agesilaus, wenn er sich dem Kusse der Liebe entzieht; seiner Leidenschaft, der Betrübniß ihres Gegenstandes, und dem gefälligen Rathe seiner Freunde widersteht, und endlich zu diesen sagt, nachdem er eine Zeitlang nachdenkend und ganz in sich gekehrt da gestanden hatte: — „Laßt mich; denn ich kann euch versichern, daß ich eine größere Wonne genieße, indem ich von neuem diesem Kuß entsage, als wenn ich in diesem Augenblicke die Gewalt erhielte, alle meine Wünsche zu befriedigen.“ — Einen Lysander bewunderten sie, wenn er von seinem Freunde, den er zum Könige, und, was in den Augen dieses Freundes noch mehr war, zum Heerführer der verbundenen Griechen wider die Perser gemacht hatte; wenn er von diesem Freunde auf

die schändlichste Weise gekränkt, seine andern Freunde ermahnt, von ihm selbst abzulassen, und sich an den König zu hängen; wenn er dann diesem Könige in den gemäßigsten Ausdrücken Vorstellungen thut, und aus Pflicht gegen sein Vaterland sich als den emsigsten in seinem Dienste zeigt. — Einen . . .

Woldemar! fiel Biberthal lächelnd ein — Bruder! Mit wem redest du? Woher sind die Leute, die du anführst? — Sind sie aus unserm Jahrhundert? Oder reißt das Feuer dunkler Weissagung dich hin?

Ich rede mit dir, antwortete Woldemar treuherzig, und meine Leute sind Lacedämonier, gerade aus dem Volke, welches du vor andern angezogen haben würdest, um deine Lieblingsmeynung zu unterstützen, und welches am eigenthümlichsten den Ruhm der Tugend besaß. Und da wollte ich nur ganz sachte dich auf die Bemerkung leiten, daß es nirgend Menschen gegeben hat, die weniger nach Trieben und Leidenschaften gehandelt, und sich mehr um kaltes Blut und ruhige Vernunft bemüht haben, als eben diese Lacedämonier. Ihre ganze Zucht und Einrichtung gieng dahin, sich von allen mensch-

lichen Gefühlen unabhängig zu machen, und nachher nur so viel davon wieder anzunehmen, als nöthig war, um einen brauchbaren Spartaner vorzustellen. Sie sind der auffallendste Beweis von der Uebermacht des Begriffes über die Empfindung; sind, von dieser Seite betrachtet, die erhabensten Menschen gewesen.

So zeigten sie sich aber nur in dem magischen Bezirk ihrer Verfassung, welches die zweyte Bemerkung ist, worauf ich dich zu führen dachte. Wurden sie aus diesem magischen Kreise herausgesetzt, so verloren sie alle Haltung und begingen die niederträchtigsten und schändlichsten Dinge. Die Ursache hievon? — Sie waren nur für Sparta, nicht für die Menschheit erzogen; ihre Tugend war eine blos bürgerliche Tugend!

König Pausanias zog, als die Ehre seines Landes, gegen den Mardonius zu Felde. Als dieser in der Schlacht gefallen war, und ein Bundesgenosse vorschlug, an dessen Leichnam die dem Leonidas von den Barbaren zugefügte Schmach zu rächen, so schalt ihn der Held, und sagte: Sparta suche seinen Ruhm in der Mäßigung,

nicht in einer niedrigen Rache. Er stellte kurz darauf zwey Gastmale an; das Eine mit Asiatischer Pracht, das Andre mit Lacedämonischer Einfalt. Der Contrast war auffallend; und Pausanias rief aus: Welche Narrheit von einem Mardonius, der so köstlich zu leben gewohnt ist, Leute anzufallen, die alles entbehren können! — Und nun, wie plötzlich fiel er dennoch ab, und wie häßlich ist nicht die Geschichte seiner Verrätherey?

Andern Lacedämonischen Heerführern, die in ähnliche Umstände versetzt wurden, gieng es auf eine ähnliche Weise; dergestalt, daß sogar ein Gylippus, der Befreyer von Syrakus, nachdem er eine Menge großer Thaten verrichtet hatte, der Versuchung unterlag, die ihm anvertrauten zugesiegelten Geldsäcke heimlich aufzutrennen, und sein Vaterland auf die niederträchtigste Weise zu bestehlen. — Eine Prüfung von Lysanders Leben würde uns noch weit andere Dinge sehen lassen; aber ich übergeh ihn lieber und lasse auch den Agesilaus unangefochten. — Genug: wenn ich die Tugend dieses Volks an sich, und dabey noch die Hinfälligkeit dieser Tugend betrachte; so scheint sie mir der Mar-

tern, womit sie erkauft wurde, und des Opfers so vieler herrlichen und schönen Gefühle der Menschheit nicht werth. Ich wenigstens, wenn ich Kinder hätte, würde nie, um ihnen diese Tugend zu verschaffen, sie einer jährlichen Geisselung auf den Tod um den Altar der Diana, den Vorübungen zu diesem gräßlichen Schauspiel, und der Aussendung auf Straßenraub und Meuchelmord dahin geben.

Was die wirklich großen und tugendhaften Männer aus den übrigen Staaten Griechenlandes angeht, so hatten diese sicher ihre Vortrefflichkeit nicht allein der bürgerlichen Verfassung, worin sie lebten, und den öffentlichen Sitten zu verdanken, sondern eben so sehr, und vielleicht in merklich höherem Grade, den Lehren der Weisheit wovon sie durchdrungen waren. Der große Haufe, den allein die Form und gemeine Sitte bildete, war schlechter als bey uns. Wer die alte Geschichte aus ihren Quellen geschöpft hat, kann dies mit Händen greifen. In Wahrheit, man weiß nicht wie einem geschieht, wenn man die Gesinnungen, die Meinungen und den Wandel dieser Völker, sowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten, etwas näher sich vor Augen stellt. Ich

las erst neulich den Thucydides wieder, und mir fiel darin, als hätte ich sie noch nie gelesen, jene Rede auf, welche vor dem Peloponnesischen Kriege von Athenischen Gesandten zu Lacedämon gehalten wurde. Die Athener hatten ihren Bundsgenossen allerhand Drangsale angethan, so daß diese zuletzt sich empörten und zu Sparta um Beystand flehten. Da vertheidigten sich die Athener nun, unter andern, durch folgende Gründe: „Auch ihr, o Lacedämonier, sagten sie, habt ja des Peloponneses Staaten, die ihr beherrscht, nach eurem Vortheil eingerichtet. Und hättet ihr euch damals, als Sparta ganz Griechenland anführte, auf immer behauptet, und bey der Herrschaft verhaßt gemacht, gleich wie wir; so würdet ihr wahrlich die Bundsgenossen nicht weniger drücken, und euch gezwungen sehen, entweder mit Nachdruck zu herrschen, oder euch selbst in Gefahr zu setzen. Eben so ist auch unser Verfahren weder seltsam, noch der menschlichen Sitte entgegen, wenn wir die angetragene Herrschaft angenommen haben, und diese nicht vermindern, von den wichtigsten Gründen genöthigt, von Ehre, und Furcht und Nutzen! Auch ist solches keine Neuerung von uns; sondern

ein beständiges Gesetz: daß der Schwächere von dem Stärkeren gebändigt werde. Ferner dünkten wir uns selbst der Herrschaft würdig, und schienens auch euch, so lange bis ihr, die sonst den Nutzen erwogen, die Gerechtigkeit jetzt in Anschlag bringt; welche noch keiner, wenn auch mit Gewalt etwas zu gewinnen war, vorzog, und den höheren Vortheil vernachläßigte. . . Wer die Macht zu zwingen hat, bedarf keiner Gerichte" u. s. w.

Eben diese Athener hören wir, einige Jahre später, den Meliern, die von ihnen unabhängig waren, drohend einschärfen: daß sie Leute vor sich hätten, die wohl wüßten, daß man das genaueste Recht in menschlichen Angelegenheiten, nur unter Personen, die sich unter einerley Umständen befänden, zum Maaßstabe der Entscheidung mache; wer hingegen die überlegene Macht in Händen habe, der gehe so weit, als er könne, und der Schwächere müsse sich darein ergeben . . . So hielten es die Menschen alle, mit Bewilligung der Götter, die nicht anders wären.

Perikles, in der Ermunterungsrede an seine augenblicklich feig gewordenen, schon vor Sparta kriechenden Mitbürger, beschwört sie, bey ihren tyrannischen Anmaßungen selbst, nicht davon abzustehen, da sowohl Gefahr als Ehre, eine billigere Denkungsart auf das dringendste verböten.

Dieselben Gesinnungen finden wir in den übrigen Staaten Griechenlands, so daß sie auch die Bürger unter einander entzweyten, wovon immer der eine Theil den andern zu unterjochen strebte, und den Vortheil des Stärkeren für den allgemeinen Geist der Gesetze ansah. Nicht die Entfernung willkührlicher Gewalt, sondern ihren Besitz wünschte sich das Volk; nicht die allgemeine Herrschaft der Gesetze, sondern die Herrschaft über die Gesetze. Welcher Despotismus aber kann wohl schlimmer seyn, als Pöbel-Despotismus? Was verderblicher, als das Ringen nach Ansehen und Einfluß bey einer thörichten, ungeschlachten Menge, die alles straft, was ihr nicht gefällt: Tugend, oft und hart; das schlaue Laster aber, selten? „Auch die beste Erziehung,

sagt Plato *) und die edelste Seele ist nicht im Stande hiegegen auszuhalten, und wir werden niemals unter solchen Umständen einen wahrhaft tugendhaften Mann erblicken, es sey denn, daß sich unmittelbar ein Gott zu ihm herab lasse." Daher das Lob derjenigen, als der weiseren und besseren Menschen, die ihr Leben in der Stille hinzubringen suchten, so daß auch vom Epaminondas gerühmt wird: Er hätte sich nie eine Partey gemacht, als nur, um mit öffentlichen Aemtern verschont zu bleiben. Die nemliche Denkungsart finden wir bey den Römern, wo Geiz und Herrschsucht, auch schon in den frühesten Zeiten, die gemeinen Triebfedern waren.

Ich kenne die gute Seite neben dieser schlimmen, und verhülle mir nicht ohne Mühe ihren Glanz. Aber folgende Sätze bleiben unbeweglich: — Daß, wo Menschen bloß durch Neigungeu und Leidenschaften, welche Lage und Umstände in ihnen erwecken, zu Tugenden geführt werden, ihre Tugenden nicht

---

*) Im VI. B. d. Rep.

anders als sehr unrein und mit großen Lastern vermischt seyn können. Ferner: Daß selbst auch diese unreinen und mit so vielen Lastern vermischten Tugenden, nur sehr schwankende und hinfällige Tugenden seyn können. Ersteres ist an sich so klar, wird durch die alltäglichste Erfahrung so sehr bewiesen, und von eines jeden eigenem Herzen, wenn er es aufrichtig fragen will, so tief erkannt, daß es ekelhaft seyn würde, es noch lange beweisen zu wollen. Das zweite ist eine nothwendige Folge des ersten, und findet sich überdem in der hiehin einschlagenden Geschichte, durch die auffallendsten Begebenheiten, auf jeder Seite bestätigt. Umstände und Lagen verwandeln sich beständig; und sie werden um so weniger durch vorhandene Anstalten und Gesetze befestigt, je mehr die eigentliche bürgerliche Verfassung selbst nur ein Umstand — eine Folge blos natürlicher Triebe, eine Art von Ungefähr war. Ein Ruck nach dem andern muß da bald erfolgen, und immer größere Unordnungen zu Wege bringen. Das Uebel erscheint desto größer, je eingeschränkter die Lage, und je angemessener dieser eingeschränkten individuellen Lage die Verfassung war. Alle Tugenden kom-

men um ihre Krücken und fallen danieder. Neigungen und Meinungen sind nicht mehr dieselben; jeder Privatmann hat seinen Sinn geändert: der öffentliche Verstand muß zu rasen scheinen und die alten Gesetze leerer Dünkel werden. Da ist keine Rettung, wenn nicht irgend woher ein freyer, aufgeklärter — philosophisch-heroischer Geist ins Mittel tritt und dem Unwesen abhilft. — — Es ist nicht zu erzählen, und ist nicht abzusehen, was ein Solon, Numa, Pythagoras, Sokrates, Zeno, mit ihren Schülern, gewirkt und Gutes gestiftet haben. Des göttlichen Nazareners, der in dem kleinen Judäa, wie verborgen, eine kurze Zeit umher wandelte; von jedermann verlassen, unter Spott und Schlägen, den Tod am Kreuze litt, und dessen hinterlassenes Wort die Welt umgestaltet hat, erwähne ich nicht, weil ich nur menschliche Kräfte und Mittel in Anspruch nehmen, wägen und vergleichen will. — Und da ist es unläugbar, daß philosophischer Geist, das ist überlegende, durchgreifende, nach ewigen Gesetzen waltende Vernunft, von jeher das Salz der Erde gewesen ist. — Aber es will jetzt Mode

werden, setzte Woldemar, etwas aufgebracht, hinzu — von Kenntnissen zu reden, als wenn sie dumm, von Theorie und Weisheit, als wenn sie thöricht machten. Man verschmäht Unterricht, Studium, Gelehrsamkeit, Bücher, als unwirksame Dinge, und erwägt nicht, oder weiß nicht, wie viel das zu allen Zeiten gewirkt hat; erwägt oder weiß nicht, daß es die Gelehrten waren, die zu allen Zeiten im Grunde die Welt regierten.

Biderthal war in Nachdenken versunken. Dorenburg aber faßte Woldemars letzten Worte auf, verbreitete sich darüber, und führte, um es Woldemarn entgegen zu setzen, nach und nach alles her, was von Antisthenes an, bis auf Mohamed, Montaigne und Rousseau, über das Unnütze in den Wissenschaften, und das Schädliche in den Künsten: wider Philosophen und Philosophie — Wahres, Falsches und Scheinbares gesagt und gefabelt worden. Biderthal erwachte darüber und half. Henriette hetzte. So glitten sie über die Hauptsache weg; ließen bey Seite und vergaßen alles andere, um nur auffallend darzuthun: daß die Wissenschaften der Schlamm und die Grundsuppe

menschlicher Erkenntniß wären, die Gespenster des ehmals Wirklichen und Lebendigen, welche nun im Hause umgiengen und es unwohnbar machten. Ein Gelehrter, wurde behauptet, wäre das unthätigste Geschöpf unter dem Monde, das am Wesenlosen seine einzige Lust hätte, eben so träge als unfähig, einen wahrhaft nützlichen Bürger abzugeben. Verstand hätten wir immer genug, um gut zu seyn; die Einsichten giengen nicht in den Willen über, und machten — wie schon gesagt — das Herz nicht anders, worauf es doch allein ankäme; es wäre noch niemals nur ein einzelner Mensch, geschweige denn eine Gesellschaft, durch Geistes-Anbau besser geworden.

Woldemar hörte geduldig zu. Er sah gern die Unterredung diese neue Wendung nehmen. Der Eifer seiner Freunde ergötzte ihn; er ließ ihm den Lauf. Zuweilen sah er aus, wie betroffen, und als ob er nachdenkend würde. — Endlich fieng er an, an seinen Fingern auf und ab zu zählen, und dabey mit dem Kopfe, bald zu nicken, bald zu schütteln, wie einer, der nicht wüßte, was er von dem Dinge sagen sollte, das er dächte.

Eine Pause kam, und er fiel ein. — Epaminondas! — Xenophon! — Dion! — Archytas! — Perikles! — Thucydides! — Phocion! — Demetrius von Phalera! — Scipio und Polyb! — Cato! — Cäsar! — Brutus! — Cicero! — Plinius! — Antonin — Mark Aurel! — und wie viele andre? Lauter Männer, welche der Philosophie und den Wissenschaften ergeben; größtentheils mit Leidenschaft ergeben waren! — Und man muß gestehen, daß sie in bürgerlichen Geschäften sich doch auch noch ziemlich thätig zu beweisen pflegten.

Eine wunderbare Sache! meinte Woldemar: denn im Ernste ließe sich nicht wohl das für etwas leeres und nichtswürdiges achten, was Männer, die gewiß im Falle gewesen wären, den Werth der Dinge und ihren Einfluß auf die menschliche Seele aus eigenem Gefühl und aus eigener Erfahrung zu schätzen, für ein so großes Gut gehalten hätten, daß sie sich nicht gescheut, es gegen jedes andre auf die Wage zu legen.

Der erste auf meiner Liste, fuhr er fort, war Epaminondas. Von ihm merkte ich schon vorhin

an, daß er öffentliche Bedienungen geflohen habe. Liebe zu den Wissenschaften, denen er alle seine Muße widmete, soll hievon die Hauptursache gewesen seyn. Dabey, sagt die Geschichte, sang er und schlug die Zitter wie Damon; spielte wie Olympiodorus auf der Flöte; tanzte wie Calliphronus. Und dennoch wo ist ein Held, der größer, wo ein Bürger, der besser genannt zu werden verdiente? — Ich übergehe die andern Namen, weil es mir genug scheint, an sie erinnert zu haben, und weil mir so eben noch etwas viel ärgeres einfällt.

Es sind die drey Mönche aus dem Hieronymiter-Orden, welche Ximenes, selbst ein Mönch, mit unumschränkter Vollmacht nach Amerika schickte, um in den Colonien neue Einrichtungen zu treffen. Diese Mönche, welche aus der Einsamkeit des Klosters und dem sogenannten Müßiggange der Studierstube auf einmal in die Geschäfte der Welt versetzt wurden, sah man Wunder der Thätigkeit, der Standhaftigkeit und der Weisheit verrichten. Sie bewiesen ein so tiefes Einsehen, eine so weit umfassende Klugheit, eine so große Mäßigung, Uneigennützigkeit und Herzhaftigkeit, daß ihr Ver-

dienst über alles Lob erhaben ist. — Ein ähnliches Beyspiel finden wir an Petro de la Gasca, welcher, um den Aufruhr des Pizarro beyzulegen, nach Peru abgeschickt wurde. Er wollte keinen Ehrentitel, kein Gehalt, keine Begleitung; sondern machte sich allein, mit einem Bedienten, seinem Kirchenrock, und seinem Brevier auf den Weg. So langte er an, und versuchte alles Mögliche, um in dieser unscheinbaren Gestalt seine Absichten zu erreichen, und weiter nichts als ein Diener des Friedens zu seyn. Als aber Nothwendigkeit und Pflicht es ihm geboten, ergriff er den Degen, stellte sich an die Spitze des Heers und der Flotte, siegte, ordnete, kam wieder nach Spanien, und zog sich in seine Einsamkeit zurück. Ueberhaupt waren die Geistlichen noch zu jener Zeit, durchgängig, die besseren, tüchtigeren Menschen, weil sie fast die einzigen waren, deren Verstand durch einen gewissen förmlichen Unterricht einige Ausbildung erhielt, und deren Lebensart stilles anhaltendes Nachdenken begünstigte, und an Ordnung gewöhnte. Wie viele Grausamkeiten haben sie nicht in Amerika verhindert; wie vielen sich mit Nachdruck und Gefahr, obgleich

vergeblich, widersetzt; wie manches Gute hie und da noch gestiftet: sie, und sie allein!

Was ein Grad mehr oder weniger von Aufklärung vermag, davon erblicken wir im Großen ein sehr auffallendes Beyspiel, wenn wir die Eroberung von Mexico durch den Cortes, und die von Peru durch den Pizarro, mit einander vergleichen. Bis zu den kleinsten Umständen ist hier alles lautschreyendes Zeugniß wider Eure Lehre.

Und haben wir nicht an den Katholiken und Protestanten in Deutschland ein Beyspiel in der Nähe? Wo liegt die Ursache, daß sich unter diesen so bald, in jedem Fache, die tüchtigeren Männer fanden? Daß sie nicht nur in allen Wissenschaften entschieden sich hervorthaten, sondern auch die besten Geschäftsmänner, die größten Aerzte, Künstler und Erfinder lieferten? Daß sittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe, und Völker verbindende Betriebsamkeit gleichsam ihr Eigenthum wurden? Schon ins dritte Jahrhundert dauert diese Erscheinung fort: denn noch sind die Protestanten überall, bis zur niedrigsten Classe herab, und Zahl gegen Zahl, bey weitem die Geschicktern, Sittlicheren, Emsigeren

und Klügeren. Der Unterschied ist auffallend, wo beyde Partheyen neben einander wohnen. — Wie erklären wir dieses? Doch wohl nicht aus der Verschiedenheit des theologischen Lehrbegriffes! Wie denn Frankreich? das ganz katholisch ist, und doch keinesweges auf die angeführte Weise contrastieren könnte. Also nicht in der Religion, sondern in etwas Zufälligem, wenigstens mit ihr nicht wesentlich Verknüpftem, muß jene merkwürdige, Deutschland eigenthümliche Erscheinung ihren Grund haben. Mir däucht, es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfsinns um diesen Grund im Ganzen der Erziehung und Anführung, in der Materie und Form des Unterrichts, wie er, vom lallenden Kinde an bis zum Lehrer der Beredsamkeit auf hohen Schulen, an beyden Seiten ist und nicht ist, zu entdecken. Die ersten Beförderer der Reformation waren Humanisten, und so wurden die Humaniora bis zum A B C Buche herab bey der Gegenparthey verdächtig. Das Wort sollte nicht weiter Fleisch werden!... Genug an diesem Winke, da es an sich schon klar ist, und keiner Ausführung an Beyspielen bedarf, daß mit fantastischen oder abergläubischen Vorstel=

lungen verschonte Köpfe, desto mehr Raum für wahre und fruchtbare Begriffe behalten, und eigentliche Grundsätze nur in ihnen recht gedeihen können: daß Verständigung des Gewissens das Herz nothwendig läutert, seine Bewegungen richtiger und zuverläßiger macht; daß wahre Erleuchtung den Menschen, unter allen Umständen, auch bessert, und darum selbst die geringste wirkliche Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts, von unendlich guten Folgen seyn muß.

Noch eine sehr merkwürdige Erfahrung! fuhr Woldemar fort; und die ganz hierhin gehört — diese nemlich: daß, gewöhnlich, wir den protestantischen Missethäter getroster zum Gerichtsplatz wandeln sehen, als den katholischen. Gleichwohl kann der Katholische, wenn er es von ganzer Seele ist, sich des Himmels vielleicht gewisser glauben, als der Protestant. Aber dieser ist durch das bischen mehr Unterricht, das er in seiner Kindheit genossen hat, eines geistigern Enthusiasmus fähig, sein Begleiter weiß lebhaftere und zusammengesetztere Vorstellungen in ihm hervorzubringen, und das ist genug, um seinen Muth und seine Kräfte so merklich zu erhöhen.

Noch ein letztes Wort, und ich schweige!

Die Welt ist voll von dem Ruhme der Männer, welche die Stoische Schule hervorgebracht hat; und gewiß sind ihre Tugenden und großen Eigenschaften doch mehr dem Geiste dieser mächtigen Philosophie, als dem Patriotismus oder irgend einer aus bürgerlichen Verhältnissen entsprungenen Gesinnung beyzumessen. Eines Brutus, eines Cato will ich nicht einmal erwähnen, so ungünstig jeder Tugend auch schon damals Roms Verfassung war; sondern eines Soranus, eines Helvidius, eines Thrasea, die in Zeiten lebten, deren Verderbniß schaudern macht. Von Soranus und Thrasea sagt Tacitus, daß Nero, nach Hinrichtung so vieler großer Männer, in diesen beyden endlich die Tugend selbst auszurotten gestrebt habe. Ich weiß nichts rührenderes und nichts größeres als das Ende des letzteren. Da man ihm die Botschaft seiner Verurtheilung brachte, war er in einer Unterredung mit dem Philosophen Demetrius über die Natur der Seele begriffen. Er ging dem Quästor entgegen, und hierauf mit Helvidius und Demetrius in sein Zimmer, hielt die Adern an bey=

den Armen hin, und als das Blut floß, rief er den Quästor näher, spritzte es über die Erde und sagte: libemus Jovi liberatori! Jupitern dem Befreyer! .... O Freunde! — Der Mensch ist durchaus gebrechlich und wandelbar in seinem Thun; aber wo er noch einige Größe, einige Standhaftigkeit zu beweisen vermag, da vermag er es allein durch irgend einen hohen Begriff, der in seiner Seele herrschend geworden ist; da handelt er aus Vernunft, die das Leben des Geistes — Gefühl der Gottheit und ihrer Kraft ist.

Henriette sprang auf, ergriff Woldemars Hand, drückte sie an ihr Herz und wollte sie küssen. In den Augen der übrigen stand es deutlich, daß sie Theil an Henriettens Empfindungen nahmen, in ihren Dank willigten, und im Grunde des Herzens ihn bestätigten.

Die Sonne ist untergegangen, sagte Woldemar; wir sind tief im Walde: laßt uns aufbrechen, meine Freunde!

Es war ein schöner Heimweg für alle.

Woldemar wurde noch über seine Aussichten in eine bessere Zukunft befragt: Was er eigentlich hoffe;

ob er ein Ende sehe; und welche Ordnung der Dinge alsdann seyn werde?

Woldemar bekannte, daß er kein Ende sehe. Alle Veränderungen, die mit der Menschheit vorgiengen, sagte er, veränderten nur hie und da ihr äußerliches Ansehen, ohne jemals ihre Art zu verändern, und dem Sittlichen über das Unsittliche wirklich die Oberhand zu verschaffen. Der große Haufe der Menschen bliebe in demselben Grade eigensüchtig, gewaltthätig, thierisch — von Herzen lasterhaft. Zu einem äußerlich sittlichen Verhalten bequemten sie sich nur aus Noth, der Verträglichkeit wegen; und so würden auch ihre innerlichen freywilligeren Tugenden nur aus Unbehagen erzeugt, nur um mit sich selbst einigermaßen leben zu können. Diese wie jenes, Gerechtigkeit und Weisheit, würden zu den Mühseligkeiten des Lebens, zu den beschwerlichen Ausgaben gerechnet, und man hielte für die Einnahme, was ungestraftes Laster, willkührliche Gewalt, leichter und vollkommener verschafften. Kurz, die Menschen im Durchschnitte sähen es für ihren Vortheil an, dem besseren Theile ihrer selbst, der eigentlichen Humanität, allen möglichen Abbruch zu thun,

und ihre Brutalität in Freyheit zu setzen. Da es immer so gewesen wäre; und, nach seinem Urtheil, immer so bleiben würde, wenn nicht in dem Wesen selbst des Menschen eine Veränderung vorgienge, wodurch das Verhältniß seiner Neigungen und Kräfte umgekehrt würde: so hätte er aus voller Ueberzeugung wider die zu hohe Meinung seiner Freunde von den vergangenen Zeiten sich auflehnen und die gegenwärtige Periode, als — vielleicht — mit besseren Dingen schwanger in Schutz nehmen können. Denn der sittliche Trieb im Menschen könnte zu wirken und auch in Absicht des Ganzen der Menschheit sich thätig zu beweisen nicht aufhören: er wäre die wahre eigentliche Menschenenergie; Gott im Menschen. Der Gegenstand dieses Triebes wäre — Tugend in eigener Gestalt; nämlich: reine Tugend, Tugend als Zweck an sich. Auf eine bewundernswürdige Weise hätte sich diese Energie in Zeiten, wo Unsittlichkeit und Unvernunft alles zu verschlingen drohten, mehrmals bewiesen. Welcher Gestalt sie unsern gegenwärtigen Bedürfnissen zu Hülfe kommen würde, darüber hätte er keine Vermuthung;

nur dünkte ihm, eine große Veränderung zum Bessern — oder der jüngste Tag müsse vor der Thüre seyn. Er verließe sich darauf, daß Gott im Verborgenen regiere. Das Vergangene wäre ihm eben so räthselhaft, als die Zukunft dunkel; doch hätte Geschichte und Beobachtung ihn so viel gelehrt, daß in allem und durch alles ein freyes Wesen herrsche, welches wir vergeblich zu binden suchen. Dies nicht sehen — dem Gotte mit Gewalt entfliehen, so gar ihn unterwerfen zu wollen, wäre Geist der Zeit — Aber Er würde sich zeigen — unüberwunden!

Das Waldgespräch, und was auf dem stillen Rückwege bey zunehmender Dämmerung, während ein Stern nach dem andern hervor kam, und man beym Zuhören gleichsam dem Himmel in die Augen sah, noch war geredet worden, hatte tiefe Eindrücke und einen lebhaften Reiz zum weiteren Nachdenken zurück gelassen.

Woldemar war entschlossen, es auf alle Fälle hiebey bewenden zu lassen, und seinen Freunden nicht weiter einzureden. Er zweifelte nicht, daß bald ein

sehr gutes Gleichgewicht von selbst sich machen, alles sich aufs beste fügen und einrichten würde.

Der Erfolg rechtfertigte diese Muthmaßung. Oefter scherzte Woldemar nachher mit seinem Bruder und Dorenburg über ihre Streifereyen in sein Gebiet, und wollte hoffen, es würde ihm doch wohl Noch einmal in seinem Leben so gut werden, daß er über sie, als Sonderlinge — Schwärmer und Separatisten den Kopf schütteln, und die gute Sache des Gemeinsinnes und herrschender Gebräuche, als derselben Stellvertreter, wider sie in Schutz nehmen könnte.

Aber weit davon entfernt, daß dem Uebermüthigen dieser Genuß zu Theil wurde, sollte er im Gegentheil an sich selbst Dinge erfahren, die er keinem Seher geglaubt hätte, und wodurch er, wie es die Folge dieser Geschichte zeigen wird, auf einem langsamen äußerst schmerzhaften Wege erst zu einer tieferen Selbsterkenntniß gebracht wurde.

Biderthal hatte den Wunsch und die Hoffnung, seinen Bruder mit Henriette vermählt zu sehen, unter allen diesen Vorgängen behalten, und redete oft davon mit seiner Luise und bey Dorenburg. Allein

sie sahen miteinander keine Möglichkeit dazu, so lange Hornich lebte, und enthielten sich bey Henriette und Woldemar, die sie von Herzen beklagten, diesen Gegenstand zu berühren, weil daraus nur mehr Mißmuth und eine höchst unangenehme Verlegenheit entstehen konnte.

Nun begab es sich aber, daß Hornich, nach langem Kränkeln, sichtbar seinem Ende sich nahte; und da fiel es Biderthalen unmöglich, länger an sich zu halten.

An einem Abend, da die Geschwister bey Dorenburg sehr vergnügt zusammen bey Tische saßen, und Henriette unversehens, ihres Vaters wegen, abgerufen wurde, hub er an —

Zuerst von dem vielen Guten des thätigen, verständigen, von so manchen Seiten verdienstvollen Greises, der nun bald von ihnen scheiden würde — und wie einem dieß alles so klar vorschwebte, wenn man jemand dem Tode sich nahen sähe; wie man dann nicht begriffe, manches in einem so harten Lichte gesehen zu haben, und sich nun Einseitigkeit, Ungerechtigkeit, Persönlichkeit, mit bitterer Reue, vorwürfe.

— Aber, setzte er hinzu: — Etwas Gutes, womit es hohe Zeit war, wird dieser Tod hervorbringen.

. . Die unselige Quålerey hatte überlange gedauert, und ist mir vielleicht noch peinlicher als dir gewesen, lieber Woldemar! — Jetzt wird dir und noch Jemand bald geholfen seyn.

Woldemar verstand nicht gleich.

„Unselige Quålerey? — Geholfen, mir und noch Jemand? . . . .“

Biderthal låchelte. Luise, Dorenburg und Caroline mit ihm.

Nein, in Wahrheit! sagte Woldemar. — Doch mußte er anfangen mitzulåcheln.

Auf einmal verstand er, fuhr zusammen — sprang, die Serviette wegwerfend, vom Stuhle auf und lief zu Biderthal, dem er um den Hals fiel: — „Meine unselige Quålerey, du guter Biderthal! mein peinlicher, hülfsbedürftiger Zustand! — und küßte den Bruder, lachte, und küßte wieder. — Niemand begriff was ihm begegnete. Alle sahen ihn verwundert an: Dorenburg und Biderthal mit Lächeln;

gern darin verwickelt hätte. Gerade wegen der Reizbarkeit meiner Sinne, der Heftigkeit meiner Begierden, und wegen meiner überhaupt sehr leidenschaftlichen Gemüthsart, lernte ich bald das Zerstreuende, Schwächende, Verwüstende, das mit dergleichen verknüpft ist, als etwas unerträgliches, mir ganz unleidliches erkennen; und bemühte mich nun aus allen Kräften, meiner Einbildungskraft Meister zu werden. Der feste Entschluß und das Gelingen war beynah Eins. Nachdem ich mir alle Anschläge dieser Art schlechterdings untersagt hatte; keinen solchen Gedanken mehr aufkommen ließ: konnte ich mit den schönsten und angenehmsten Weibern vertraulich umgehen, ohne im mindesten meine Ruhe zu verlieren. Wirklich, mein Freund, ist das bey weitem nicht so schwer, als es verdorbene Menschen uns überreden wollen; denn selbst derjenige mächtige Reiz der Schönheit, welcher Leidenschaft erweckt, kann die Seele wie lange entzücken, ehe sich Begierden merken lassen.

Gut, sagte Biderthal: W e n n a b e r d i e s l e t z t e n u n d e i n F a l l w ä r e?

Bin ich ein Knabe? erwiderte Woldemar —

Ich sollte Liebe, leidenschaftliche Liebe im Herzen haben, und es selbst nicht wissen?

Ach! rief Biderthal wehmüthig aus — Du bist ein so unbegreiflich sonderbarer Mensch — Hast dich schon oft so unglaublich getäuscht . . . Wenn du abermals dich hintergiengest, dich verwickeltest — Wenn ich dich wieder unglücklich sehen müßte! O, Woldemar! . . .

Ein tiefer Seufzer brach ihm das letzte Wort im Munde, und er saß da — das rührendste Bild zärtlicher Sorge und ächter Liebe und Treue.

Ueber Woldemar hatte sich mit Biderthals Rede eine Fluth von Erinnerungen, Gedanken und Empfindungen ergossen; so, daß ihn der Anblick seines Bruders mit zehnfacher Gewalt erschütterte. Er wollte sprechen, seine Lippen öffneten sich; aber ihrer zitternden Bewegung folgten keine Worte. Plötzlich traten ihm Thränen in die Augen. Er stand auf, und nachdem er einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen war, näherte er sich Biderthalen, faßte ihn herzlich bey der Hand: — „Sey ruhig, Bester! sagte er zu ihm; ich bitte dich, sey ruhig! Ich schwöre dir in diesem feyerlichen Augenblick, daß

gern darin verwickelt hätte. Gerade wegen der Reizbarkeit meiner Sinne, der Heftigkeit meiner Begierden, und wegen meiner überhaupt sehr leidenschaftlichen Gemüthsart, lernte ich bald das Zerstreuende, Schwächende, Verwüstende, das mit dergleichen verknüpft ist, als etwas unerträgliches, mir ganz unleidliches erkennen; und bemühte mich nun aus allen Kräften, meiner Einbildungskraft Meister zu werden. Der feste Entschluß und das Gelingen war beynah Eins. Nachdem ich mir alle Anschläge dieser Art schlechterdings untersagt hatte; keinen solchen Gedanken mehr aufkommen ließ: konnte ich mit den schönsten und angenehmsten Weibern vertraulich umgehen, ohne im mindesten meine Ruhe zu verlieren. Wirklich, mein Freund, ist das bey weitem nicht so schwer, als es verdorbene Menschen uns überreden wollen; denn selbst derjenige mächtige Reiz der Schönheit, welcher Leidenschaft erweckt, kann die Seele wie lange entzücken, ehe sich Begierden merken lassen.

Gut, sagte Biderthal: Wenn aber dies letzte nun dein Fall wäre?

Bin ich ein Knabe? erwiderte Woldemar —

Ich sollte Liebe, leidenschaftliche Liebe im Herzen haben, und es selbst nicht wissen?

Ach! rief Biderthal wehmüthig aus — Du bist ein so unbegreiflich sonderbarer Mensch — Hast dich schon oft so unglaublich getäuscht . . . Wenn du abermals dich hintergiengest, dich verwickeltest — Wenn ich dich wieder unglücklich sehen müßte! O, Woldemar! . . .

Ein tiefer Seufzer brach ihm das letzte Wort im Munde, und er saß da — das rührendste Bild zärtlicher Sorge und ächter Liebe und Treue.

Ueber Woldemar hatte sich mit Biderthals Rede eine Fluth von Erinnerungen, Gedanken und Empfindungen ergossen; so, daß ihn der Anblick seines Bruders mit zehnfacher Gewalt erschütterte. Er wollte sprechen, seine Lippen öffneten sich; aber ihrer zitternden Bewegung folgten keine Worte. Plötzlich traten ihm Thränen in die Augen. Er stand auf, und nachdem er einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen war, näherte er sich Biderthalen, faßte ihn herzlich bey der Hand: — „Sey ruhig, Bester! sagte er zu ihm; ich bitte dich, sey ruhig! Ich schwöre dir in diesem feyerlichen Augenblick, daß

ich für Henriette nichts, als die reinste, heiligste Freundschaft empfinde; und alle Kenner des menschlichen Herzens sind darüber einig, daß Freundschaft nie in die Leidenschaft der Liebe ausarten könne. Warum willst du, daß ich — wider die Stimme meines Herzens — die Freundinn zu meiner Gattinn machen soll? . . . Lieber! Es ist unmöglich — Ich kann nicht!"

Woldemar wurde gefragt: Ob er denn entschlossen sey, nie zu heyrathen? — Ob Henriette willens sey immer ledig zu bleiben? — Nach letzterem hatte er nie geforscht; über das erstere erklärte er sich zweifelhaft. So schieden sie auseinander.

Henriette erfuhr diese Unterredung am folgenden Morgen von ihren Schwestern. Ueber Biderthals Anrede erröthete sie; und daß Woldemar laut gelacht hatte, machte sie stutzig. Nie war in ihre Seele der Argwohn gekommen, daß über ihre Freundschaft mit Woldemar ein unrichtiger Gedanke möglich sey; — ein Gemisch von Unwillen und Schmerz bewegte ihr Inwendiges. — Und Woldemar — hatte nur gelacht! . . Doch fand sie dies am Ende minder außerordentlich, und verwieß sich ihre

Befremdung. Aber lebhaft fühlte sie in diesem Augenblick den Unterschied — zwischen Mann und Jungfrau?

Ihre Schwestern, denen die kleine Verwirrung, worin Henriette gerathen, nicht entgangen war, machten ihre eigenen Auslegungen darüber. Henriette ließ sie nicht lange im Irrthum; sie erklärte einerley mit Woldemar, und that es noch bündiger als er, und durchaus bestimmter.

Du bist also wohl fest entschlossen nie zu heyrathen? sagt Caroline.

Man kann nicht fester, erwiderte Henriette.

Und Woldemar auch wird nie heyrathen?

Woldemar wird heyrathen, und du sollst sehen, er heyrathet bald.

Ich bitte dich, Henriette, fiel Luise ein — aber du mußt nicht böse werden — Da Woldemar erst zu uns gekommen war . . .

Schon genug! sagte Henriette. — Ich verlange das nicht zu läugnen, daß Woldemar Eindrücke auf mich gemacht hatte, wovon ich damals glaubte, daß Leidenschaft sie leicht zu Leidenschaft würde beleben können. Woldemar kannte sein Herz besser;

und ich — habe seitdem auch das meinige kennen gelernt. Nunmehr, nach der innigen Freundschaft, die unter uns entstanden ist, kann ich mir Woldemar gar nicht mehr als Liebhaber nur denken. Ich bin gewiß, daß ihm in Absicht meiner nicht anders zu Muthe ist. Aber den Fall gesetzt, es wäre möglich, daß Woldemar nun auf einmal in Liebe gegen mich entflammte — sieh! es würde dies eine Wirkung auf mich machen, wovor meine Einbildung sich entsetzt — es wäre das Unglücklichste, was mir begegnen könnte. Gut, daß ich eher des Himmels Einsturz zu befahren habe!

An demselben Tage, gegen Abend, gieng Woldemar zu Henriette, um ihr den Auftritt bey Dorenburg zu erzählen. — „Ich weiß schon alles, unterbrach sie ihn, da er anfangen wollte: Sie sollen heyrathen; das steht Ihnen nicht an, und wir werden uns zanken — denn ich will es, Sie müssen!" —

Wenn ich muß; Wohlan!

„Deine Hand darauf!"

Woldemar zuckte — Henriette lächelte: „Nun?"

Henriette! Schwester! — Was soll dieser Scherz!

„Scherz! — Warum Scherz?“

Ach! rief Woldemar unwillig.

Sacht, sacht! sprach Henriette; ich habe Ihr Wort, und darauf fordere ich Ihre Hand. — Her, lieber Woldemar; her Ihre Hand — für Allwina Clarenau! —

Ey! rief Woldemar, das ist ja wieder etwas Neues! —

„Etwas Neues? Nichts weniger! Ich hatte Ihnen meine Freundinn bestimmt, noch ehe Sie bey uns waren. Dieser Gedanke ist mir von Tage zu Tage lieber geworden, und ich hätte Ihnen längst davon gesagt, wenn nicht die Gewalt, welche Allwinens Vater dem meinigen über das Schicksal des guten Kindes gelassen hat, der Erfüllung meines Wunsches bisher im Wege gewesen wäre. Auf der ganzen Welt ist so kein Mädchen für Sie wie unsere Clarenau.“

Allwina ist ein liebes herrliches Geschöpf, sagte Woldemar; aber um des Himmels willen, warum soll ich denn durchaus eine Frau haben?

Henriette zuckte mitleidig die Achseln: „Wunderlicher Mann! — um desto glücklicher zu seyn; auch um mich desto glücklicher zu machen.“

Sie heyrathen dann wohl auch?

„Wie mögen Sie nur so albern thun, Woldemar? Mit mir, mit Ihrer Henriette dergleichen — ja, Complimente? Als wenn nicht der Unterschied in die Augen fiele? Mich verlöhren Sie beynah ganz, wenn ich meinen Stand änderte; Sie im Gegentheil, bringen mich um nichts, wenn Allwina Ihre Gattinn wird: vielmehr gewinne ich unendlich. Muß ich etwa der Länge nach dies auseinander setzen? — Hiezu kommt noch, daß ich, nach meines Vaters Tode, bey euch am liebsten meine Wohnung aufschlüge.“ —

Woldemar umarmte seine Freundinn — Aber, sagte er, ich fühle keine eigentliche Liebe, nicht die erste Spur einer Leidenschaft für Allwina; sie ist gewiß in demselben Falle gegen mich, und ich kann nicht begreifen . . .

Halten Sie ein, Woldemar, erwiderte Henriette lebhaft; Sie würden mich zum erstenmal in Ihrem Leben ungeduldig machen. — Haben Sie nicht hun-

dertmal versichert, daß Sie nie aus Leidenschaft heyrathen — nie von einem Mädchen Leidenschaft verlangen würden; man dürfe von keinem Mädchen, das ein ächtes Kind der Natur sey, eigentliche Leidenschaft erwarten: denn Mutter Natur habe das Weib nur zu Einer, der Leidenschaft für die Kinder angewiesen; Mutterherz sey ihr wahres, eigentliches Wesen. „Wo ein Weib — sagten Sie — die Leidenschaft der Liebe, gleich uns Männern, zu empfinden scheint; da wird fast immer etwas unlauteres, verkehrtes zum Grunde liegen. Nicht ein herrschender, unmittelbarer Trieb; sondern Leichtsinn, Eitelkeit, schnödes Gelüst reißt es hin. Und darum — fügten Sie hinzu — ist ein ungetreues, buhlerisches Weib mit Recht für das niederträchtigste aller Wesen zu halten" . . . Also, mein Freund, wäre das, was sie eben vorzubringen gedachten, wohl nur eine Ausflucht gewesen; und was haben Sie Ausflüchte nöthig? Sie sind in Verlegenheit, ich seh' es — das kränkt mich eben. Ueber meinen Antrag zu stutzen, war natürlich; wie Sie ihn aber von sich weisen — darin ist . . .

Nicht wahr, sagte Woldemar — darin ist Ver-

stellung? — — Liebe Henriette! ich will Ihnen meines Herzens Gedanken treulich offenbaren. Allwina Clarenau ist allerdings ein sehr reizendes Geschöpf in meinen Augen. Wohl ist es mir auch einmal durch den Kopf geflogen: das wäre gerade eine Frau für dich! und vielleicht wäre der Gedanke öfter wiedergekommen, und hätte nach und nach mehr Raum gewonnen: wäre nicht das schöne innige Verhältniß mit Ihnen gewesen. So aber mochte ich mir nicht einfallen lassen zu heyrathen, weil ich mir nicht wollte einfallen lassen, daß Sie heyrathen könnten. Und dann: ich fühlte mich so glücklich in meiner Lage, — liebe Henriette, so weit über alle meine Hoffnung glücklich, daß ich mich vor der Sünde fürchtete, noch glücklicher werden zu wollen. — Noch glücklicher? — Sage, liebe Henriette, wäre es nicht Frevel? —

Und wäre es nicht Frevel auch von dir, deiner Freundinn einen Mann anzurathen, der doch an dir allein, obgleich nur in Freundschaft, aber doch an dir allein nur mit ganzer Seele hängt? — Nein; laß, laß! — ich bitte dich, Engel, laß! —

Woldemar! sagte Henriette, indem sie sich auf=

richtete, und mit durchdringendem Blicke ihn faßte — Woldemar! Lieber! — nur ein wenig Besinnung! — Für so gering wollten sie Ihre Seele ausgeben, daß ihre Kraft an einem einzigen Gefühl erschöpft wäre? Sehen Sie nicht, was für eine Schmach Sie auf unsere Freundschaft werfen; was für ein läppisches, ärgerliches Ding Sie daraus machen, so bald Ihnen diese im Wege ist, alles seyn zu können, wozu Sie von der Natur den eigentlichsten Beruf haben? Antworten Sie mir nicht, dies lasse sich gegen mich selbst zurückwenden. Sie wissen, was ich seit Jahren beschlossen hatte, und mit bestem Grunde. Ueberhaupt ist mit einem Mädchen der Fall durchaus anders. In meiner Lage nun gar, die so voll herzlicher Geschäftigkeit, so voll wahres Lebens und Genusses ist, daß ich schwerlich zu weit gehe, wenn ich meine Bestimmung für so schön und gut und vollkommen achte, als irgend Eine. — Man bedenkt, man erwägt nicht genug, fuhr sie lächelnd fort, welche nützliche Sache in einer großen Familie, ja im Staat, eine ledige Tante ist. Sie hat alles Gute und nichts von dem Bösen einer milden Stiftung. Daß die mehrsten langwei-

lig, verdrießlich, zänkisch, lästig, unerträglich sind, ist die Schuld der Person, nicht des Berufs. Dieser ehrwürdige Beruf und Stand soll durch mich einmal ein Muster bekommen; ich will — was noch keiner Tante eingefallen ist — den *Tanten* zum Exempel leben — — Genug hievon — Und genug überhaupt. Wenn Ihre Freundschaft zu mir das ist, wofür ich sie immer gehalten habe (und das muß sie seyn, oder es ist Grillenfängerey damit) so kann niemanden dadurch etwas genommen werden, am wenigsten dereinst Ihrer Gattinn, wer sie auch sey. *Allwina*, die bisher so merklich dadurch gewonnen hat; die selbst mich ausschweifend liebt; wie könnte sie dadurch verlieren? Allwina hat von jeher ihren *eigenen* Antheil an Ihrem Herzen gehabt, einen so eigenen vielleicht, als immer ich, und gewiß einen mehr unmittelbaren. Die *Lieblichkeit* des Mädchens, ihre köstliche *Unschuld*, die es einem so hell entgegen strahlt, daß sie unverführbar ist, wie die Unschuld eines Engels; ihre frohe Laune; ihre Arglosigkeit, Genügsamkeit, Selbstvergessenheit... wie waren Sie nicht tausendmal davon entzückt, sind es alle Tage noch? — Und, Woldemar — die

Schönheit des holden Kindes! — Oder ist Allwina vielleicht nicht schön? — (Woldemar mußte lächeln) — und auch vielleicht nicht jung? — Doch ist sie sieben Jahre jünger als ich, eben im neunzehnten. Gewiß, lieber Woldemar, es ist kein geringes Wunder, daß Sie neben Allwina Zeit behielten, mich ihre Freundinn werden zu lassen. Wären Sie nicht der seltsame Mann, mit einem Kopf, der Ihnen wenigstens eben so viel zu schaffen macht, als Ihr Herz, und mit diesem ähnliche Bedürfnisse hat: es wäre nie geschehen — Und desto schlimmer für Allwina! Wie vieles in Woldemar, das ohne mich nie an Allwina gelangt wäre!

Nicht weiter, Henriette! rief Woldemar. Ich verstehe, ich fühle alles; aber ich bin betäubt. Wenn der Engel mir bestimmt ist, ich will ihn nicht von mir weisen. Lassen Sie mir Zeit.

Es war im März, da diese Unterredung vorfiel.

Einige Zeit darauf glaubte Hornich sich von neuem zu erholen, und drang selbst in Henriette, daß sie die Clarenaus auf ihren Landsitz nach Pappelwiesen begleiten sollte.

Dahin kam nun Woldemar öfter zum Besuch. — Gieng und kam wieder. — Wollte nicht bleiben, und blieb jedesmal länger.

Henriette stand in sehr geheimen Verträgen mit der Natur! Diese schien hier ganz mit ihr dazu verschworen zu seyn, daß des guten Woldemars Herz von der Liebe beschlichen würde. Wie ihm bald zu Muthe wurde, erhellt aus einem ziemlich dithyrambischen Briefe, den er in die Stadt an seinen Biderthal schrieb.

Am 28sten April.

Ich glaube, Bruder, alle Nachtigallen haben sich hieher in unsere Büsche beschieden! Es ist ein Singen, daß man es kaum aushalten kann. Alle die andern Vögel dazu. Das Heer von Lerchen, die in unterbrochenem Jubel einem über dem Kopfe schweben. Rund herum die ganze vollständige Symphonie. Und dann — höre! — die Wechsellieder der Nachtigallen durch alle den Gesang durch. Man weiß nicht, wohin man sich kehren und wenden soll. Ruht das Ohr einen Augenblick, dann fallen alle

die Baum= und Hecken=Blüthen über einen — alle das neu gewordene Laub . . .

Und siehe da, die herrliche Ebene; — das vielfarbene Grün dort im Thal! — O, und jene Hügel hinauf! Seitwärts die darüber ragenden Höhen! Hier — durch die Oeffnung — noch weiter! Alle Gipfel durchsichtig; alles so lüftig, so voll lebendigen Othems, sich anhauchend mit Wohlgerüchen, und ausströmend seine beste Kraft in Schönheit und Anmuth . . .

Heute — Wir waren ausgewandert nach Brinken, standen in dem unermeßlichen Obstgarten, schauten in den Blumenhimmel schweigend, wonnevoll.

Man sollte uns Milch in die Kirschenlaube an dem einen Ende des Baumgartens bringen. Sie war gekommen; man rief uns; wir giengen.

Ausgeruht, erquickt, machten wir uns auf zum Rückwege — traten aus der Laube, schauten, entzückter, noch einmal in den Blumenhimmel, konnten die Füße nicht bewegen zum Weggehen.

„Nur Eins fehlt hier, sagte Allwina; ich habe keine Nachtigall gehört.“

Da plötzlich, dicht über uns vom nächsten Zweige, das hellste Schlagen, heller, stärker, fort bis zum Entathmen des Sängers — Es fuhr durch alle Glieder, in die Seele!

Wie mir nur wurde — auch so plötzlich! . . . Ich weiß, ich verstehe es nicht.

Meine Begleiterinnen, die zwey lieben Mädchen standen da vor dem Verzückten. — Gott! Ich wankte, taumelte nieder, verbarg mein Gesicht . . .

Die Sonne neigte sich zum Untergehen. Sachte wandelten wir zurück nach Pappelwiesen. Ich, zögernd hinter den zwey Mädchen — in mich sammelnd alle die Töne, die in meiner Seele angeschlagen hatten, daß sie nicht verhallten, wenigstens nicht so geschwind verklängen. Ein vieljähriges Gemisch dunkler Empfindungen ordnete sich in Accorde, und diese Accorde wieder in Melodie. In den schwindenden Sonnenglanz traten Sirius und Venus. Vor und nach erschienen die übrigen Sterne. — —

— So weit hatte ich gestern Abend geschrieben. Jetzt komme ich von einem Spaziergange im großen Englischen Garten, mit Allwina zurück. Henriette hatte zu schreiben.

Du erinnerst dich der offenen Seite, wo das Wäldchen — und alles, die ganze Gegend, schön, wie ein Paradies, vor einem liegt.

Wie ein Paradies! hatten wir öfter gesagt.

Es schwebte mir auf der Zunge, heute zu sagen: — wie im Paradiese!

Ich konnte nicht, fühlte, daß ich erröthete.

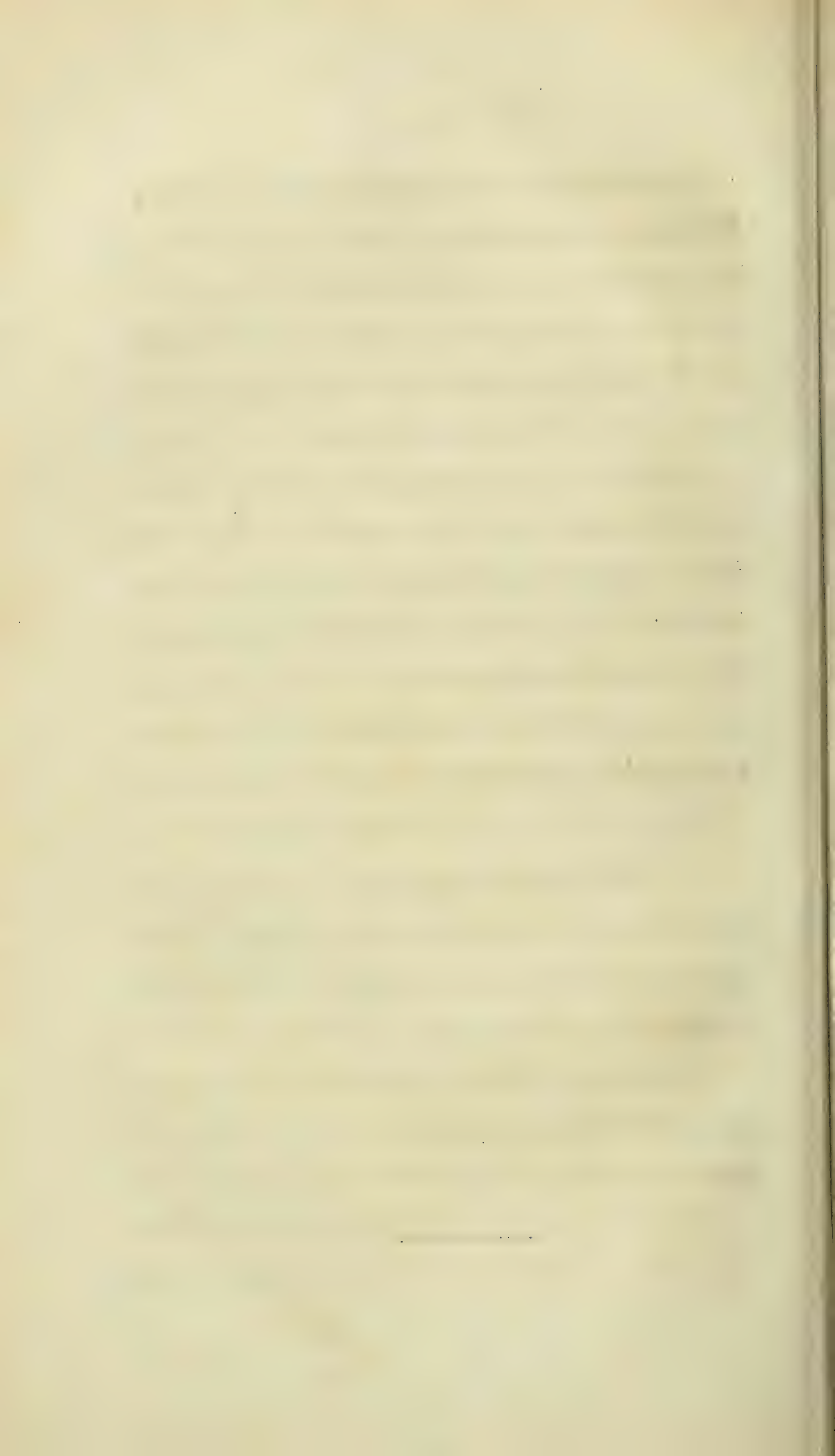
Wir wendeten uns linker Hand nach dem Wasserfall, setzten uns nächst dem großen Teiche, der so hell und schön da stand, daß man sich nur gleich hätte hineinstürzen mögen. —

. . . . Am Sonnabend schreibe ich dir wieder, und wer weiß, vielleicht etwas Merkwürdigeres.

Dein Woldemar.

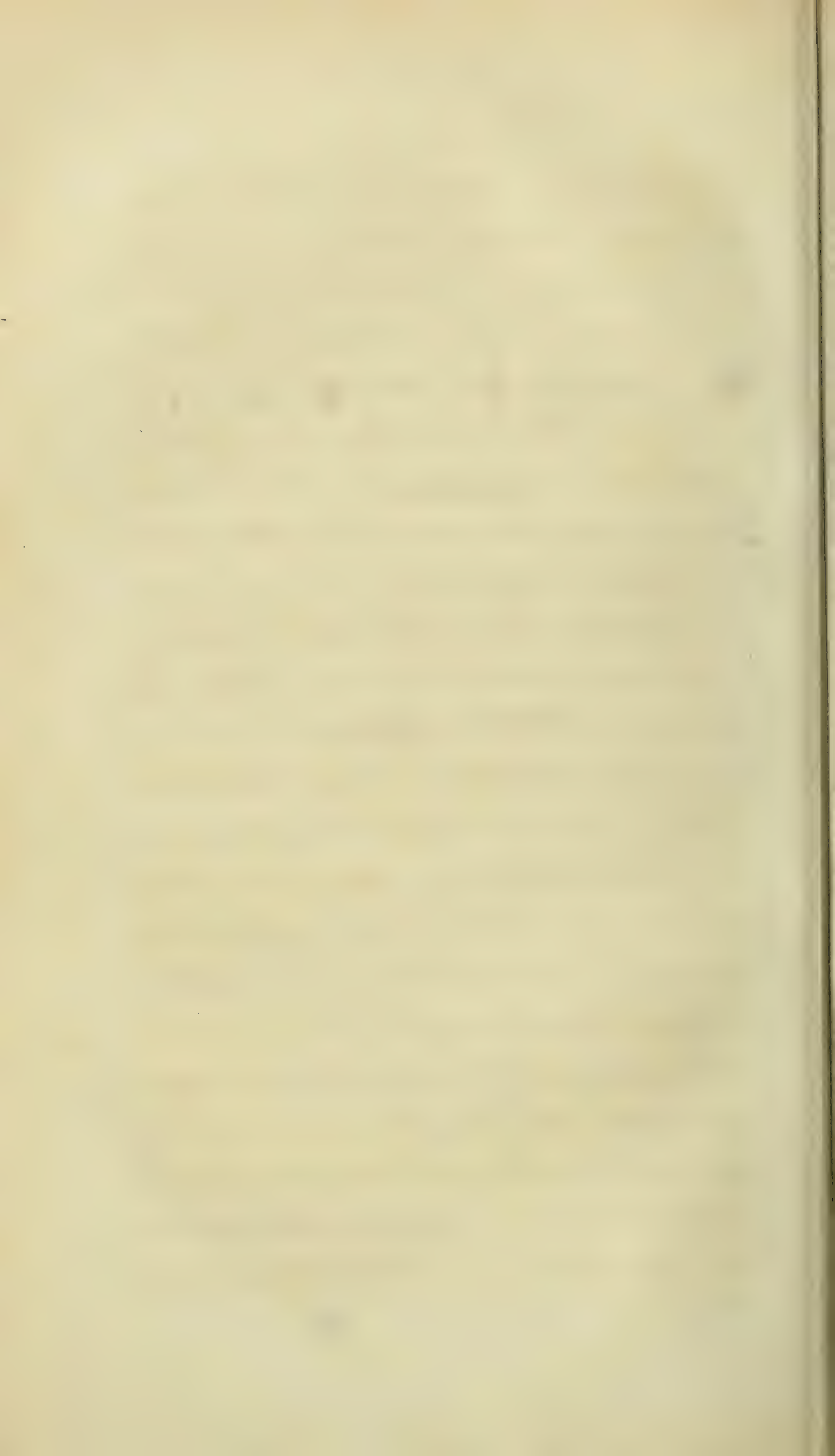
. . . Es giebt eine Menge lieblicher Scenen, wo die verborgensten Quellen der Seele sich öffnen, und die sich auf kein Schaugerüst bringen — sich weder malen noch beschreiben lassen.

Allwina ruhte an Henriettens Busen. Da empfieng sie Woldemars Gelübde, da ergab sich ihre Seele dem Edlen.



W o l d e m a r.

Zweiter Theil.



In der Nacht kam Biberthal mit einer Postchaise, um Henriette eilends abzuholen. Der alte Hornich war wieder eingefallen, und neue Zufälle verkündigten ihm ein schleuniges Ende.

Biberthal wurde von der Nachricht, daß sein Bruder mit Allwina verlobt sey, wie versteinert; er konnte — er wollte sie nicht glauben.

Seit jenem Abend, an dem sich Woldemar so entscheidend über sein Verhältniß mit Henrietten wider Biberthals Meynung und Wünsche erklärt hatte, waren beyde Brüder über eben diesen Gegenstand öfter, und ein paar Mal ziemlich ernsthaft an einander gerathen. Biberthal ermüdete nicht; mit Begierde ergriff er jede neue Gelegenheit, das Aergerniß, welches er an der so verkehrten Denkungsart des Freundes und der Freundinn nahm, nachdrücklicher an den Tag zu legen. — „Endlich müßten sie es doch einmal begreifen, meynte er, daß sie unvermerkt gegen=

seitig sich nur überspannt hätten, unverzeihlich jetzt sich täuschten, und in der drohendsten Gefahr einer schmerzlichen, zu späten Reue schwebten." — Er redete vortrefflich, aber umsonst, und mußte zuletzt, trostlos und ermüdet, in Woldemars und Henriettens Vorschlag willigen: diese Sache, nach so vielen von beyden Seiten mißglückten Versuchen, den Gegner auf andre Gedanken zu bringen, wenigstens eine Zeitlang bloß auf sich beruhen zu lassen.

Während dieses Waffenstillstandes nun, war die Verlobung zwischen Woldemar und Allwina zu Stande gekommen.

So schnell und unvermuthet; so schlau; so tückisch! . . . Biderthal empfand die peinlichste Bestürzung darüber. Er mußte nun auf immer schweigen, und schwieg.

Aber was bisher nur Tadel in ihm gewesen, wurde von diesem Augenblicke an Bekümmerniß, Sorge, böse Ahndung. Denn das blieb auch nach seines Bruders wirklicher Verlobung mit Allwina gleich ausgemacht bey ihm, daß im Grunde von Woldemars Seele Henriette die Braut sey. Warum nahm er sie denn nicht zum Weibe? — Daß

sie nicht gewollt hatte: diese Thorheit war Woldemars Werk; er hatte sie ihr eingegeben, sie dazu verführt. Nun blieb das treffliche Mädchen, ohne eigentliche Haltung unter Menschen, auf eine eben so grillenhafte als unsichere Bestimmung eingeschränkt. — Warum? — Und wer konnte dafür stehen, daß Henriette nicht bald versucht würde, das Glück irgend eines würdigen Mannes zu machen, und sich mit ihm einen eigenen Heerd zu bauen? — Würde Woldemar dieß ertragen? Ertragen, daß Henriette einen andern näher anginge, einem andern mehr zugehörte und anhinge, als ihm; daß sie, zerstreut durch mannichfaltige Geschäfte, in mannichfaltiger Liebe, nicht mehr die Eine, die Seine heißen könnte? — Wenn dieß geschähe, glaubte Biderthal .... Ja, noch viel eher! Auf den bloßen Verdacht eines dahin gehenden Wunsches in Henriettens Seele, einer Möglichkeit, daß er sich in ihr erregen ließe, würde ihm das Geheimniß seines eigenen Herzens offenbar werden; würde ihn unaussprechlich foltern; endlich ihn unter die Erde drücken.

Biderthal dachte sich noch andre Möglichkeiten,

wie seines Bruders Gemüth in Beziehung auf Henriette angegriffen, in Verwirrung gesetzt, und das künstliche Gebäude seiner Glückseligkeit auf die schrecklichste Weise zerstört werden könnte.

In diese Betrachtungen vertieft, saß er stumm neben Henriette im Wagen, und war nur froh, daß er zu Pappelwiesen nicht hatte weilen dürfen, und daß seine sichtbare Verwirrung auf seine Verwunderung, auf die Umstände, auf den Wechsel und Contrast seiner Empfindungen so füglich hatte geschoben werden können.

Henriette fragte ihn, worüber er so in sich gekehrt wäre; was ihn so sonderbar stille machte? — Ich habe ausgeredet! antwortete Biderthal. — Henriette verstand diese Antwort, und fragte nicht weiter.

Sie fand ihre Geschwister in des Vaters Hause versammelt. Er war etwas eingeschlummert; und so konnte nun, nachdem Henriette von dem Zustande des Kranken alle Erkundigungen eingezogen hatte, und man wieder gelassener dasaß, die Wundergeschichte von Woldemars Verlobung vorgenommen,

erzählt, erläutert, und von allen Seiten betrachtet werden.

Biderthal sah mit Befremdung, daß beyde Schwestern und Dorenburg mehr erfreut und weniger erstaunt waren, als er es erwartet hatte. Auch erschien ihm etwas geheimnißvolles in ihren Mienen, welches ihn noch mehr verwirrte und beklemmte.

Eben dieses nahm auch Henriette wahr, und so wie es ihr auffallender wurde, hub sie plötzlich an: „Ihr habt etwas unter einander; was ist es?"

Alle drey wurden roth — und nach und nach kam es herausgestottert: der Vater befände sich in einer Art von Höllenangst wegen Woldemar und Henriette, und würde nicht anders als voll Verzweiflung den Geist aufgeben, wenn er nicht von seiner Tochter das feyerliche Gelübde erhielte, daß sie nie Woldemarn als Gattin angehören wollte. Denkt euch die Beklemmung, worin wir uns befanden, sagte Dorenburg, und was für eine Wirkung die glückliche Nachricht, die ihr mitbrachtet, auf uns machen mußte. — Aber damit ist nicht geholfen, erwiderte Henriette: denn so lange noch einige Hof=

nung zur Genesung bey meinem Vater ist, darf ihm Woldemars Verlobung nicht kund werden; und ihn durch die Erklärung, die er wünscht, zu beruhigen, das ist mir unmöglich. — Wie? warum denn nicht? fragten die geängsteten Schwestern wie aus einem Munde. — Warum? antwortete Henriette, und ward feuerroth — Weil ich dem Haß, der Verachtung gegen den Besten unter den Menschen nicht die Hand bieten will; weil ich in keinen Bund treten will gegen meinen Freund! — Ein feyerliches Gelübde meinem Woldemar zur Schmach! — Ha! rief sie, die Augen gen Himmel gewendet, und verließ schnell das Zimmer.

Als Hornich erwachte, war sein erstes Wort nach Henriette zu fragen. Sie hatte Zeit gehabt sich zu fassen, und war schon an sein Bette geschlichen: und sobald man dem Alten geantwortet, sie wäre da, stand sie vor ihm. Wie er sie erblickte, hob er Hand und Haupt ihr entgegen mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zärtlichkeit. — „Liebe Henriette — sagte er, und konnte vor Wehmuth es kaum über die lächelnde Lippe bringen — „sieh! — du hast mir Wort gehalten!"

Der rührende Sinn dieser Rede ging Henrietten in die Seele; sie sank in die matten Arme ihres Vaters, und er lispelte ihr an der Wange her: Ja, bis in den Tod, du gutes Kind! — Gott wird dirs vergelten!

Eine Weile nachher — Henriette saß jetzt neben seinem Bette ihm nahe gegen über — „Es kommt mir hart vor, daß ich sterben muß, sagte der Greis, denn du hattest mich vergessen lassen, daß ich so alt war; du hast mich so süß und sanft ans Grab geleitet. — Aber dennoch — ich habe etwas auf dem Herzen; wenn du es mir davon nähmest — Ja, liebe Tochter; auch hinunter in die Grube könntest du mich sanft geleiten!

Lieber Vater! rief Henriette, ich weiß schon, was Sie von mir verlangen; — ich bitte, hören Sie mich, glauben Sie mir! Woldemar hat nie Ansprüche auf mich gemacht; und eben so wenig habe ich den entferntesten Gedanken, je die Seinige zu werden. Sie müssen sich erinnern, daß ich Ihnen das schon mehrmals bekräftiget habe. Ich wiederhole es, und schwöre Ihnen bey allem was heilig ist, daß ich die lautere Wahrheit sage. Wozu denn

ein feyerliches Gelübde? Warum wollen Sie, ohne Noth, sich so gehässig gegen einen Mann beweisen, den Sie für den Aerger, den er Ihnen einigemal unbesonnener Weise zugefügt hat — vorsetzlich beleidigte er Sie nie — lange genug bestraft haben? O, besänftigen Sie Ihr Gemüth; machen Sie Friede mit Woldemar; thun Sie es, lieber Vater, auf mein Wort — ihrer betrübten Henriette zu Liebe!

Beste Tochter, antwortete der Alte, sey versichert, ich denke nicht daran, daß mir durch Woldemar je eine Minute unangenehm geworden ist. Wollte Gott, er hätte mich aufs äusserste gekränkt, und wäre nur ein anderer Mensch! Du solltest sehen, daß ich kein so unversöhnlicher Mann bin. Und wessen Herz ist nicht voll Vergebung in der Stunde des Todes? — Bloß um dich ist es mir zu thun. Woldemarn gönnte ich gern alles Glück, das du ihm gewähren könntest. Aber sieh! ich habe genau auf diesen Menschen Acht gegeben; bin ihm um deinetwillen, da ich sah, daß du dich immer stärker an ihn hängtest, auf allen seinen Wegen nachgegangen; habe mich auf das sorgfältigste überall nach ihm erkundigt; und bin je mehr und mehr überzeugt

worden, daß er ein Mensch von durch und durch verkehrtem Sinn, ohne Gesetz und Gott, ein wahrer Freygeist ist. Dabey hitzig, ausschweifend, unbesonnen. . . Kurz, ich weiß kein Unglück, das du nicht mit ihm zu befahren hättest; du wärest verloren für diese Welt, und wahrscheinlich auch für jene.

Die Ankunft der Aerzte unterbrach diese Unterredung. Hornich errieth aus ihren Mienen, daß es um ihn geschehen wäre, und er drang in sie, um so genau wie möglich zu erfahren, welche Frist ihm noch bliebe. Aus ihren Antworten ließ sich abnehmen, daß er es höchstens bis an den dritten Tag — vielleicht aber auch nicht einmal bis an den morgenden bringen würde. Henriette, die einen so plötzlichen Wechsel nicht vermuthete, gerieth in die äusserste Bestürzung. Der Alte schien wunderbar gefaßt; nur daß ihn die Angelegenheit wegen seiner Tochter ängstigte. Er eilte die Aerzte von sich wegzuschaffen. Henriette wollte ihn nun ohne Verzug durch die Entdeckung von Woldemars Verlobung mit Allwina beruhigen. Hornich erschrak über die Nachricht. „Das gute Blut! sagte er. Ach! dawider

kann ich nichts; es ist zu spät — doch vielleicht wird es noch rückgängig. Bey Leuten, wie Woldemar, kann man auf nichts rechnen. Da du aber anderer Meynung bist, so sehe ich nun gar nicht mehr, was dich abhalten könnte, mein Verlangen zu erfüllen, und dadurch eine Angst von mir abzuwälzen, die mir bitterer als der Tod ist." —

Henriette weinte heftig. Sie stürzte neben seinem Bette auf die Kniee, und trug ihm die Gründe ihrer Weigerung mit so viel Stärke, auf eine so zärtliche und rührende Weise vor, daß der alte Vater äusserst davon bewegt — aber nicht überwältigt wurde. Dieser Kampf vermehrte die Unruhe seines Gemüths bis zum Tumult; unversehens sah man ihn von einer Athemsnoth ergriffen, die in wenigen Augenblicken so fürchterlich zunahm, daß Henriette laut um Hülfe schrie, und alle nicht anders dachten, als es wäre aus mit ihm. Henriette glaubte zu vergehen, so unerträglich war ihr der Gedanke, das Leben ihres Vaters auch nur um einige Stunden verkürzt zu haben. Er kam wieder zu sich. Unterdessen waren zwey der nächsten Anverwandten, und mit Alkam, der um seinen sterbenden Freund sehr

geschäftig war, der Beichtvater gekommen. Dieser, ein guter rechtschaffener Mann, wußte um Hornichs Bekümmerniß, und hatte sich viele Mühe gegeben, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Jetzt suchte er, mit der größten Sanftmuth, Henriette zum Nachgeben zu bewegen. Alkam redete nach ihm, und vertilgte die Eindrücke des frommen ehrwürdigen Mannes durch seinen hämischen Eifer. Henriette konnte den Haderer, der, voll Haß gegen Woldemar, ihr die kränkendsten Dinge sagte, nicht länger anhören. Sie floh zu ihren Schwestern.

Diese setzten ihr mit Bitten und mit Thränen zu. Dorenburg mit Bitten und mit Gründen. Er meynte: Woldemar selbst würde es ihr nicht gut heißen, — es wäre wider seine Grundsätze — wenn sie einer eingebildeten Pflicht, einer bloßen Grille wegen, wirklich übel thäte, und mit ihrem Gewissen sich entzweyte. — Das paßt hier nicht, antwortete Henriette — Ach, Dorenburg! Was man so spricht — das ist nur gesprochen; wo es gelten soll, findet man die Sache anders — O, da ist sie oft so ganz anders!

Luise gab leise den Rath, man sollte heimlich ei=

nen Boten zu Woldemar schicken, damit er in die Stadt käme. Dieser Gedanke gefiel Biderthalen. Aber Henriette, welche aus dem Hin- und Herflüstern Verdacht schöpfte, und hinter den Anschlag kam, äusserte sich mit Unwillen darüber. — „Ihr versteht meinen Eigensinn nicht, sagte sie; ihr nehmt die Sache von einer Seite, wo es sehr verkehrt wäre, ihr die mindeste Wichtigkeit zu geben . . .“

Biderthal entfernte sich.

Sie unterlag endlich. Der kommende Tod, den sie immer näher und näher sich an ihren Vater lagern sah; sein fürchterlicher Arm schon zwischen ihr und ihm, um ihn von ihr wegzureißen — das erschreckte ihren Geist bis zur Verwirrung, und betäubte ihre Sinne. Jeder angstvolle Blick, den der Sterbende auf sie warf, brach ihr das Herz; mit jedem zuckte, wie Blitz in der Nacht, der Gedanke ihr durch die Seele: Wenn er noch zu retten wäre? Könnte, wie so mancher, von dem Rande des Grabes zurückkehren? — wenn diese Blicke um Leben fleheten? — um Leben — bey seiner Tochter! — daß sie

ihm die Hand böte umzukehren: — und sie weigerte die Hand — und sie ließe ihn hinabsinken! . . . Sie fiel in Ohnmacht über diese Vorstellungen: und da sie wieder zu sich kam, stammelte sie bebend, blaß und blind: — — ich will es thun!

Die Sache wurde schnell ins Werk gerichtet, und der befriedigte Vater verschied ungefähr vier und zwanzig Stunden nachher gegen Abend.

Daß Woldemar auf die Nachricht von Hornichs Tode in die Stadt fliegen würde, war natürlich zu erwarten, und darüber gerieth nun sein Bruder die Nacht durch auf allerhand Betrachtungen. Voll davon eilte er am frühen Morgen zu Henriette, um sie zu bewegen, von allem Vorgegangenen Woldemarn doch ja nichts zu offenbaren. — „Sorgen Sie nicht, sagte das betrübte Mädchen. Wie sollte ich in aller Welt es angreifen, Woldemarn diese Begebenheit vorzutragen? Und das wäre doch nur das geringste. Was geschehen ist, ich fühl' es, ist nicht gut . . . Gott! Nach so langem heftigen Widerstreben — wenn ich unterliegen — mich doch zuletzt ergeben sollte: Warum nicht lieber auf das erste Wort? . .

O ich weiß — ich weiß nur zu wohl, daß ich schweigen muß! — Und mit einem schmerzvollen Seufzer: — „Arme Henriette, daß du nicht entschlossener, daß du nicht stärker warest!"

Es fiel Henrietten unerträglich, nach ihres Vaters Beerdigung länger in seinem Hause zu bleiben; und schleunig wurde Anstalt gemacht, daß sie zu ihrer ältesten Schwester, der Dorenburginn, ziehen konnte. Ihr Vorhaben war, sich hier so lange aufzuhalten, bis ihre Freundinn Mutter würde; diesen Sommer durch aber bey ihr auf dem Lande zuzubringen.

Sie litt nicht, daß Woldemar länger als acht Tage in der Stadt verweilte, und von Allwina hatte sie zum voraus sehr ernstlich begehrt, daß sie gar nicht herein käme: — dagegen wollte sie, ehe sechs Wochen um wären, sich in Pappelwiesen zu ihnen gesellen.

Nachricht von dort erhielt sie unterdessen mit jeder Gelegenheit; oft an demselben Tage mehr als einmal. Es waren nicht immer Briefe, sondern mehrentheils — ich weiß keinen eigentlichen Namen dafür; und wozu brauchen wir Namen?

Hier sind zwey dieser Stücke; denen zu mehr als einem Ende hier ein Platz einzuräumen ist.

Am 12ten May.

„Wie behaglich ich zwischen dem Grün und den Blüthen — Nachtigallen= Finken= und Lerchengesang daher wandelte; der weichenden Sonne nach; entgegen der Abendstille! Dünnes mit Lichtstreifen durchschossenes Gewölk über den ganzen Himmel. — Zu dieser süßen Tagesdämmerung nun allmählich Dämmerung der Nacht — und tüschender Schauer. Aus den Dörfern umher das Maygeläute, — nicht mit dem Wehen der Lüfte, — kaum daß ihr Wallen die Blätter bewegte — es schlich von selbst an mein Ohr in immer gleichem Klang und immer eben zusammen: und eben so an mein Auge das Grün und die Blüthen; kein rascher Lichtstrahl, der mir die Gegenstände aufdrängte; ich genoß alles in Freyheit, in Ruhe, schwebte im Meere der Allmacht ... Und eben so sanft und leise, wie der Alliebende, wie sein Frühling um mich her — eben so leise, sanft und liebend faßte Ihre Hand die meinige: nicht damit ich umblickte; — auch blickte ich nicht um: — aber vor mir hin auf dem schönen Pfade lächelte

ich mit verdoppeltem Entzücken die ganze Schöpfung an."

Den 20sten May.

„Wir hatten am Abend dieses etwas schwülen Tages am Wasserfall gesessen, und den schönsten Sonnenuntergang betrachtet. Nun zogen wir, durch leuchtende Schatten, am Ufer des Flusses her, und blieben stehen an der Wendung, wo das Auge einen Theil seiner Krümmung überschauet. Ein bezaubernder Anblick: wie die schlanken flammenden Pappeln sich in ihm spiegelten. Es schien, als hätten sie zur Lust sich untergetaucht, und es durchführe sie das süße Schrecken der angenehmsten Empfindung. Wunderbar ergriff einen das Gerege umher in allen Blättern. Uns wurde als schwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwischen den Aesten lispelten, und über den kleinen Fluß glitten, und mit der ganzen Natur sich ergötzten. — Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel schwamm zu unsern Füßen. Es hatte der Unermeßliche sich in niederes Gebüsch zu uns gelagert.

Wasser der Himmel — in Wassern der Erde!

. . . Leben — in Leben hinübergestrahlt! — . . . Kraft — mit Kraft sich begattend! . . .

Hohe Ahndungen ergriffen meinen Geist. Meine Seele wähnte, dem Unbegreiflichen sich zu nähern. Sie, die einst nicht Einer Vorstellung sich bewußt war, nun so voll Empfindung und Gedanke! Eigenes, gefühltes Daseyn — aus dem Nichts! — Schöpfung!"

Dergleichen Aufsätze flossen häufig aus Woldemars Feder, und waren nicht bestimmt, von jemand außer ihm gesehen zu werden. Er nannte sie die Schatten seiner abgeschiedenen Stunden, in dem nemlichen Sinne, wie man auch die Seelen pflegt Schatten zu nennen.

Die Vermählung wurde nicht lange verschoben; aber man hielt sie, aus Familienursachen, geheim. Erst im Winter, wenn man vom Lande zurückgekommen seyn würde, sollte sie bekannt gemacht werden.

Woldemar fand sich wie in eine neue und bessere Welt versetzt. Es war ganz über seine Erwartung, was er Allwina in seinen Armen werden sah, und er konnte es nicht ergründen. Nie hatte jemand auf



diese Weise Theil an ihm genommen, so wunder lieb und lauter, so aus ganzer Herzensfülle, bis zur blindesten Parteylichkeit, und doch ohne Leidenschaft. Es schien ihr ausgemacht, seitdem Woldemar ihr Mann sey, habe sie weniger Recht an ihn als zuvor; sie hatte sich ihm völlig hingegeben, alle ihre Ansprüche mit, auch die an ihn selbst. Seiner Liebe zu ihr freute sie sich; aber in der That mehr, weil sie fühlte, daß Woldemar dadurch glücklich wurde, als daß sie dabey an sich gedacht hätte: nur sein Wohl war ihre Sorge, ihr Wunsch; und wie das alles in ihr bestand und aus ihr hervorging — man mußte glauben, sie wäre durch eine unmittelbare Einwirkung des Himmels dazu begeistert worden. — Ich wiederhole, Woldemar wußte es nicht zu ergründen, und das schwellte sein Herz nur desto höher von Wonne; es stand unter einer Fluth süßer, nie gekannter Empfindungen. — Und die Fluth hob ihn empor und trug ihn zurück — sanft hinauf den Strom bis zu den Quellen seines Lebens. Von allem erwachte wieder in seiner Seele die Erste frischblühende Empfindung. Der Frühling seines Daseyns wurde ihm wiedergegeben, — eine zweyte

Jugend, voller und kräftiger als die Erste, — Unschuld, Zuversicht und Paradies.

Henriette, welche um die versprochene Zeit angekommen war, und zu Pappelwiesen für den ganzen Sommer ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, sah das alles, und konnte fast die Wonne nicht tragen, die sie empfand. Von der einen Seite war ihr der Gedanke süß, daß sie die Glückseligkeit ihrer Freunde, großen Theils, als ihr Werk anzusehen hatte; von der andern Seite aber machte eben dieser Gedanke sie manchmal beklommen: er erlaubte ihr nicht, ihren Jubel auszulassen. Wenn nur ein Mittel wäre, wünschte sie tausendmal, Woldemars und Allwinas Dankbarkeit gegen sie aufzuheben; beyde zu der Erkenntniß zu bringen, daß ihr Verdienst um sie nur dem *Anschein* nach so groß; aber im Grunde — so gar *nichts* sey — „Denn," sagte sie, „was habe ich aufgeopfert? War wohl ein widersprechendes Verlangen in meinem Herzen, das ich unterdrücken mußte? Hab' ich nicht meine eigenen Wünsche befriedigt — alle meine Wünsche? . . — *Das habe ich gethan: ich habe von ganzer Seele geliebt, was ich von ganzer*

Seele liebte — gethan, was ich nicht lassen konnte: — Und dafür — Dank? . . . .

Aber auch die Art Verschlossenheit, die aus dergleichen Beherzigung folgte, mußte Henrietten neue Seligkeit bereiten; leise, aber tief und beständig war ihr Inwendiges bewegt. Allwina fand oft die Liebenswürdige, sitzend oder wandelnd in ihrer Demuth, mit eingekehrtem Blick; — schlich dann geschwind sich hin an ihren Hals — lispelte alle Namen des Himmels in ihren Busen — drückte mit geschlossenem Auge die Freundinn sanft an sich, und verschwand. — Woldemar aber konnte nicht immer sein Herz übermannen; gemeinschaftlich mit Allwina zwang er Henriette, daß sie sich hingeben mußte ihrer Dankbarkeit, ihrem Preise — — „Ja," rief dann das fromme Mädchen, „ja, Dank sey dem Höchsten, ich habe euch glücklich gemacht; ewig, sollt ihr mir danken: und ich gelob' ihn, ich weih' ihn dem Himmel, allen diesen Dank!"

Woldemar kam selten, nur wenn es die äußerste Noth seiner Geschäfte wegen erforderte, in die Stadt. Den ganzen August und noch einen Theil des folgenden Monats blieb er ununterbrochen auf dem Lande,

und ohne allen Besuch: denn Biderthal hatte seine Frau ins Bad begleitet; Dorenburg konnte wegen Biderthals Abwesenheit nicht wohl aus der Stelle; und seine übrigen Freunde oder Bekannten waren zerstreut. Von den Briefen die er während dieser Zeit an seinen Bruder schrieb, wollen wir nur Einen, aber diesen auch seiner ganzen Länge nach, mittheilen, wie er vor uns da liegt.

Woldemar an Biderthal.

Pappelwiesen, den 23sten August.

Liebster Biderthal, ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich beynah drey Wochen Dich ohne Briefe von mir lassen konnte. Allwina und Henriette haben mich genug ermahnt; mein eigenes Herz noch mehr — aber ich konnte nicht! Eine Menge Blätter will ich Dir zeigen an Dich worauf sehr deutlich zu lesen ist — Monat und Tag; auch etliche mit einer halben Zeile wirklichen Briefs; — etliche sogar mit einer ganzen Zeile; — mit zweyen, mit dreyen — Aber dann wollte es für die Welt nicht weiter!

Ich begreife nicht mehr wie ich es ehmals an=

fing, daß ich an Leute, die mir das gar nicht waren, was Du mir bist, so lange Briefe schreiben mochte. Der halben Welt bin ich Antworten schuldig. Ich werde erinnert, geplagt, zum Mitleiden gereizt — weiß mir nicht zu helfen, und werde zornig. Mir däucht, es müßte mein Feind seyn, der mir zumuthete, meine Empfindungen auf den Grad herunter zu bringen, in welchem sie sich schreiben lassen. Die edle unwiederbringliche Zeit auf diese Weise zu verlieren! Ich soll aufhören zu leben, damit ein andrer zu lesen habe! Im ganzen Ernst, wenn ich mir einen so theuren Freund gedenke, der das will, und mit zärtlich verdrießlichem Gesicht dasitzt, und zwischen den Zähnen murmelt, weil ich das nicht will — Ich kann hämisch gegen ihn werden, vom Stuhl aufspringen und ihn nicht mehr ansehn.

Freylich kommen hernach vernünftigere Augenblicke, worin ich fühle, daß ich Unrecht habe; daß ich sträflich bin; wo ich gegen mein Gewissen nicht aufkommen kann: — Und das ist eben mein Unglück!

Aber nun, was soll dieß alles hier? — Viel-

leicht eine Entschuldigung gegen Dich? — Ja, wenn man einmal so tief im Unrecht sitzt, dann rede sich einer heraus!

... Lieber, ich habe eben Deine zwey letzten Briefe zur Hand genommen und sie wieder durchgelesen. Mir wurde doch ganz bange ums Herz dabey, und ich dankte Gott, daß wenigstens Allwina und Henriette an Deine Frau geschrieben hatten, und letzte eine ziemlich lange Epistel auch an Dich. — Du kennst mich; Du fühlst meine Lage: also verzeih! Nein — nicht verzeihen, Biderthal; danken sollst Du dem Himmel, der mich so glücklich machte, daß ich Dirs nicht sagen konnte, und Dich versäumte! Ich weiß, ich kann das von Deinem edlen brüderlichen Herzen fodern: und dieses Zutrauen — Lieber! ist es nicht mehr werth, als tausend Briefe, und sagt es nicht alles?

Seit gestern bin ich hier ganz allein. Die beyden Tanten mit Allwina und Henriette sind nach Schellenbrug, kommen aber diesen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf diese kurze Zeit in Einsamkeit versetzt zu werden; ich habe köstliche Stunden zugebracht. Noch war

ich nicht Einmal zu einem solchen alleinigen, ganz stillen Anschauen meiner Glückseligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach gesehnt; aber mir geschah unaussprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich Dir einigermaßen nur bedeuten, wie mir war, und wie mir ist!

Sobald meine Reisenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen gieng ein starker Wind. Man hörte sein Anfallen an das dichte Gebüsch, wie er die Aeste bog und die Blätter drängte, — dann im Laube verwehte, — drinnen zum sanftesten Lüftchen wurde — und zwischen den jungen Eschen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haseln in vieltönigem Gelispel sich verlor; — dann wieder majestätisch rauschte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beynah Sturm war in ihren Gipfeln. — In den mannichfaltigen Millionen Blätter, welch unendliches Spiel! Welch ein Wallen und Wühlen der Aeste! — Unter und über das

luftige Laub-Meer! — Ergriffen von seinen Wogen schwamm mein Auge hinweg in die schöne Fluth, und ließ sich von ihr verschlingen. — — Leise rieselte unterdessen der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlünde; — und die Fische hatten ihren Scherz, mit Springen, Schnalzen und Klatschen. — — Der mächtige Stamm, an den ich gestützt war, schwankte, fast unmerklich, hin und her — bald stärker bald schwächer; wiegte meinen Rücken und bewegte sanft schauerlich mein Haupt. — — — Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Wesen! — Ewigkeit, mein fliehendes Daseyn!

Ich verließ nach einer Weile den Platz; aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denselben Zustand. Alles entzückte mich so wie es war. Ich freute mich ohne Aussicht, ohne Hofnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugsamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag sich gelegt, es war etwas schwül geworden, und gegen Abend regte sich

kein Blatt. Ich ging umher, und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; — Bäume und Blumen, als ob sie in die Höhe schienen, und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Essen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte, und die Nacht wollte kommen sehen. Ich war bald fertig; saß stille da, und ließ mir träumen — von Dir; dachte — wie du vielleicht eben jetzt auch an mich dächtest; — Deine Gespräche mit Luise; Dein Sehnen nach uns zurück — Dein Kommen — Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten . . .

Es war mir nicht eingefallen, daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bey den Eichen, sah ich ihn unversehens in die Castanienbäume scheinen. Er zog heran — wie mit später Dämmerung feyerlich die Stille heranzieht; — lächelte zwischen dem dunkeln Laube; glich einem Freunde, der sich zur Ueberraschung herbeyschleicht, bebend von den Schlägen seines Herzens, das die Freude nicht halten kann . . . Ich regte mich nicht, mochte kaum aufschauen, als wäre es so in der That, und ich fürchtete, ihm die Freude zu verderben. Da kam er end-

lich über die Gipfel der Eichen und trat vor mich hin. Ich flog auf! — Lieber, es war ein Augenblick voll Himmelslust!

Ich ging, und wandelte auf und ab in meinen Alleen von Pomeranzbäumen, unter den Linden, und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle. Es war eine Nachtstille — ein Schweigen um mich her, wie das Schweigen unaussprechlicher Liebe. So ging ich, bis der Mond in den Teich schien, und ich nicht weg konnte unter der Ulme am Canal. Man hörte nichts als den Gesang der Grillen, das Rieseln durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fisches. — Hell und immer heller wurde das Wasser — und ich schwebte wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöst, und an mich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung.

Lieber Biberthal — wie ist mir so anders! — — Du weißt, schon als Kind hatte ich die süße Verliebtheit in alles, was meinen Sinnen oder meinem Geiste in Schönheit entgegen kam; — war in beständigem Ringen; und so voll Lust und Muth — und so voll Trauer! — Wie wurde ich des Lebens so froh — Ach! und so müde! — — Ich erfuhr,

daß ich Etwas im Busen trug, welches mich von allen Dingen schied, von mir selbst mich schied, weil es zu heftig mit allen Dingen sich zu vereinigen strebte. Jedermann liebte mich darum, daß ich alles so liebte; aber was mein Herz so liebend machte, so thöricht, so warm und so gut — das fand ich in Keinem . . . — Von den meisten dachte ich deswegen nicht schlechter; — zuweilen, im Gegentheil, nur desto besser; aber ich glaubte zu sehen, daß überhaupt die Menschen wenig, im Grunde, nach einander fragen; wenig nach dem Menschen im Menschen. — — Ich wurde duldsam und stille . . . Lieber, mir rollen die Thränen herunter, vom Andenken meiner einsamen Wehmuth! — Jede Lust machte mich betrübt, weil sie nur Staub war vom Winde aufgeregt; dahin fuhr mit dem Lichtstrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele; erretten wenigstens an meinem Theile — aber, ach! dann erwachte gewaltiger mein Herz, und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft habe ich auf meinem Angesichte gelegen, vor der aufgehenden Sonne und vor der niedergehenden, unter dem

Mond und den Sternen, voll Liebe und voll Verzweiflung, und habe geklagt, wie Pygmalion vor dem Bilde seiner Göttinn . . .

Lieber, wie ist mir so anders!

Mein Herz, das einer Brust glich, worin der Lebenssaft zurückgetrieben wurde, weil den Säugling die Klemme dahin riß, und die nun der Krebs angefressen hat — Es ist genesen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Jeder Sonnenstrahl wird lebendig, wenn ich ihn Allwinens oder Henriettens Auge erhellen sehe; Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina und Henriette in ihrem Scheine mich umarmen: so wird mir alle die Liebe wieder gegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche: — Lebendiger Othem ist in den Erdenklos gedrungen; er ist Mensch geworden! — Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein nun die ganze Schöpfung — geschlungen an meine Brust, und erwiedernd meine Küsse!

O, Lieber — wie ist mir so anders! . . . .

Und wie das begann? . . . . Die Stimme vom Himmel, die mir rief? Der Engel, der mir den

Weg zeigte? — Du warst es! Du, den ich zuerst, den ich am längsten, den ich ohne Wandel geliebet, — mein Freund und mein Bruder!

Wunderbar, wie ich an diesen Tag gekommen bin! — Ich werde nicht müde es zu überdenken; jeden kleinen Umstand meinem Gedächtnisse zu erneuern; alle die goldenen Ringe an einander zu ketten . . . .

Ich kam nach B** durch Deine brüderliche Vorsorge und rechnete allein auf Dich — kam — und fand gleich in Dir, noch mehr als ich gehofft hatte. Du warest mir um vieles näher; — verstandest mich in tausend neuen Dingen; — hattest ein Weib lieb gewonnen, und mit ihr ein Haus gegründet; — Du hingst nicht mehr an diesem und jenem, womit ich nichts zu schaffen haben konnte; — von allen Seiten erschienst Du mir liebenswürdiger und besser. — Dein Gewerbe, Deine Wirthschaft mit Dorenburg; Euer ganzes Wesen — das mit andern Leuten, die Prunkgesellschaften und Gastmahle ausgenommen — ich sage, Euer ganzes Wesen untereinander, gefiel mir zum Entzücken. In Dorenburg erhielt ich einen zweyten Bru-

der; und, was ich nie hatte, zwey Schwestern in Euren trefflichen Frauen.

Du hattest mir Henriette zur Gattinn ausersehen. Aber das sollte nicht seyn. Sie war bestimmt, meinem Schicksal eine viel merkwürdigere Wendung zu geben. Das himmlische Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundschaft; half ihm zur Erfüllung; machte mir ihn wahr. Kaum dachte ich zuweilen noch an diesen Traum, und nie anders, als wie man an ein Hirngespinnst denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt; hatte mit leidenschaftlicher Anstrengung die Menschen beobachtet, mich selbst zu erforschen gesucht — hatte gefunden: daß wir sammt und sonders zu viele und zu heftige Begierden in uns haben und nähren; zu gewaltsam von den Sorgen, Geschäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin und her gerissen, entzückt und gefoltert werden, als daß irgendwo, in diesen Zeiten, zwey Menschen so Eins werden und bleiben könnten, wie meine liebevolle Schwärmerey es mich hatte träumen lassen.

Das andre Geschlecht hatte ich flüchtiger ange-

sehen, und war über seinen Character, der mir wenig Localfarben zu haben schien, früh mit mir einig. Es kam mir vor, als wenn die Empfindungen und Gedanken bey diesen zarteren Geschöpfen sich unaufhörlich in einander verlören, und daher keine — von jenen zu einem gewissen Grad der Stärke — von diesen zu einem gewissen Grade der Deutlichkeit sich erheben könnten. Noch hatte ich keine weibliche Seele angetroffen, die in irgend etwas — nur einen festen eigenen Geschmack gehabt hätte; nicht einmal was Gestalt und Zierde, Putz und Geräthe anging. Dagegen aber fand ich in ihr Wesen die schönsten Triebe gelegt; eine wunderbare Anlage zur Selbstverläugnung; holdselige Lust, nur andern zur Freude, zur Wohlfahrt zu leben; — und jene allgegenwärtige Schönheit, jenen unbesieglichen Zauber, der uns alle fesselt. Ich sagte zuweilen mit Lachen: An Treue, an Ergebenheit, an gefälligem Witz, überträfen sie uns Männer unendlich, und wichen kaum — dem edelsten Pudel. Das sagte ich mit Lachen; aber nach meinem inneren Gefühl gab ich damit ein sehr ernsthaftes Lob: wohl mit etwas Bitterkeit ver=

mischt; aber nicht sowohl gegen die Weiber, als überhaupt gegen die Menschen.

Ich sah Henriette. Sie zog mich an; aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geschlecht zu thun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich, und betrachtete das Mädchen aufmerksamer. Jeder weibliche Reiz an ihr war mir sichtbar; sichtbarer, als allen andern: wie Henriette hatte noch kein Mädchen mir gefallen. Dennoch erregte sie nichts in mir von, sogenannter, eigentlicher Liebe. — Die Eigenschaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geschlecht nicht wohl vereinigen; konnte aber zugleich nicht in Abrede seyn: daß sie ganz Mädchen war. Oefter hatte ich über die Mängel der Schönen mit ihr meinen Scherz. Ich behauptete: kein Frauenzimmer könnte sich überwinden, Einen Gedanken zweymal zu denken; noch weniger, — im Handeln, auf Veranlassung, inne zu halten: alles ginge bey ihnen so in einem fort. Wenn sie in schwierigen Fällen zur Ueberlegung schritten, so begnügten sie sich, den so oder anders gesponnenen und gezwirnten, gefärbten und gedreh-

ten Faden ihrer Gedanken zehnmal hinter einander auf und ab zu haspeln; ihn auf Karten, in Knäuel und über die Finger zu wickeln; ohne je sich einfallen zu lassen, ihn an dem einen oder andern Ende aus einander zu drehen und zu untersuchen, ob sie auch den rechten Faden hätten. Auf nichts vermöchten sie mit stetem, scheidendem Blicke zu haften, wären keiner eigentlichen, entschlossenen, Geduld fähig; wären, ausser sich und in sich, ewig zerstreut. — Wie mit ihrem Denken, wäre es, natürlich, auch mit ihrem Empfinden beschaffen; ja, aus Ursachen, mit diesem noch etwas schlechter, u. s. w. — — Henriette widersprach nicht sonderlich: ich möchte wohl nicht so Unrecht haben, sagte sie; sie hätte über Denken und Empfinden nie sehr tiefe Betrachtungen anstellen können; überhaupt sich wenig den Kopf zerbrochen, sondern in jedem vorkommenden Falle das Nöthige überlegt, und, wie ungelehrte Leute pflegten, nach Gelegenheit und Umständen gehandelt.

Unterdessen sah ich häufig die Lose mich an Einsicht weit übertreffen, so, daß ich dumm vor ihr

da stand; und nicht selten fühlte ich in meinem Herzen mich durch das ihrige beschämt.

Wir waren Freunde, ehe wir es dachten, und eh ich noch das Vorurtheil recht überwunden hatte, daß es mit dem weiblichen Verstande und mit der weiblichen Empfindung, über einen gewissen Grad hinaus, nichts als Betrug und Täuschung sey.

Nun aber stand mir das Gegentheil vor Augen; ich sah meinen Irrthum, und begriff ihn nur nicht; bis ich durch Henriette von ungefähr zu Aufschlüssen gelangte.

Wir waren in Allwinens Garten, und untersuchten sehr scharf an den verschiedenen Kirschbäumen, den verhältnißmäßigen Werth ihrer Früchte. Wo wir zweifelten oder verschiedner Meinung waren, da entschied Allwina; und sobald sie den Ausspruch gethan hatte, waren wir auch mit ihr Eins. — „Wer ein paar Tage Hunger und Durst gelitten hätte," sagte unversehens Henriette, „und käme über diese Bäume!" — Himmel! rief ich, und sah ganz entzückt aus.

Henriette lächelte: Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet, sagte sie, und

gleich alles Angenehme, Liebliche, Köstliche dafür hingäbe! — Oder glauben Sie, Woldemar, daß Sie, mit jenem grimmigen Hunger und Durst, den Geschmack dieser Früchte, ihre lieblichen Eigenschaften so wie jetzt empfunden hätten? Ihr Vergnügen wäre mehr die bloße Stillung eines Schmerzes gewesen, als eigentlicher Genuß, und kaum hätten Sie erkannt, was Sie hinunter geschlungen.

Ich gab das zu.

Also, hub sie an, wären die Freuden des Gaumens wohl im Grunde eben so wenig für den Heißhungrigen, als für den Uebersatten; und der mäßig gereizte allein genösse sie wirklich und lauter?

Ich wußte nicht was sie wollte, und gestand es abermals.

Sie fuhr fort: — Ich habe Sie Weine versuchen sehen; da warteten Sie nicht eine Stunde des Durstes ab; auch reizten Sie nicht vorher durch scharfe Speisen Ihre Zunge; sondern Sie wollten mit frischem Munde, in einem begierdenlosen Zustande sie kosten. — Was meynen Sie, mein Freund, sollte man von hier aus nicht weiter gehen, und mit

Sicherheit behaupten können: daß ein gewisser Mittel-Zustand, ein Zustand, worin die Kräfte des Menschen wie in nüchternem Erwachen, frey und unbefangen sind, für ihn auf alle Fälle, wie zur richtigen Wahl, so auch zum reineren, besseren Genuß, die schicklichste Fassung sey?

Ich merke, wir fangen ein platonisches Gespräch an, sagte ich lachend; und da Sie den Sokrates vorstellen, so warten Sie, daß ich meinen Bleystift nehme, um ihre Reden aufzuschreiben.

Schreiben Sie nur, erwiederte Henriette, ich will sehen, daß ich fortrede, ohne Antwort von Ihnen zu bedürfen.

Hierauf fing sie an, und brachte, mittelst eines kurzen Ueberganges, mein System von den Mängeln des weiblichen Characters auf die Bahn. Sie zeigte, daß allen meinen Vorwürfen, in so fern sie nicht erdichtet und nicht übertrieben wären, nur Ein Hauptvorwurf zum Grunde läge: Mangel — an sinnlicher Begierlichkeit! — Und sie bewies, daß eben dieses Mangels wegen der weibliche Sinn weit reiner, schärfer, vollkommener wäre, als der männliche; die wahren Eigenschaften der Dinge,

ihren innerlichen und verhältnißmäßigen Werth zuverläßiger unterschiede; daß endlich, und eben dieses Mangels wegen, in einer weiblichen Seele jede schöne Bewegung leichter hevorkäme, ungehinderter und dauerhafter wirkte.

„Da alle wichtige Geschäfte des Lebens in euren Händen sind," fuhr sie fort, „so habt ihr mehr Uebung, mehr Erfahrung, — des sorgfältigen Unterrichts zu geschweigen, den ihr von Kindesbeinen an genießt: — Aber bey Gelegenheiten, wo euch dies alles verläßt; wo ihr euch mit uns in gleichem Fall befindet; wer von uns sieht da richtiger und weiter, wer ahndet tiefer und schneller?..."

„Neben euren andern Sinnen habt ihr auch ein Herz, und seyd der edelsten Entschlüsse fähig. Ich will sogar euch zugeben, wenn ihr wollt, euer Herz sey größer als das unsrige. Was hilft es, wenn seine Stimme durch den Tumult eurer Begierden beständig unterdrückt wird? — Daß ihr irgendwo in alleiniger Rücksicht des Edeln und Schönen handeln solltet, und euren Leidenschaften entgegen; daran ist nicht zu denken: Leidenschaft muß überall euch unterdrücken, — selbst in der

Freundschaft. Wo ihr nicht eifert, da seyd ihr kalt und todt!

„Hingegen ein Weib . . . . Aber das begreift ihr nicht, seht ihr nicht, — das lästert ihr sogar; — lästert, weil ihr selbst nur nach Lust dürstet; ohne die Brille der Begierde keine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenschaft euch an niemand hingeben, nur in ihrem heftigsten Rausche euch selbst außer Acht lassen könnt; — lästert, weil ihr lieber mögt gelästet, als geliebt seyn, lieber gepriesen, als hochgeschätzt.“

Sie schwieg. — Ihr Auge senkte sich — öffnete darauf sich wieder: — — Es verklärte sich ihre ganze Gestalt. — Dann hub sie an, in himmlischen Tönen, die Wonne einer schönen Seele zu beschreiben: ihre Stille, ihren Frieden, ihre Demuth und ihre Stärke. — Keine von den Musen hat so gesungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich fühlte Göttliches Wesen in der That und Wahrheit.

Das Mädchen war mir heilig geworden in dieser Stunde. — — Unsre Geister näherten sich von Tag zu Tage mehr; und von Tag zu Tage wurde

die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt mir ein Gräuel gewesen; ein Gräuel wie Blutschande. — Jener Selbstbetrug, den wir platonische Liebe zu nennen belieben, konnte eben so wenig mich anwandeln; ich war ihm nie ergeben; und Henriette, die Erzwidersacherinn aller Schwärmerey, hätte diese keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde, im erhabensten Sinne des Worts; Freunde, wie Personen von Einerley Geschlecht es nie werden können; und Personen von verschiedenem es vielleicht vor uns nie waren.

Wir dachten an nichts; als ihr unter einander eine Heyrath zwischen uns, fast unwiderruflich, beschlossen hattet. Die Eröffnung dieses Anschlags beschleunigte meine Verbindung mit Allwina, die sich längst ganz in der Stille bereitet hatte, und auch, ohne jene Veranlassung, durch Henriette nun bald zur Wirklichkeit gekommen wäre. — Henriette war mir eben so wenig Mädchen als Mann; sie war mir Henriette, die Eine Einzige Henriette: und es wäre gewesen, als hätte ich sie verloren, als hätte ich sie zu Grabe gebracht, wenn in Absicht ih=

rer in meiner Vorstellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen müssen, — in unserem Seyn, in unserem Thun und Wesen irgend eine Veränderung. — Nicht so Allwina. Sie war mein Urbild von reinem weiblichen Character; ganz geschaffen zur Gattinn und zur Mutter; der Ausbund ihres Geschlechts. — Ich nahm sie mit Freuden; sie mit Freuden mich: ich war, entschieden, für sie der einzige Mann; sie, entschieden, für mich das einzige Weib.

Was ich aber nicht vorausgesehen, auf keine Weise geahndet hatte, und doch so natürlich erfolgen mußte, war ein neuer Zuwachs von Freundschaft zwischen Henriette und mir. Allwina, als ich um sie warb, hatte hundertmal ihre Freundinn gefragt: „Aber würde hernach auch Woldemar noch eben das für dich seyn?" — Hatte mich hundertmal gefragt: „Aber Henriette — würde Henriette nicht dabey verlieren?" — Wir hatten beyde die Frage auf sie zurückgewendet: Ob Sie vielleicht in ihrem Herzen fühlte, daß sie nachher weniger an ihrer Freundinn hangen würde? — „Ach Himmel! rief sie dann, „was für ein Ge=

danke!" — Dennoch behielt sie eine geraume Zeit ihre Sorge, und konnte nicht genug Versicherungen vom Gegentheil erhalten. Jeder Blick, den ich Henrietten gab; jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies; jede Liebkosung, die ich ihr machte, war eine Wohlthat für meine sorgliche Allwina; sie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken. Wie mir dabey im Herzen geschah; was aus uns allen dreyen in einem solchen Umgange werden mußte — kannst Du Dir vorstellen, und hast es, zum Theil, gesehen. — Wir wurden je länger je vertrauter unter einander. Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir, als zwey unverheyratheten Personen, die keine Blutsfreunde waren, gegen einander geziemt hatte, durfte nunmehr wegfallen, und das geschah bald: wir wurden Bruder und Schwester — ganz, und wie von Mutterleibe an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich selbst fühlte mich kaum vor Wonne; wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war mein ganzes Wesen, und dabey meine Seele doch so still, mein Geist so heiter! . . . — Die frohe, freye, volle Liebe war es; die

hatte dieß alles gethan! Sie hatte bis auf den Grund mich erschüttert; und erweckt, an sich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es schlummern mochte; hatte so erneuert, vervielfacht alle meine besten Kräfte; unaussprechlich mein Daseyn erhöhet; ein Leben, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit, in meine Seele geboren. — — Glücklich, o, glücklich der Mann, dem endlich die Liebe seinen Lohn giebt, den sie zu sich erhöhet, den sie vollendet!

Bester, komm! — Auf einmal entsinkt die Feder meiner Hand — — komm! — — — Ich ringe Dich in meine Arme — drücke, presse Dich an mich, und mir ist, als senkte ich mein Herz in Deinen Busen.

Woldemar.

Biderthal an Woldemar.

Pyrmont, den 3. Sept.

Kaum, mein trauter Lieber, und nur mit genauer Noth, erhältst Du auf Deinen köstlichen, lieben langen Brief, einige flüchtige Zeilen von mir zur Antwort. Es läßt sich auf einen solchen Brief h i e r nicht antworten. Die Zerstreuung ist zu groß,

zu mannichfaltig, zu allgegenwärtig; man kommt nicht zu sich selbst: und das soll man ja auch nicht, sagen die Aerzte. Uebrigens geht es uns hier fortdauernd wohl, und ich kann Euch nicht allein, was wir Euch von unserer Zufriedenheit mit dem hiesigen Aufenthalt gleich anfangs geschrieben haben, bestätigen; sondern ich muß hinzusetzen, daß diese Zufriedenheit seitdem noch zugenommen hat, und es uns immer besser hier gefällt. Aber Montag brechen wir auf; und nun der Tag bestimmt ist, wünschten wir auch, es wäre schon der morgende. Mit jeder Stunde wird meine Sehnsucht größer — nach Dir, nach meinen Kindern, nach Euch mit einander, nach Stadt und Land wo Ihr seyd, nach eigenem Haus und Heerd.

Sey Du nur immer glücklich, mein lieber Woldemar! Das ist mein Morgen- und Abendgebet; mein stündlicher Seufzer: Guter Gott, bewahre mir meinen Woldemar! — Ich bin fest überzeugt, so liebend Dein Herz auch ist, daß Dir nichts so beständig im Sinne liegt, wie Du mir im Sinne liegst. Jetzt, da Dir so wohl ist, jetzt ist mir vor lauter Freuden angst.

Mein Empfangen, mein Haben Deiner Epistel; mein Ermessen ihrer Länge; wie ich sie erst allein, hernach mit meiner Luise las, — und alles was folgte; von dem miteinander — finde ich nicht ein Wort in meinem Dintenfaß. — . . . Lieber! O, sey doch immer glücklich! — — Ich danke Gott so von ganzer Seele für Dein Wohl. Wo ich es nicht genug thue . . . Ich weine; ich bin zaghaft wie ein Weib — Was ist das? . .

Wären wir nur erst ein Jahr oder ein paar Jahre weiter, und ich sähe Dich einmal recht eingenistet auf dieser Erde! Immer kamst Du mir vor unter den Menschen wie ein Fremdling — als könntest Du nicht bleiben.

Unter uns, das ist wahr, hast Du Dich sehr gut gewöhnt; aber daß Du Dich so gut gewöhntest, haben wir das nicht größten Theils der Traumdeuterinn zu verdanken? —

Und hat sie wirklich in Dir gedeutet, Deinen alten Traum; ihn erfüllt, ihn wahr gemacht, wie Du sagtest; oder vielleicht nur einen neuen Traum in Dir erregt? — Wende Dich nicht weg von mir, lieber Guter! es ist nicht Lästerung, was

ich sage; am wenigsten Lästerung gegen Henriette. Du hältst nicht mehr von ihr, als sie verdient; und es ist nichts anders, als ihr wahrer wirklicher Eindruck, was Du für sie empfindest: aber in Dein Verhältniß mit ihr bringst Du eine Fantasie, vor der mir bange wurde, sobald ich sie entdeckte. Ich hatte eigentliche Liebe unter Euch vermuthet, sah Euch wie Verlobte an, und so lange war ich ruhig; ruhiger, als ich in Absicht Deiner je in meinem Leben gewesen bin. — . . Armer Woldemar, ich kenne Dich so gut! und wenn ich Dich recht ins Auge fasse, sieh, so will mir das Herz zerspringen vor Liebe und Wehmuth. Es ist etwas in Dir, etwas — was Dich mit allem Gegenwärtigen bald entzweyen muß. Man kann nicht sagen, daß Du Dich überspannst; aber wohl, daß Du überspannt bist. So wurdest Du geboren, und mußt darum auch alles außer Dir zu überspannen suchen, damit es Dir natürlich scheine und zu Dir stimme; mußt Dein Wesen hauptsächlich in der Einbildung haben, und kannst auf kein Zureden hören. So wird Dir in die Länge kein Mensch genügen; Du wirst es keinem Menschen

in die Länge aushalten — Woldemar! — Keinem!

Es ist traurig, daß Dir nie wohl seyn kann, als im Irrthum. Wo Du auch am Wahren, am Wirklichen hängst: Du machst so lange, bis ein Hirngespinnst daraus geworden ist, und dann — zu Boden damit! — Ach, Dein letzter Brief hat mich an so vieles erinnert; dieß und jenes mir so klar aufgedeckt! . . Die volle Wonne, die er athmet; die hohe, allerhöchste Himmelsfreude — Lieber! wenn Du das alles nur an einem Haare festhieltest — durchaus nur an einem Haare fest halten wolltest — Und das Haar zerrisse — zerrisse vielleicht durch eine Bewegung Deiner eigenen Hand? — Lieber! . . . O, erbarme Dich Deines Biderthal!

Es ist Zeit, daß ich abbreche. — Verzeih, Lieber, wenn ich ein Thor bin. Ich hoffe, daß ich es bin; und mir ahndet, daß ichs fühlen werde, sobald ich Dich wieder sehe. Was ich geschrieben habe, wird Dir weiter das Herz nicht schwer machen. Und so lebe wohl. Gruß und Kuß an Allwina und Henriette! Auch von Luisen. — Bester,

Theurester, lebe wohl! Lebe wohl und bleibe meiner Liebe eingedenk.

Dein Biderthal
heute wie gestern und immerdar.

Zwey Tage nach diesem Briefe kam Biderthal selbst an. Sein Trübsinn verlor sich in der Freude des Wiedersehens, im Anschauen der vollen Zufriedenheit seines Bruders.

Woldemar mußte nun, der Pflichten seines Amts wegen, öfter in die Stadt. Er pflegte, wechselsweise, dann bey Biderthal, dann bey Dorenburg abzutreten. Sie sahen ihn nie, ohne daß sich neue Aussichten von Glückseligkeit vor ihnen eröffneten, und zählten, immer ungeduldiger, Tage und Stunden, bis der Winter einbräche.

Einst traf es sich, daß Woldemar unversehens in die Stadt kam und niemand als Luise zu Hause fand. Er hatte eine Zeichnung mitgebracht, einen Entwurf zu einem Familien-Gemälde, worauf Henriette die hervorstechende Figur war, und mit ihrem Vater den Mittelpunkt des Ganzen ausmachte. Es war eine Hauptliebhaberey von Woldemar, Por-

träte aus dem Gedanken zu machen, und sie geriethen ihm ungemein. Dießmal hatte er alle seine Kunst aufgeboten, den alten Hornich auf die vortheilhafteste Weise darzustellen, und es in seiner ganzen Figur möglichst auszudrücken, wie ihn Henriette in den letzten Jahren seines Lebens nicht allein glücklich, sondern auch gefällig, gut und liebenswürdig gemacht hatte. Luise war außer sich vor Freude über diese Zeichnung, und wurde nicht müde eine Figur nach der andern durchzugehen, und die schöne gefühlvolle Zusammenordnung des Ganzen zu bewundern. Woldemar gab ihr das Blatt bis zu seiner Abreise in Verwahrung, damit sie nach Herzenslust sich daran ergötzen und müde sehen könnte. Er wollte nur bis zum dritten Tage bleiben.

Den zweyten, Abends nach Tische, foderte er das Blatt zurück, und es wurde bey dieser Gelegenheit noch einmal vorgenommen, durchgesehen, untersucht, darüber gesprochen. Den mehrsten Stoff gaben die zwey Hauptfiguren. Luise kam, voll Rührung, immer wieder auf diese zurück.

Unglücklicher Weise begegnete es ihr, in ihrem Entzücken die Worte auszustoßen: — „Sie können

das nicht so fühlen, wie ich! — Sie wissen nicht alles!“ —

Sobald ihr die Worte aus dem Munde waren, erschrak sie, und wurde glühend roth. Dieß machte Woldemars Aufmerksamkeit rege. Er fragte; und nun verwandelte sich die Röthe der armen Luise in Blässe. Je ängstlicher sie sich weigerte mehr zu sagen, desto dringender wurde Woldemar. Endlich drohte er, daß er durch Henriette das Geheimniß schon heraus bringen wollte; er hätte Faden genug. So kam es dahin, daß die arme Luise, halb aus Furcht, halb aus Treuherzigkeit, zuletzt nachgab, und ihm alles offenbarte.

Während dem Anhören nahm sich Woldemar so gut zusammen, und hielt sich auch nachher so fest, daß Luise gar nicht ahndete, was für einen Stachel sie ihm ins Herz gesenkt hatte.

Er brachte die Nacht im Sessel zu. Ehe er sichs versah, hatten seine Gedanken sich so gehäuft, sich so vielfältig durch einander geschlungen, daß er wie erstarrt davon war. Seine Henriette weniger hochschätzen, weniger lieben — konnte er um alles, was er jetzt erfahren hatte, nicht; er mußte eher sie

bewundern, ihr Dank wissen. Und doch fühlte er, daß er unzufrieden mit ihr war.

Unzufrieden mit Henriette? — Er erschrak vor dieser Vorstellung. — Und warum unzufrieden? — Durfte er wohl jemand es bekennen? — Konnte er es nur sich selbst erklären?

„Es ist die erste Befremdung, sagte er zu sich; morgen werde ich ruhig seyn" — und wollte aufstehen, und sich zu Bette legen. Aber schnell kam wieder eine neue Gedankenreihe, die ihn faßte und niederhielt.

„Mir entsagt — feyerlich — heimlich! — Ihr Vater, ihre Geschwister vermochten sie dahin zu bringen! — Sie hat ein Geheimniß mit ihnen gegen Woldemar! — O, ich bin ihr nicht was ich dachte! — Henriette ist nicht. . . . Er fuhr in die Höhe — wieder zurück — wußte sich nicht zu lassen.

Der Morgen graute schon, da legte er sich. Der Kopf schmerzte ihn gewaltig, es kam Schwindel dazu; so schlummerte er endlich ein. Um neun Uhr stand er auf, sehr abgemattet, aber um vieles heiterer, und gefaßt genug, um Luisen gänzlich die

Ursache seiner Unpäßlichkeit verbergen zu können. Er schalt sich ernstlich über seine ausschweifende Empfindlichkeit, und gab ihr allerhand gehässige Namen. Viel lieber wollte er sich der verkehrtesten Eigenliebe, als seine Henriette einer Sünde gegen die Freundschaft schuldig finden. Es gelang ihm endlich, die Gefühle seiner ersten Aufwallung zu unterdrücken; und er reiste fest entschlossen nach Pappelwiesen zurück, sich von nun an die Sache ganz und auf immer aus dem Sinne zu schlagen. Bey seiner Ankunft nahm die einzige Henriette etwas verändertes in seinen Zügen wahr. Er schob es auf eine Unpäßlichkeit, die ihn in der Nacht überfallen hätte; doch gestand er zuletzt: einer von seinen bösen Geistern wäre einmal wieder über ihn gekommen, hätte aber keine Stätte gefunden.

Noch keinmal war ihm die Freude, seine Allwina, seine Henriette wieder zu sehen, so warm durch Herz und Adern gelaufen; es kam ihm vor, als nähme er zum erstenmal wahr, daß er so sehr geliebt sey. Tief in sein Innerstes drang Henriettens sanftes Forschen mit Blicken und Liebkosungen: — Ob etwas seine Glückseligkeit störte? — ob sie

es nicht von ihm nehmen könnte? — für ihr Glück, für ihr Leben? — Woldemar ertrug es kaum. Der Zustand, worin er sich zu B** befunden hatte, schien ihm jetzt zu Pappelwiesen so thöricht, ja so rasend, daß er vor Scham und Reue zu vergehen meynte. Wäre es nicht um Luise gewesen, er hätte alles entdeckt. — Er warf sich seiner Freundinn in die Arme: — „Engel, rief er, mit beklommener Stimme, — wie du mich liebst! — Ich verdiene es nicht; ich habe kein Herz das zu lohnen.“ ... —

Dennoch überfiel ihn nachher wieder dann und wann auf eine unangenehme Weise der Gedanke an Henriettens Gelübde — an das Geheimniß zwischen ihr und ihm; und es gab Augenblicke, wo es ihm bis zur sichtbaren Unbehaglichkeit beschwerlich wurde.

Sie verließen erst im November das Land. Von Allwinens Verheyrathung war zu B** nichts ruchtbar geworden. Die Frage war dort schon lange gewesen, lange vor Hornichs Tode: Welche von beyden — Allwina oder Henriette, Woldemars Gattin würde? Aber nach vielem emsigen Gewäsche war nun seit kurzem so gut als ausge=

macht, man werde gleich nach der Trauer erfahren, daß Henriette die Braut sey; und so konnten die guten Leute bis dahin andere Dinge sich angelegen seyn lassen.

Sie geriethen außer sich vor Bestürzung, die guten Leute, da sie jetzt so ganz unversehens mit der Nachricht überrascht wurden: Allwina wäre — nicht erst die Braut — sie wäre seit sechs Monaten schon mit Woldemar vermählt!

Unmöglich konnte das mit rechten Dingen zugegangen seyn! — Es mußte etwas dahinter stecken! Und nun hatten sie keine Ruhe, bis sie das Wahrscheinlichste nach ihren Begriffen herausgebracht hatten.

Man kann sich die Vermuthungen, die zum Vorschein kamen, nicht ungeheuer genug denken. Am ärgsten wurde Henriette mißhandelt; nicht, daß man ihr vorzüglich gram gewesen wäre, sondern weil bey ihr das Wahre den guten Leuten am weitesten aus dem Wege lag. Selten haben Verläumdungen, auch die schlimmsten, eine andre Quelle: es ist nur, daß die guten Leute nach Maaßgabe ihres Sinnes, Herzens und Verstandes

urtheilen; daß sie ihre eigentliche Meynung entdekken, nach bestem Gewissen.

Auf diese Weise geschah es, daß Henriette den Gram erfuhr, ihr Heiligstes in den Koth treten zu sehen. Ihre Freundschaft mit Woldemar wurde auf die schnödeste Weise gelästert; ihre Unschuld mit Schmach angethan. .

Ich habe sie gesammlet in der Stille meiner Seele, die Thränen des Engels, und ich zitterte, daß Eine der meinigen sich dazu mischen möchte! — Sollte ich sie ausgießen vor der Menge? — Diese Menge mit keuscher jungfräulicher Thräne — mit der Weihe der Unschuld besprengen?

Feig war das Mädchen nicht; Tugend läßt es nicht seyn. Henriette blieb dieselbe in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Betragen. Aber in dem Grade vermochte sie ihre Einbildung nicht zu beherrschen — und sie wäre lange nicht ein so treffliches Geschöpf gewesen, wenn sie es gekonnt hätte — daß ihr dabey nicht sehr oft die verkehrten Urtheile der Leute vorgeschwebt, und ihr einen Schauder durchs Blut gejagt hätten. Ihr geheimer Schmerz wurde dadurch vergrößert, und unvermerkt schlich

sich einiger Unwille gegen sie selbst, und ihm nach, einige Bitterkeit gegen die Menschen in ihr Herz, das bis dahin den reinsten Frieden genossen hatte.

Woldemar hatte von allen den Verläumdungen, welche zu B** herumgeflüstert wurden, wenig erfahren, weil er von den Einen zu sehr geliebt, und von den Andern zu sehr gefürchtet war. Jedermann wußte, daß er Dinge dieser Art mit einem fürchterlichen Grimm empfand, und daß sein Hohn verzehrendes Feuer war. Den Nichtswürdigen auszuweichen, sich um ihretwillen zu bequemen, oder Wege der Klugheit einzuschlagen, schien ihm unerträglich; in allen solchen Fällen war seine ganze Seele lauter Trotz.

Was sich mit Henriette zutrug, entging eine Zeitlang seiner Beobachtung. Ihm war so wohl in seiner neuen Lage, und diese Lage führte in den ersten Monaten so viele unvermeidliche, im Ganzen süße, Zerstreuungen mit sich, daß er davon in eine Art von angenehmer Betäubung gerieth, die ihn unfähig machte, widrige Eindrücke anzunehmen. Allwina besaß im höchsten Grade jene Eigenschaften, wodurch eine Frau ihr Haus zu einem Himmel

macht. Sie gönnte unserem Philosophen seine vornehmen Künste; wollte von ihrer Seite aber es nie darauf ankommen lassen. Sie meynte, wenn es eine so schöne Sache ums entbehrlich machen wäre, so ließe sich nichts rühmlicheres denken, als wenn sie Woldemarn am Ende sogar auch seine Philosophie entbehrlich machte. Zu gutem Glücke hatte sie an ihm den Mann, der wenigstens eben so gut zu genießen, als dem Genuß zu entsagen wußte, und so gelang es ihr wirklich, daß seine Philosophie allmählich nur in den Hinterhalt zu stehen kam. Wir haben gehört, warum er die äußerlichen Verschönerungen und Bequemlichkeiten des Lebens gern bey Seite ließ: weil er nämlich die damit verknüpften Bemühungen haßte; weil ihm eine Unterbrechung des Genusses unangenehmer als eine gänzliche Beraubung desselben war; weil er an Disharmonie, Flick- und Stückwerk einen gewaltigen Eckel hatte; und weil ihn Sorge, Anstrengung und Verlegenheit um geringfügige Dinge in die peinlichste Ungeduld versetzten. Dieß alles fiel jetzt weg durch Allwinens und Henriettens vereinigte Klugheit, Behendigkeit und zärtliche List. Was ihm von jenen Annehmlich-

keiten dargeboten wurde, war immer wie ein Zauberwerk vor ihm entstanden, umgeben von Fröhlichkeit und Scherz, von Lust und Liebe. Es konnte nicht fehlen, er mußte mit ins Spiel gezogen werden.

Eine gewisse Befreundung mit Dingen dieser Erde, ist süßer als die Weisen denken. Wir können ja doch nicht von dieser Erde weg, so lange wir unsere Schwere behalten, und würden übel dran seyn, wenn sie uns nicht mehr tragen wollte.

Und wer von uns erinnert sich nicht froh an jene Zeiten, wo wir, vor lauter Lust, nicht weiter sahen, und eine jede vergängliche Gabe wie mit unvergänglicher Liebe an uns rissen; nach Tagen, nach Augenblicken strebten, als ob es Ewigkeiten wären; vollkommene Glückseligkeit leibhaftig vor uns sahen, und zwischen ihr und uns nur Raum, nur Zeit, nur weichende Hindernisse; — Ach! und immer nur der Menschen Thorheit bejammerten, die Menschheit selbst aber nie? . . . Es war nicht ganz leerer Dunst, was uns so selig machen konnte. Und wohl dem, der es wieder findet, „den Frühling seines Daseyns, eine zweyte Jugend, Un-

schuld, Zuversicht und Paradies!“ Klüger als ehmals, wird er nicht mehr nach jeder Freude taumelnd haschen, sondern die gewählte sanft an seinen Busen ziehen, und an sich herzen, damit sie nicht früher entfliehe; inniger, auch darum, weil sie vergänglich ist.

Diese stille besonnene Wollust war um so mehr in Woldemars Geschmack, weil er dabey glauben konnte, wie Xenokrates, eine Lais zu besitzen, ohne von ihr besessen zu werden. Sein Zustand däuchte ihn mehr ein Zustand der Beschauung, als des Genusses zu seyn, und er freute sich, sein Herz für alles Schöne so reizbar und der Lust so offen zu fühlen, ohne daß die Freyheit seines Geistes davon angefochten würde. Alles vereinigte sich, ihn die Ergötzlichkeiten der Sinne und der Einbildung, in einem ungewohnten Glanz von Unschuld und Reinheit erblicken zu lassen. Er entblößte ihnen seine Brust; versuchte sich an ihnen, und genoß sie doppelt, indem er sie in immerwährendem Siege zu genießen glaubte.

Endlich wurde er denn doch auf Henriette aufmerksam, als sey etwas verändertes an ihr wahrzu-

nehmen, besonders in ihrem Betragen gegen ihn. Lange suchte er, es sich auf alle Weise auszureden. Er war seit dem Vorfall nach der Entdeckung, die ihm Luise gemacht hatte, äußerst schüchtern, und gegen sich selbst mißtrauischer geworden. Aber eben dieses mußte seine Aufmerksamkeit, da sie nun doch einmal wieder gereizt war, und fortdauernd gereizt wurde, nur in desto stärkeren Trieb setzen. Selbst indem er darauf bedacht war, sie abzulenken, stellte er, wider seinen Willen, Beobachtungen an; und so gerieth er, immer unwillkührlich, endlich dahin, daß er seine Freundinn, bald hie, bald da, auf die Probe stellte.

Seine ersten Versuche mit Henriette fielen zweydeutig aus. Er machte neue und ließ sie schneller auf einander folgen. Endlich erhielt er Resultate, welche seine Bemerkungen zu bestätigen schienen — das wollte er nicht! Falsch sollten sie befunden werden, durchaus falsch! Sie mußten es — o, sie mußten, sie mußten!

Der Unglückliche stand am Abgrunde des Verderbens, und durfte nicht einmal fürchten.

„Keine Sorge! rief er schwindelnd aus, keine Sorge! Bey allem was heilig ist, ich bin nur ein Thor! — Gott weiß, ich bin nur ein Thor! — und es wird offenbar werden!“

So drang er immer weiter voran; ging unablässig hin und her in dem Nebel, der zwischen ihm und seiner Freundinn aufgestiegen war — ob er nicht verschwände?

Zuweilen, nahe bey, schien er weg zu seyn; einige Schritte davon, ach, da war er wieder! — Dann schwoll ihm das Herz bis zur Beklemmung; und was er begann um des Dranges los zu werden, war alles vergeblich; bis etwa ein Ausbruch von Zärtlichkeit und Wehmuth in Henriettens Armen ihm wieder einige Erleichterung verschaffte.

Schon vorher, nämlich seitdem er das Geheimniß von Henriettens Gelübde erfahren hatte, war mehr Lebhaftigkeit, aber damit auch, von seiner Seite, mehr Ungleichheit in seinen Umgang mit ihr gekommen. Alle seine Empfindungen für sie waren bey diesem Vorfall ausserordentlich erregt, und in eine Art von Gährung gesetzt worden; und wie einer, dem ein theures Geschöpf, das seine ganze

Wohlfahrt trägt und bindet, in Gefahr schwebt, fühlte er jetzt doppelt ihren Werth und alle seine Liebe zu ihr. Da ergriff er sie denn manchmal und schlang sie fest und fester in seine bebenden Arme. — „Du bleibst mir doch, Henriette? sagte er zu ihr — ich verliere dich nie? — nicht wahr, ich verliere dich nie? — Tausendmal eher den Tod — als dich missen! — O, du weißt nicht, wie an dir mir alles gelegen ist, alles gelegen seyn muß, und was das für eine Liebe ist, mit der ich dich liebe!"

Henriette ließ ihr ganzes Herz ihm hierauf die Antwort geben. Es fiel ihr nie ein, dergleichen ungewöhnliche Bewegungen ihres Freundes einer andern Ursache, als seiner gegenwärtigen Lage zuzuschreiben, welche alle Saiten seines Wesens gestimmt zu haben schien, von jeder Empfindung den höchsten Ton in vollem Klange anzugeben.

Aber nun, ganz neuerlich, hatte sie angefangen etwas bedenklich zu werden. Das konnte nicht ausbleiben, zumal bey dem Gemüthszustande, worin wir sie erblickt haben. Woldemars Begegnungen mußten die Peinlichkeit desselben vermehren, und da sie je länger je auffallender wurden, nach und

nach in der Seele des Mädchens eine geheime Empörung zuwege bringen.

Henriette wußte nicht wie ihr geschah. Bisher hatte sie ihrer Freundschaft für Woldemar weder Maaß noch Ende gewußt. Nicht der entfernteste Gedanke an Zurückhaltung war ihr jemals gekommen. Und nun auf einmal — Was? — Es ließ sich nicht ausdenken. — Schranken! — Grenzen! — Einer solchen Freundschaft — Woldemars und Henriettens Freundschaft! — Grenzen? — Schranken? — Welche? — Warum? Was war geschehen? Was trug sich zu?

Sie fühlte — mit unendlichem Zagen, daß sie Woldemarn sich offenbaren mußte. — Ja, sie wollte! — Aber in fürchterlichen Finsternissen lag ihr Entschluß.

Daß in Woldemars Gemüthe sich eine Veränderung zugetragen habe, war nach und nach von allen in der Familie bemerkt worden; aber niemand mochte zuerst aufmerksam darauf machen, nicht einmal das Weib den Mann, oder eine Schwester die andre. Jeder suchte seine Bemerkungen sich auszureden, und niemand mehr und ernstlicher als Biderthal.

Keinem aber wollte es in die Länge auch weniger damit gelingen als Biderthalen. Nach langem Säumen und Zweifeln nahm er endlich zu Henriette seine Zuflucht. Er entdeckte ihr, was er zu deutlich gesehen hatte, und sich nicht mehr auszureden vermochte; nämlich, daß Woldemar durchaus verstimmt, seltsam verändert wäre. Er fragte: ob sie keine Ursache wüßte, ob sie ihm kein Licht darüber geben könnte?

Woldemars Verstimmung, sagte Henriette, seine abwechselnde Laune, und das oft so Unnatürliche und Plötzliche in diesen Abwechselungen hätte auch sie schon oft nachdenkend gemacht, und bekümmerte sie. Sie wüßte nichts, vermuthete aber jetzt, und dieß würde ihr mit jedem Tage wahrscheinlicher, daß Woldemar Eins und Andres von den bey Gelegenheit seiner Heyrath ausgestreuten häßlichen Verläumdungen erfahren, und vielleicht auf eine höchst verkehrte, unangenehme, empörende Weise erfahren hätte. Es schiene in der That unmöglich, daß ihm davon gar nichts sollte zu Ohren gekommen seyn. — Dieß nun hätte ihn aufgejagt. Er hätte sich bemüht auf den Gesichtern seiner Freunde zu lesen, was er

zu wissen begehrt, und zu fragen sich gescheut hätte: nämlich Sache und Zusammenhang, und wie man sie empfunden, unter sich darüber gedacht, geredet, überhaupt, sich dabey benommen hätte. — Auf meinem Gesicht, fuhr Henriette fort, mag er leicht gelesen haben, was ihn noch mehr zum Forschen antrieb, ihn beunruhigte, quälte — was er tadelte, und dann bald zu entschuldigen, bald zu verzeihen sich bemühte, ohne damit für sich allein recht fertig werden zu können. Wer unsern Woldemar ein wenig kennt, setzte sie hinzu, begreift die Unmöglichkeit für ihn, aus dieser Flocke nicht eine Menge Unglücksfäden zu spinnen, und damit das sonderbarste Gewebe anzufangen. Darum muß und will ich nun unverzüglich sehen, wie ich ihm beykomme, und ihn zu einer Erklärung bringe.

Biderthalen wurde das Herz während er Henrietten zuhörte immer leichter und leichter. Er zweifelte nicht, sie hätte das Wahre getroffen, begriff alles, und bat sie nur inständig, doch ja den ersten Anlaß, mit Woldemar aufs reine zu kommen, nicht unbenutzt vorbey gehen zu lassen.

Leider, wollte ein solcher Anlaß je länger je weniger sich anbieten. Täglich erschreckte Woldemar die zarte Seele seiner Freundinn durch neue Erscheinungen, trieb das edle Mädchen aus einer Verwirrung in die andre, so daß sie an ihm, daß sie sogar an sich selbst irre wurde, und beynah verzweifeln mußte.

Dieß entging Biderthalen nicht ganz. So viel sah er, daß seines Bruders Gemüth sich immer tiefer beunruhigte; sah mit zunehmender Gewißheit, daß sein leidenschaftlicher Zustand sich ganz auf Henriette bezog, und daß nun auch diese betroffen, geängstigt, verlegen, in der peinlichsten Ungewißheit sich fühlte. Gegen ihn selbst, auch gegen die andern Geschwister, bewies sich Woldemar in dieser Zeit liebevoller, erkenntlicher, genießender in der Freundschaft als je zuvor. Dieß vermehrte Biderthals Bekümmerniß. Mit Recht schrieb er dergleichen affectvolle Aeußerungen einer innerlichen Beklemmung zu, erblickte darin ein bewegtes, gepreßtes Herz, welches sich zu helfen, sich zu trösten und zu stärken suchte. Oefter wurden ihm in Woldemars Gegenwart die Augen naß. Dieser bemerkte auch einige

Mal seine Rührung; ergriff Biderthals Hand, schloß ihn in seine Arme, herzte und küßte ihn; aber ließ ihn nicht reden; beugte vor, daß es nicht zu Fragen, nicht zu Erklärungen käme.

Unterdessen arbeiteten sich Biderthals Besorgnisse mit jedem Tage schrecklicher in seinem Gemüthe aus. Was er voll Wehmuth seinem Bruder voriges Jahr aus Pyrmont geschrieben hatte, jene Worte: „Lieber! „Wenn Du das alles nur an einem „Haare festhieltest — durchaus nur an „einem Haare festhalten wolltest — „Und das Haar zerrisse — zerrisse viel„leicht durch eine Bewegung Deiner ei„genen Hand . ." — Diese Worte, mit dem Ausruf: „Lieber! O erbarme Dich Deines Biderthals!" lagen ihm unaufhörlich in Gedanken, tönten ihm vor den Ohren, und zerrissen ihm das Herz.

Es ist zu spät! seufzte, klagte und jammerte es in seinem Innern. Woldemar liebt Henrietten! Ich hatte Recht zu behaupten, er sey mit ihr verlobt. Er war es im Grunde der Seele, und wollte es nicht wissen. Ihm, auch Henrietten,

war ich nur ein Thor. Daß ich es nicht war — — Gott! — Dieß wird Henriette bald; Woldemar erst, wenn er mit dem Tode ringt, erfahren.

Nach der vorhin erzählten Unterredung mit Henriette, hatte Biderthal sie nur zweymal an ihr Versprechen, Woldemar zu einer Erklärung zu nöthigen, erinnert. Er schwieg nachher, weil er wohl sah, daß sie keine Ermahnung nöthig hatte. Ihr alle seine Sorgen zu entdecken, durfte er nicht wagen; er würde sie dadurch nur wider sich empört, sich ihres Vertrauens, so gar ihrer Liebe — wenigstens auf eine Zeitlang — beraubt haben. Jetzt aber schien es ihm so wichtig Henrietten aufs schleunigste zur Entdeckung dessen, was in Woldemars Herzen eigentlich vorginge, zu verhelfen, daß er alles daran zu wagen beschloß, um diesen Endzweck zu erreichen.

Früh an einem Morgen ging er zu ihr. Sie war aufgestanden, aber noch nicht zum Vorschein gekommen. Er griff unterdessen nach einem Buche, das er auf ihrem Arbeitstische liegen fand. Es war der zweyte Theil von Plutarchs Lebensbeschreibun-

gen. Beym Aufschlagen traf er eine Stelle, die doppelt angestrichen war; folgende:

„Fremdling, die Gesetze und Gebräuche der Menschen sind verschieden; einigen heißt dieses schön und gut; andern jenes: aber das gilt allgemein, ist schön und gut für alle, daß jeder unter seinen Mitbürgern, was gemeine Sitte ist verehre, und diese Ehrfurcht in allen seinen Handlungen beweise.“

Er behielt, da Henriette herein kam, das Buch in der Hand, und nachdem er sie begrüßt, und sie beyde sich gesetzt hatten, zeigte er ihr die angestrichene Stelle, und fragte: warum sie diese Irrlehren über Schönes und Gutes, diese sklavische Maxime eines Barbaren, die sie hätte durchstreichen sollen, angestrichen, und gar doppelt angestrichen hätte? — Wenn Woldemar das fände! . . . Indem gab er ihr das Buch in die Hand.

Diese Striche sind schon alt, sagte Henriette.

Dann lasse ichs gelten, erwiderte Biderthal; machte das Buch zu, und legte es wieder auf die Stelle, wo er es genommen hatte.

Henriette wurde roth. — Nein, Biderthal, sagte sie, nein; diese Striche sind von gestern;

zog ihr Schnupftuch hervor, bedeckte sich das Gesicht, und fing bitterlich an zu weinen.

Biderthal sprang auf, umarmte Henriette, drückte sie an sein Herz, und sagte mit beklommener Stimme: Fasse Muth du gute, liebe, schöne Seele du! Man kann nicht unschuldiger, nicht ehrwürdiger und besser seyn, als du es bist. — O, fasse Muth. Ich fürchte Aergeres, gewiß viel Aergeres, als du; und doch hoffe ich, mein Woldemar, und wir mit ihm, sind noch zu retten.

Henrietten sanken die Arme. Sie sah mit trokkenem Auge Biderthalen an — „Aergeres?" — Wiederholte sie todtenblaß, und sich aufrichtend: „Aergeres?" — Wo ist Arges? Gewiß eher in meiner Seele, in der Ihrigen, in unser aller Seele, als in der himmlischen Seele meines Freundes. O, wenn er minder arglos wäre, ich weinte nicht, und Sie — bebten nicht an dieser Stelle!

Biderthal wollte reden; aber Henriette flehte mit gefaltenen Händen, von neuem in Thränen aufgelöst, daß er sich entfernen, sie allein lassen möchte.

Er ging.

An der Thüre rief und holte Henriette ihn zurück.

Schluchzend stammelte sie: Ich will anhören! Ich weiß nicht was vorgeht; nein, ich weiß es nicht. Ich werde Schuld haben, es wird auf mich fallen; reden Sie, lieber Biderthal, sagen Sie mir — sagen Sie mir alles.

Biderthal war tief bewegt. Er drückte und küßte Henrietten die Hand, weinte mit ihr, setzte sich und stand wieder auf; versuchte zu reden und hatte keine Stimme. Henriette, die zuerst sich faßte, half ihm, durch milde Anrede, zu Worten.

Verzeihen Sie meine Heftigkeit, sagte sie zu ihm; ich hatte sehr Unrecht. Gewiß kamen Sie mit herzlicher Liebe, mit vertraulichem Rathe zu mir, und ich stieß Sie von mir! — O verzeihen Sie mir! Werden Sie mir wieder gut!

Sie bedürfen keiner Verzeihung, antwortete Biderthal, und ich selbst verdiente keine, wenn ich einen Augenblick von Woldemar Arges denken, eine Furcht in Absicht seiner haben könnte, die ihn erniedrigte. — Oder ist es etwas Arges, wenn ich glaube, daß er Sie über alles liebt; Sie liebt, wie er außer Ihnen niemand lieben kann; daß er im Grunde — Sie allein liebt? —

Henriette fuhr etwas zurück. —

Ist Ihnen dieses neu, sagte Biderthal? Sie wissen es doch!.

Setzen Sie den Fall, Woldemarn wäre auch, was er längst weiß, neu geworden; er fühlte, wie er Sie liebt, mehr als er es je gefühlt hat; und nun genügte ihm Ihre Gegenliebe nicht mehr. Irgend ein unbedeutender Zufall könnte sein Gemüth in eine Bewegung gesetzt haben, die sich selbst vermehrte, stärker und stärker wurde. — Sie zweiflen doch nicht, daß der leidenschaftliche Zustand, worin wir ihn sehen, sich auf Sie bezieht? — Auch verbergen Sie sich nicht, daß dieser Zustand von Tage zu Tage zunimmt, bedenklicher wird! — — Wie können Sie denn so gelassen zusehen, und nicht fürchten, und das schlimmste abwarten wollen?

Lieber Biderthal, antwortete Henriette, ich kann mich nicht fürchten, wie Sie; aber ich leide genug. Auch Allwina ist bekümmert. Sie hat es mir lange abgestritten, daß in Woldemar etwas vorginge, was er uns verheimlichte. Sie sah und fühlte nur, daß sie ihm mit jedem Tage lieber wurde; war dabey in die Freude, bald Mutter zu seyn,

ganz vertieft. So lange sie selbst nichts bemerkte, wollte ich nicht, daß sie fragen sollte. Endlich wollte sie bemerkt haben und fragte. Da hat Woldemar mit der größten Offenherzigkeit und Freundlichkeit geantwortet: „Ja, es gehe ihm etwas im Kopfe herum; es sey eine so große Albernheit, daß er es sich zu sagen schäme; er wolle aber, um sich zu strafen, diese Schaam überwinden, und zuverläßig ihr und mir die kindische Grille beichten, so bald er sie weggeschafft hätte." — Nun verreist Allwina Ende dieser, oder Anfangs künftiger Woche, mit der jüngern Tante nach Fließen, um bey dem Oberamtmann vollends wieder alles ins Gleiche zu bringen und gut zu machen; sie warten nur auf Briefe, daß er dort angekommen sey, und sie gern erwarte. Bis dahin habe ichs, aufs längste, verschieben wollen, Woldemarn was ich auf dem Herzen habe zu sagen, und seine Vorwürfe gegen die meinigen auszuwechseln. Auf einmal und mit ein paar Worten wird es sich schwerlich abthun lassen. Aber abgethan, völlig abgethan soll es werden; das verspreche ich Ihnen, wie ich mir selbst es versprochen habe.

Zufriedener, mit erhöhtem Muthe ging Biberthal von Henriette weg. Der reine, schöne Affect des Mädchens, ihre Fassung und ihr hoher Geist, hatten ihn aufgerichtet und gestärkt.

Henriette, im Gegentheil, hatte dieser Auftritt sehr angegriffen. Sie fühlte sich, da sie allein war, traurig, beklommen, in einer Bewegung, der sie nicht Meister werden konnte. Auf den Mittag mußte sie zu Woldemar, der eine große Gesellschaft zum Essen hatte. — Dort sollte sie auch Biberthal wieder finden. — Ihre Angst, daß sie nicht genug sich würde sammeln können, nahm unter dem Ankleiden zu. Sie mußte endlich fort. Beym Einsteigen in den Wagen fühlte sie, daß ihr die Kniee zitterten. Das Herz klopfte ihr gewaltig beym Fortrollen über das Pflaster; noch heftiger, da der Wagen vor Woldemars Hause still hielt. Man öffnete den Schlag, und sie zweifelte, ob sie aussteigen sollte.

Woldemar fuhr zusammen über ihren Anblick. Er suchte seine Befremdung durch einen desto wärmeren Empfang zu verbergen; aber starr sanken darauf seine Arme an ihr herab. Henriette fühlte

es, und beyde überlief es kalt. Woldemar sah sie an — und wieder an — und wieder — bis Schwindel und Blindheit ihn zwangen abzulassen. — „Verloren! verloren! schrie es in seiner Seele, verloren!" — Er hatte sich umgekehrt, und stand am entlegensten Fenster, sein Gesicht an eine Scheibe geheftet, und sah gerad auf gen Himmel. Sein Bruder und Caroline, die zu ihm traten, und sich nach seinem Befinden erkundigten, und seine Gäste, die nach einander ankamen, erlaubten ihm nicht, in dieser Stellung zu verweilen. — Er hätte sein Leben gewagt, um einige Minuten mit Henriette allein zu seyn. — Sie litt Todesangst. — Auf einmal ging sie auf ihren Freund zu: „Lieber Woldemar, sagte sie zu ihm, indem sie ihm die Hand drückte; nicht wahr wir haben mit einander zu reden? Auf den Abend! Nur bis dahin, Lieber, sey ruhig!"

Diese Worte, noch mehr die liebevolle Miene, welche sie begleitete, erhellten Woldemars Gemüth auf einige Augenblicke; aber kaum war er recht zu Gedanken darüber gekommen, so kehrte seine Unruhe desto unerträglicher zurück. Sehnsucht, Erwartung

und Furcht trieben ihn bis zur Verwirrung umher.
— „Es war also gewiß: Henriette hatte etwas auf
dem Herzen; — etwas das ihn anhinge: — sie
hatte es schon lange auf dem Herzen gehabt; schon
so lange ihm verheimlicht! Was konnte es seyn?"
— Er verwickelte sich je länger je mehr in diesen
Vorstellungen, so daß er kaum mehr inne wurde,
was um ihn her geschah, sondern unablässig mit
Forschen an Henriettens Augen, an ihren Mienen
und Geberden hing. Henriette wurde äusserst verlegen;
Woldemar, der ihren Unmuth beobachtete,
desto verwirrter. Seine Zerstreuung stieg aufs höchste;
und nun begab sich alle Augenblicke etwas, wodurch
sie ihm selbst auffallend wurde. Er erschrak
darüber, und begann in der Angst allerley, um sich
zu helfen: er wurde laut; warf mit witzigen Einfällen
um sich; unterbrach, bald hie bald dort, ein
Gespräch; trank, halb in Gedanken, halb mit Vorbedacht,
von verschiedenen Weinen, und in größerer
Menge, als er gewohnt war.

Diese gewaltsame Erheiterung, bey dem ganz
entgegen gesetzten Zustande, worin er sich befand,
brachte ihn vollends aus aller Fassung. — Man

stand von Tische auf, und es ward immer ärger mit ihm. Seine Fantasie glühte; sein Herz zerrann. Er wußte nicht zu bleiben vor all dem Widersinn, der sein ganzes Wesen aus einander trieb.

Henriette, voll Bekümmerniß, sah sich oft verstohlen nach ihm um. Von ungefähr bey einer schnellen Wendung, begegnete sein Auge einem solchen Blick; da flog er auf sie zu, faßte ihre Hand, und stand einen Augenblick vor ihr, als ob ihn die Seele verlassen wollte. Henriette erschrak zum Erblassen: — „Allwina winkt mir" — sagte sie, und sprang ihr an die Seite.

Woldemar durchkreuzte einigemal den Saal; dann kam er wieder gerade zu auf Henriette; zog sie bey Seite: „Ich muß, sagte er, ich muß gleich diesen Augenblick mit Ihnen reden; kommen Sie mit." „Das kann nicht seyn!" erwiederte Henriette mit einem äusserst gefaßten Ton; auf den Abend, sagte ich Ihnen; dabey bleibt es."

Woldemar glaubte in ihrer Geberde etwas von Verachtung wahrgenommen zu haben, und entfernte sich mit zerrissenem Herzen.

Der Rest des Tages war für beyde entsetzlich. Woldemar strengte sich bis zur Ohnmacht an, und konnte dennoch seine Bewegungen nicht alle zurückhalten. Henriette zitterte von Augenblick zu Augenblick, daß Woldemar sich noch sichtbarer vergessen möchte; es däuchte ihr schon lange, alle Anwesende wären heimlich nur mit ihm und ihr beschäftigt. — Und — weiter hinaus: Der Ausgang! Das Ende! — Und ohne Weiteres, an sich die bloße Sache: Woldemar und Henriette in einem solchen Zustande, einer solchen Lage! — — Beyde folterte dieß mit Qualen der Hölle in gleichem Maaß.

Nachdem die Gesellschaft auseinander gegangen war, führte Woldemar Henrietten nach Hause. Ihrem gepreßten Herzen war so Noth um Luft, und der Zwang neben Woldemar fiel ihr so unerträglich, daß sie ihr Englisches zu Hülfe nahm, um schon auf der Straße anzufangen, sich ihm zu eröffnen, und nun ununterbrochen fortfuhr bis hinein in ihr Cabinet. Sie fühlte nicht die mindeste Zurückhaltung mehr, konnte alles nach der Reihe jetzt klar heraus sagen von Anfang bis zu Ende: was für häßliche

Gerüchte entstanden wären; wie ihr diese zu Ohren gekommen; was sie dabey empfunden; was sich nachher in ihr zugetragen, was sie darauf an ihm beobachtet hatte; — und nun den ganzen gegenwärtigen Zustand ihrer Seele. . . .

Dem Himmel sey Dank, fuhr sie fort, daß es noch eben zu rechter Zeit zu einer Erklärung unter uns gekommen ist: aber nun, lieber Woldemar, auch in unserm Leben keine solche wieder! Lassen Sie uns in unserem äusserlichen Betragen gegen einander, einige Schritte rückwärts thun. Seit Allwina ihre Frau ist, und schon vorher, haben wir unvermerkt angefangen, uns hierin weniger um öffentliches Urtheil zu bekümmern. Dieses unschuldige Vergessen war so natürlich, es floß so unmittelbar und rein aus den Wendungen unserer Verhältnisse, aus unserer ganzen Lage, war so schicklich zu den Bedürfnissen von Allwinens Herzen — war durchaus so schön. — O ich freue mich; ja, ich freue mich auch der Lästerungen, die über mich ergangen sind, weil nichts in mir war, was mich vor ihnen hätte warnen können. Dieß Bewußtseyn vergütet mir alles. Aber nun bin ich gewarnt. Unsere

Freundschaft ist mir heilig, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, irgend jemand zu reizen, daß er ein Aergerniß an ihr nehme und sie lästere; vielmehr möchte ich auf jeden den Segen bringen, sie für das, was sie ist, zu erkennen. Vor allem muß mir daran liegen, daß in meiner eigenen Seele ihr reines Bild unangetastet bleibe. Ich habe Ihnen gesagt, was für eine Wirkung die boshaften Urtheile der Leute auf meine Fantasie gemacht haben. Wenn es Schwachheit von mir ist, so haben Sie Nachsicht damit; ich bin kein Mann. Auch dem Manne wird es nicht an Betrachtungen und Gründen fehlen, meinen Vorschlag gut zu heißen. Und so sey denn dies hiermit festgestellt! — Unsere Freundschaft ist zu tief gegründet, und zu wohl bewährt, als daß ich mich nicht der Anmerkung schämen sollte, daß sie nicht den mindesten Abbruch hiebey zu befürchten habe; was geht dieß alles sie im Grunde an?

Henriettens Tafeluhr schlug. Erwünscht für Woldemar! denn er konnte nun erschrecken, daß es schon so spät war, und nach Haus eilen. Hastig sprang er auf; zog, als ob er zweifelte, seine Uhr aus der Tasche; griff nach seinem Hut, und sagte

zu Henriette: Auf das, was Sie mir erzählt und vorgetragen haben, ist nichts zu antworten. Ich wußte nicht . . . ahndete nicht . . . Ich erstaune! — Es ist sehr gut, daß Sie endlich geredet, und mir aus dem Traum geholfen haben. Sie sollen mit mir zufrieden seyn: Gewiß! Verzeihen Sie mir, und beruhigen Sie sich. — Schlafen Sie recht wohl, und vergessen Sie. . . . Er reichte ihr dabey zum Abschiede die Hand. — Sie bot ihm eine Umarmung, die er annahm, aber etwas frostig; und damit, wie ein Bliz, zur Thüre hinaus und aus dem Hause.

Ueber alles von Henrietten Gesagte, hatte er während dem Anhören wenig bey sich festsetzen können; er war lauter Verwirrung gewesen, lauter Verlegenheit; immer in Gedanken darüber, wie er sich äussern sollte, im Fall er sich dazu gezwungen sähe: daher sein plözliches Aufbrechen und seine Eile wegzukommen.

Vor dem Hause blieb er einige Augenblicke stehen.

. . . Ach! alle die Liebe in seinem Herzen! — Alle die Liebe die er genossen hatte — in grenzenlo-

sem Vertrauen! — Der süße Friede! — So angefochten? . . . gewogen — gewagt — der Zerrüttung ausgesetzt!" . . .

Er lief schnell die Straße hinab; schneller die folgende, und weiter bis auf den Domplatz, — da säumte er, verweilte, stand im Freyen, und breitete sich rund um, der Luft entgegen. — Die Stille der Nacht wollte er haschen — und den Raum der Himmel.

Er fühlte Erquickung. Gelassenheit und Ruhe gingen, wie Sternhelle, in seiner Seele auf. — Nun erst hörte, vernahm er, was Henriette ihm gesagt hatte, wiederholte sich ihren Vortrag, erwog ihn.

Die meiste Zeit fühlte Woldemar lebhafter, was andre anging, als was ihn selbst betraf; nichts war leichter, als ihn zu seinem eigenen Nachtheil einzunehmen. Diese Gutherzigkeit verläugnete sich auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Die Vorstellungen seiner Freundinn, da er sie von neuem überdachte, wirkten auf ihn, machten Eindruck; er setzte sich an ihre Stelle, und vertrat sie mit solchem Eifer, daß ihre Sache bald anfing ein unverwerfliches An=

sehen zu bekommen. Getrost ging er nun nach Hause, wo ihn Allwina mit Schmerzen erwartete, weil er sie wegen seines Befindens in Sorgen gesetzt hatte. Sie freute sich, ihn so wohl zu finden. Er brachte noch eine Weile in liebevollem Geschwätz mit ihr zu, ehe er sich zur Ruhe begab, und hatte keine schlimme Nacht; nur dauerte es ein wenig, bis er einschlafen konnte, und er war früh wieder munter. — In Ansehung Henriettens sah er am Morgen nicht anders als den Abend zuvor. — Etwas weh mußte ihm freylich das Herz noch thun von den vielen Leiden, die es erduldet hatte; auch regte sich noch dieser und jener kleine Vorwurf wider Henriette, hauptsächlich wegen ihres Betragens am vorigen Tage, und der Art, wie sie gegen ihn sich erklärt hatte. Entschuldigen — zur Noth — konnte er auch dieses — nach dem Uebrigen; aber ein gewisser Unmuth blieb in seiner Seele, der war nicht zu verdrängen.

Henriette eilte, gleich nach dem Frühstück, ihn zu besuchen. Er saß schon oben in seinem Cabinet. — Da hörte er sie! Hörte — sie die Treppe hinauf fliegen, — und hin an sein Vorzimmer, —

und die Thür öffnen, und hinein rauschen, auf sein Cabinet zu.

Es war an seinem Herzen, wie wenn ein Damm durchgeht. — Unverwandt blieb er vor seiner Arbeit sitzen. — Henriette faßte mit ihrer linken Hand seine rechte Schulter, und senkte sich hinüber vor ihn, und schaute ihm mit so freyer, froher Liebe ins Gesicht, daß er davon ausser sich gesetzt wurde. Der ganze Himmel, den ihm das Mädchen geschaffen hatte, that sich weit vor ihm auf; kaum widerstand er, sie an sich zu herzen, und eine Fluth von Thränen, die ihn drängte, über sie hinströmen zu lassen. Aber er hielt sich; ermannte sich zu heiterm Blick und Lächeln, und that einen Augenblick, als zweifelte er, ob er sie umarmen dürfte. Indem hatte Henriette ihm schon die Wange gereicht. — Damit stand er auf, und fing an sich freundschaftlich mit ihr über verschiedenes zu unterreden. Etwas fehlte doch, daß es nicht ganz im alten herzlichen Ton war. Woldemar merkte, wie er immer mehr davon abwich, immer weiter sich zurück zog; aber er konnte sich nicht zwingen, anders zu seyn. Ihn deswegen anzugehen, trug Henriette Bedenken, zumal da er allen

Anlaß durch ein freyes ungezwungenes Wesen zu entfernen bemüht war.

Sie sprachen eben vom Oberamtmanne, dem guten wunderlichen Onkel, daß er nichts von sich hören ließe: als Allwina mit einem Briefe in der Hand herein gehüpft kam. Es war der erwartete, und sein ganzer Inhalt erwünscht. Nun wurde auf der Stelle ausgemacht, daß Allwina gleich übermorgen nach Fließen aufbrechen sollte. Hierauf brachte Allwina hundert Gründe herbey, warum Henriette ihr heute und den ganzen folgenden Tag nicht von der Seite weichen dürfte. Henriette sagte ihr noch hundert andere dazu, und wurde, halb erstickt von Küssen, im Jubel hinweg geführt.

Woldemar ging wieder an seine Arbeit, nahm die Feder voll Dinte, und setzte sie an, als ob sein Geist in der besten Bereitschaft wäre, und ihn die Gedanken übereilten. Aber alles fand er getrennt in seinem Kopf, und je mehr er sich bemühte, seiner Zerstreuung abzuhelfen, desto schlimmer wurde es damit.

„Nun dann! — sagte er, ungeduldig, zu sich

selbst, indem er die Arbeit wegschob, und seinen Stuhl herum rückte, — Nun was ist es? —

„. . . . Dieß — und jenes da — und wieder dieß . . . Was soll es? — Henriette ist und bleibt bey dem Allen ein treffliches Geschöpf; ist und bleibt es, wenn sie mir auch noch weher gethan, noch viel ärger wider meinen Sinn gehandelt hätte. Ich brauche mich nur an ihre Stelle zu setzen; nur zu bedenken, daß sie ein Mädchen ist; zu erwägen, was überdem unser beyder Charaktere für Verschiedenheiten mit sich bringen: so kann ich sie über alles rechtfertigen; so muß ich sie durchaus entschuldigen. — Wer gefehlt hat, bin ich; daß ich nicht früher dieß in Betrachtung zog, — so in den Tag hinein lebte, als ob . . ."

Hier stockte Woldemar. — Er wollte fliehen vor dem Wetter, das ein ferner Blitz ihm verkündigte, — ein ferner Blitz, und dumpfes unendliches Donnergerolle hinter ihm her. Aber wer kann sich erwehren umzublicken im Fliehen; und wen ereilts nicht?

Als ob! . . . Das war Täuschung also, daß wir Ein Herz, Eine Seele, — Eins in

allem uns fühlten? Ich muß aus mir hinausgehen, als aus einem Fremden, und mich in ihre Stelle versetzen! Versetzen? — Henriette ist mir ein Anderer; Henriette ist wider mich. Hin ist unsre Einmüthigkeit, unsre Eintracht: um ihr gut bleiben zu können, muß ich vergessen, wie ganz ich sie für meine Freundinn hielt — wie ganz ich ihr Freund war; — — endlich das gefunden zu haben meynte, und darin ewigen Frieden mit den Menschen.

Dem Aufkommen, dem Ergreifen und Bleiben dieser Gedanken widerstrebte Woldemar mit Gewalt. Alle die freyeren Bewegungen seiner Seele wirkten Henrietten zu Liebe; und diese sollten die Oberhand behalten: so war sein ernstlicher Wille.

Seine Aufführung gegen Henriette wurde der vollkommenste Abdruck dieser Gemüthsstimmung. Woldemar besaß eine seltene Fertigkeit, die Bewegungen seines Herzens aufzuhalten, seinen Leidenschaften den sichtbaren Ausbruch zu verwehren, und sie sogar, auf kurze Zeit, wo nicht zu unterdrücken, doch ausserordentlich zu schwächen. Es kostete ihm gewöhnlich nachher auch wenig Mühe, seine Auf=

merksamkeit, wenn er es für gut fand, ganz von den Gegenständen, die ihn erschüttert hatten, abzulenken.

Allwina, den Abend vor ihrer Abreise, übertrug ihrer Freundinn Woldemars Verpflegung und ihr ganzes Hauswesen.

In liebevollem Auffahren ergriff sie mit dem einen Arm die Freundinn, mit dem andern den Mann, und herzte sie gegen einander, und drückte sie an sich aus allen Kräften; und indem sie nachließ, zerfloß in Englisches Lächeln ihr Gesicht; und an ihm herab sah man — wie wenn eine sonnichte Wolke sanft und schnell sich ergießt — Thränen der Zärtlichkeit und der Freude rinnen.

Mit bangem Herzen begab Henriette sich am folgenden Morgen zu Woldemar. Sie hatte genug empfunden, daß tief in dem seinigen etwas gegen sie arbeitete. Sie liebte ihn so ernstlich und so schön, und wußte sich keinen Rath. Denn womit hatte sie ihn beleidigt? Wie hätte sie anders handeln, anders sich erklären können? — Eine abermalige Erklärung — worauf sollte diese gehen? — Woldemar hatte Unrecht; er hatte so gewiß — O, er hatte so

offenbar Unrecht — daß man es nur ihm selbst überlassen mußte, die Augen aufzuthun.

Henriette weinte bitterlich, indem sie dieses überdachte. Seufzer auf Seufzer preßten sich aus ihrer Brust mit unendlichem Weh. Ohne Woldemars Freundschaft wurde ihr das Leben zu Nichts. Und diese Freundschaft schwebte in Gefahr. Und sie mußte sie der Gefahr überlassen. — „Lieber mag der Himmel sie mir rauben, sagte sie bey sich selbst, als daß ich sie verderbe!"

Woldemar hatte schon einige Stunden einsam, in tiefen Gedanken und voll Unruhe, zugebracht. Sein holdes liebes Weib war früh, vor Anbruch des Tages, von ihm geschieden. Es war am Anfang des März. Diese Trennung hatte ihn sonderbar gerührt. Um und um schlug sein Herz von Liebe; — um und um, gegen an die erstarrende Mitte, wo Mißmuth über allgemeinem Unglauben brütete und der schrecklichsten Verzweiflung.

Er war zu lange glücklich gewesen; war zu sehr von den süßen Gefühlen erwiederter herzlicher Zuneigung und innigen Vertrauens durchdrungen worden, als daß die entgegen gesetzten bittern Gefühle sich so

bald seiner ganzen Seele hätten bemeistern können. Die Menge, die Lebhaftigkeit der Erinnerungen, die ganze Magie der Einbildungskraft, alles wirkte vorzüglich auf jene Seite.

Was ihm nach Allwinens Entfernung zuerst begegnete, waren verschiedene Sachen auf seinem Tische: Schlüssel, Papiere, Bücher, die für Henriette da lagen. Dieß machte ihm die Vorstellung auffallend, daß sie, nach Verlauf von ein paar Stunden, bey ihm seyn, und gewissermaaßen ihre Wohnung hier aufschlagen würde. Er hatte eine Menge zärtlicher Aufträge an sie von Allwina. Und dann sollte er Ja! ihr dieß und das erzählen, was den Abend vorher, nachdem sie schon weg gewesen, und den Morgen früh, zwischen ihnen war geredet worden, worunter manches Scherzhafte war, das auf länger und kürzer Vergangenes in mannichfaltiger Beziehung stand.

Woldemar saß da, — unterdessen heiter der Tag heranlichtete, — hinträumend über das alles; und fühlte, wie sehr er sich jetzt auf Henriettens Ankunft freuen würde, wenn er freyes Muthes gegen sie wäre.

Diese Vorstellung nahm überhand, und wurde lebhafter mit jeder neuen Lichtung des Himmels. — Endlich fingen seine widerwärtigen Grillen an ihm so lästig zu werden, er mußte so von ganzem Herzen sie verwünschen, daß er sich entschloß, im Fall der Noth sie nur geradezu von sich abzuwerfen.

Hiezu befand er sich durchaus in der günstigsten Stimmung. Noch war auf seiner Brust die Stelle warm, wo Allwina ihr untadeliches Herz an das seine gedrückt hatte. Es war ihm da ein Anschauen von voller Liebe, von unverbrüchlicher Treue so wieder neu geworden, daß seine Seele davon wie besessen blieb. Und auch sein eigenes Herz hatte er wieder stärker da gefühlt. Es hatte ihm gezeugt — es hatte voll Entzücken, ihm zugeschworen, daß auf Menschen Verlaß sey.

Und zu diesen Menschen sollte Henriette nicht gehören? seine Henriette? die Freundinn seiner Allwina?

Unsinniger Verdacht! — Anschwärzung! bloße Anschwärzung! — Eigendünkel, Eigensucht, Hochmuth, tyrannisches Wesen, verkehrter Sinn muß=

ten da im Spiel gewesen seyn; die hatten ohne Zweifel ihn verblendet, ihn bethört!

Gefehlt — etwas gefehlt mochte sie immer haben. — War er selbst doch auch nicht ohne Schuld. Hiemit sollte alles aufgehoben, alles vergessen seyn.

Um die Zeit, da er Henrietten erwartete, trat er ans Fenster, damit er sie von weitem kommen sähe. Es dauerte nicht lange, da erblickte er sie am Ende der Straße im Wenden um die Ecke. Henrietten, da sie ihn wahrnahm, fing das Herz an stark zu pochen. Sie kam näher, sah seine heitere Miene, sein frohes Lächeln, und wußte nicht, ob sie ihren Augen trauen sollte. Als sie nahe bey dem Hause war, grüßte er sie mit vertraulichem Nicken, sprang hinweg vom Fenster, und die Treppe hinunter an die Thür ihr entgegen. Sie war nie mit mehr Zärtlichkeit, mit mehr freundschaftlicher Wärme von ihm empfangen worden. „Nun geschwinde hinauf! sagte er zu ihr, komm!“ griff ihr unter die Arme, und oben in einem Fluge!

Henriette, die sich auf eine ganz andere Begegnung vorbereitet hatte, wurde bestürzt, und gerieth in Verwirrung.

Auf einige Befremdung hatte Woldemar gerechnet, denn er wußte wohl, daß sein Unmuth die zwey vorhergehenden Tage hindurch von Henriette nicht hatte können unbemerkt bleiben: Aber diese Befremdung sollte gleich darauf in Freude, und diese Freude in einen gewissen höheren Grad von Zärtlichkeit übergehen.

Natürlich genug waren diese Erwartungen; aber der Gang, den Henriettens Empfindungen nahmen, war es nicht minder. Sie hatte nie an Woldemar dergleichen plötzliche Abwechselungen von Laune — sie konnte nicht wohl es anders nennen — wahrgenommen. Gegen sie besonders hatte sich nie ein Schatten davon gezeigt. Nun gab es der sonderbaren Erscheinungen so viele! — Lauter fremde ungewöhnliche Dinge! — Alles so ausserordentlich, so sehr ausserordentlich! — Wie das kommen — was in dem Manne vorgehen mochte?

Diese Gedanken, mit welchen sich hundert andre verknüpften — Was sie von Biderthal nicht hatte hören wollen; nicht ausdenken mochte —

Biderthal, der ihr wie vor Augen stand — und Allwina abwesend — eben heute verreist.....

Des Hin = und Hersinnens war kein Ende; und sie stand vor Woldemar ungefähr eben so, wie er vor zwey Tagen Ihr gegen über gestanden hatte.

Woldemar wollte lange das nicht sehen. Er mußte wohl endlich.

Aerger als alles war ihm eine gewisse Schüchternheit, etwas Argwöhnisches, das aus Henriettens zerstreuter bedenklicher Miene hervorblickte. Es rief, wie zu ewigem Bleiben, die widerwärtigen Vorstellungen zurück, über die er die Verbannung ausgesprochen hatte. Aber noch widersetzte er sich ihrer Aufnahme, und eilte, Henriette zur ältern Tante hinunter zu führen, bey welcher er sie zurück ließ.

Er brachte den ganzen Morgen mit allerhand kleinen, mehrentheils mechanischen Geschäften zu, bloß in der Absicht, sich vom Nachdenken abzuhalten. Er hoffte auf günstigere Eindrücke, und wollte wenigstens den Verlauf des Tages in Gelassenheit abwarten.

Es traf sich an diesem Morgen, daß er wiederholt gestört wurde, und so oft er jemand an seiner Thüre hörte, glaubte er, es wäre Henriette. Aber

sie kam erst kurz vor Tische zu ihm herauf, und mit Biderthal, welcher Freunde, zum Theil Ausländer — sehr interessante Menschen, zum Nachtessen haben sollte, und sich Henriette und seinen Bruder dabey wünschte.

Woldemar hatte keine Lust; „er wäre heute früh auf gewesen" — und dergleichen.

Biderthal erinnerte ihn, daß er immer früh aufstände; und versicherte, man sähe ihm an, daß er Zerstreuung nöthig hätte.

Darüber lachte Woldemar.

„Aber ich denn, sagte Henriette, ich wenigstens brauche Zerstreuung. Ich weiß nicht, mir ist der Kopf heute so schwer, ich mag mich nicht leiden; diese Einladung käme mir gerade recht, wenn Sie mit seyn wollten."

Was hindert, antwortete Woldemar, daß Sie ohne mich gehen?

„Das wissen Sie nicht? erwiederte Henriette. Nichts! als daß ich dann kein Vergnügen fände, und das Mittel mir nicht helfen würde — Nun, schlagen Sie ein, lieber Woldemar! Ersparen Sie mir den Verdruß, daß ich meine schale Laune die Ih-

rige mit verstimmen sehe. Sie kennen mich darin, daß mir nichts schlimmeres begegnen kann. — Und wie käme ich bey Allwina zurecht? — Nicht wahr, Lieber, wir gehen mit einander — Sie thuns?"

Ja, ja! sagte Biderthal, und fiel ihm um den Hals; ich sehe schon, er thuts.

Indem kam ein Bedienter, zu melden, daß aufgetragen sey.

„Nein, er thut es nicht, rief Henriette; er thut es nicht, Biderthal, wenn Sie mir es abschlagen uns diesen Mittag Gesellschaft zu leisten. — Nicht wahr, lieber Woldemar, Sie thuns nicht? Sie haben noch nicht fest versprochen?"

Recht, recht! sagte Biderthal, thu es nicht, ich muß bleiben!

Die Mahlzeit lief ganz vergnügt ab. Biderthal zeigte sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, und war sehr unterhaltend. Woldemar stimmte mit ein, so gut er konnte. Die Fröhlichkeit und die vortrefflichen Einfälle seines Bruders, und Henriettens zauberischer Witz, rissen ihn hin; er fühlte wirkliches

Ergötzen. Aber des Stachels in seinem Herzen wurde er darum nicht weniger gewahr. Der traf — sachte immer tiefer wühlend — ihm zuweilen so scharf ins Leben, daß er Mühe hatte, einigemal mitten im Lächeln, nicht einen lauten Seufzer auszustoßen.

Nach dem Essen ließ Henriette sich von Biderthal nach Hause begleiten, weil sie ihren Kopfputz noch besorgen, und sich ganz frisch ankleiden mußte. Abends um sechs Uhr sollte Woldemar mit dem Wagen kommen, sie nebst Dorenburg und Caroline abzuholen.

Auf dem Wege und zu Hause erzählte Henriette Biderthalen, daß sie gleich am Abend desselben Tages, an dem er Morgens bey ihr gewesen wäre, mit Woldemar gesprochen, und ihr ganzes Herz vor ihm ausgeschüttet hätte. Biderthal sollte sich nun beruhigen, sich von nichts anfechten lassen, und es ihr zutrauen, daß sie der Sache einen guten Ausgang verschaffen würde.

Woldemarn hatte, da Henriette mit Biderthal wegging, ein Schauer durchfahren. Er sah von fern ein Heer Gedanken, das ihn nun überfallen,

ihm seine Einsamkeit zur Hölle machen würde. Wohin sollte er fliehen? Er gebot sich Stille, Gelassenheit, Ergebung.

Die gefürchteten Gedanken näherten sich ihm; sie kamen in dichten Haufen, aber nicht stürmisch: langsamer nahten sie sich, und in einer gewissen Ordnung.

Sein Geist wurde gefaßter. Und sein Herz — Das war von den heftigen tiefen Erschütterungen, die es, Stoß auf Stoß erlitten hatte; besonders von den plötzlichen Abwechselungen des heutigen Tages, dergestalt auseinander, daß es kaum sich mehr zu fühlen im Stande war.

Also gestimmt und vorbereitet setzte Woldemar sich hin, und ging die Aufführung seiner Freundinn durch: von dem heutigen Tage an zurück bis auf denjenigen, wo sie in des alten Hornich feindselige Hände ihm entsagt hatte. — Der Schluß fiel dahin aus: daß er in seiner Meynung von Henriette geirrt hätte. Und . . .

Nein! — das Herz brach ihm nicht davon!

Er stand auf, ließ sich ankleiden, und befahl um die gesetzte Stunde den Wagen. Es war nicht mehr lange hin. Unterdessen ging er in seinem Zim-

mer auf und nieder. Ehe er sich's versah, hörte er den Wagen aus der Remise sprengen. Der Wagen kam vorgerollt, und stand gerade unter seinem Fenster. Da fuhr's ihm durch alle Glieder.

„Hinfahren zu Henriette! Mit ihr — und Caroline und Dorenburg zu Biberthal? — Dort die glänzende Gesellschaft; die erleuchteten Zimmer; das Geräusch; Spieltische; — ein Gastmal — Gespräch — Scherz — Fröhlichkeit — Lachen!" — Es war unmöglich, er konnte nicht hin!

Doch ließ er den Wagen eine starke Viertelstunde halten. Er hatte eine Menge Bedenklichkeiten, über die es ihm schwer fiel hinweg zu kommen. — Endlich befahl er wegzufahren, und gab einen Bedienten mit, der ihn entschuldigen sollte: „Er hätte Kopfschmerzen bekommen, mit denen er sich nicht getraute in Gesellschaft zu gehen, und wäre willens sich ganz früh nieder zu legen."

Hierauf eilte er, sich die Kleidung vom Leibe zu schaffen, und sich von Kopf bis zu Fuß in sein Nachtzeug zu stecken, damit, wenn etwa noch sollten Anschläge auf ihn gemacht werden, er ihnen desto zuverlässiger entginge.

Nach einer halben Stunde kam der Wagen zurück, und der Bediente hatte Woldemarn viel zu berichten; wie sehr man seine Unpäßlichkeit bedauere; wie mißvergnügt über seine Absagung sich besonders Henriette bezeugt habe. Sie ließ ihn ausdrücklich wissen: daß ihr alle Freude auf diesen Abend verdorben sey.

„Alle ihre Freude auf diesen Abend verdorben," — wiederholte Woldemar bey sich selbst; — das mag wahr seyn! — Und so ein Abend kann einem lang werden. — So Ein Abend. — — Aber mir? — Und hundert Abende! — hundert Abende und Morgen! — Tausende! — Und die alle — so glücklich seyn sollten! — — Die schönen reichen Blüthen alle . . . . O!

Sein Herz wurde plötzlich weich; und es fehlte wenig, daß er laut wie ein Kind zu weinen angefangen hätte.

„Aber wie nun auf einmal wieder so ganz dahin" — fragte er sich. — „Erst heute Morgen noch so voll Muth, so voll Glauben . . . ?"

Diese Betrachtung fesselte seine Aufmerksamkeit. Er sann jenem Zustande nach; suchte die Vorstellungen und Empfindungen, welche ihn zuwege gebracht hatten, in sich zu erneuern, und versenkte sich mit ganzer Seele in ihren Begriff.

Freylich! sagte er — Das ist und wird seyn: daß Henriette zu den besten ihrer Gattung gehört. — Ich kann mich auf ihre Tugend, — auf ihre Freundschaft (wie andre — auch vortreffliche Menschen diese Worte nehmen) verlassen. — Nur ist auch sie nicht — was ich schon lange zu suchen aufgegeben hatte; — was ich endlich — gefunden zu haben meinte: — nicht die Eine, die Meine.

Was fest, was unwandelbar macht; jene Treue, die keine Tugend — die Stärke, Lebhaftigkeit und Tiefe allein des Sinnes ist — gebricht ihr.

Wie fern — daß ihr Herz wie das Meinige empfände!

Sie weiß nichts davon, daß sie von mir abgewichen ist — fühlt nicht das Widrige, das Unerträgliche darin: Zweymal in eine Parthey gegen mich — wo nicht getreten zu seyn — doch sich verflochten zu haben. — Konnte es wagen,

konnte es über sich bringen, bey mir in Verdacht zu kommen, um dem Verdacht nichtswürdiger Menschen zu entgehen! — Konnte gegen Freundschaft, gegen die Ruhe meines Lebens, andere Dinge auf die Wage legen — so kalt!

Wie manches ihr mehr gelten muß, als meine Liebe; — wie manches sie ärger schrecken — als dieser liebe Tod! . . .

Es mag seyn, daß sie dadurch, daß sie tadelhaft vor mir erscheint, vor allen andern Menschen desto untadelhafter da stehe — Es mag, oder nicht! Hier ist davon allein die Frage: was eine Seele von der meinigen unzertrennlich macht — Das hat die ihrige nicht! Die Möglichkeit, daß sie von mir abfiele, liegt am Tage. Wir haben wirklich den Fall, daß ich ihr eine Art von Widerwillen, von Eckel errege. — Sie hat mir verhehlt; sich gegen mich verstellt — Ränke gebraucht — Lügen geredet — Zweifel und Mißtrauen gebrütet — hat uns entzweyt!

Und hätte sie nun eben dadurch auch den Himmel verdient — und wäre sie das Erste unter allen menschlichen Wesen: so könnte ich sie — wohl eine

Heilige nennen — Freundinn aber nicht. — Wir wären nicht minder abgerissen von einander — ich desto härter nur verstockt allen Freuden, auf ewig!

Der Tumult in Woldemars Seele war offenbarer Aufruhr geworden; und fern daß er darauf gedacht hätte ihn zu stillen, hieß er den Eifer gut, der seine Glückseligkeit zu Grunde richtete. Er brachte die ganze Nacht damit zu, alles in sich umzukehren, so daß auch jede Aussicht eines Wechsels vernichtet, und jede Hoffnung zur Thorheit wurde. Hierauf schien es ihm, er wäre ruhiger. Er lagerte sich hin auf den Ruin, und schlief ein.

Henriette hatte in eben dieser Nacht kein Auge geschlossen. Daß Woldemar ihr den leeren Wagen geschickt, und eine Unpäßlichkeit vorgeschützt hatte, um allein zu Hause zu bleiben, war ihr hart aufgefallen; aber mit Gewalt unterdrückte sie für den Augenblick das weitere Nachdenken darüber, um in der Gesellschaft bey Biderthal nicht anders zu erscheinen, als man sie zu sehen gewohnt war. Sie hielt sich in dieser Fassung, nicht ohne große und oft erneuerte Anstrengung. Ganz erschöpft kam sie nach Hause.

Der Gedanke an Woldemar — Wie er diesen Abend zugebracht haben möchte? — überfiel sie drohend und schreckend. Es war ein Gedanke ohne Ende. Wo lag der Weg zu seinem Anfange? — Henriettens ganze Einbildungskraft war aufgeregt, und nie vorher gesehene Verbindungen stellten sich ihrem Geiste plötzlich dar. Von dem gestrigen Tage an zurück, lief sie alle mit Woldemar in Absicht ihrer vorgegangenen Veränderungen durch in einem Nu, und fand ihren Anfang schon in Pappelwiesen. Das zusammen machte nur Eine Begebenheit, Eine Entwickelung aus. — Was begab, Was entwickelte sich? — Biderthals ehmahlige Warnungen, seine Reden jüngst am Morgen, kamen ihr ins Gedächtniß, flossen in einander, erläuterten sich, und verbreiteten über das Ganze ein wankendes fürchterliches Dämmerlicht. Ihre Verwirrung stieg aufs höchste. Verzweiflung wollte sie ergreifen; sie sank auf ihr Angesicht, suchend wo und wie sie vor sich selbst sich verbergen könne.

Mitten in dieser heftigen Erschütterung strahlte, wie ein Licht vom Himmel, der alte feste Glaube an ihren Freund ihr in die Seele. Sie fühlte: ihre

Liebe zu ihm war keine Thorheit. Viel eher konnte alles andere nur bethörender Wahn, trügende vorübergehende Erscheinung seyn.

Hieran: Am Gewissen, am zuverlässig Wahren wollte sie sich halten; standhaft seyn, und ihrem Freunde anhangen auf jede Gefahr.

Eine schöne Ruhe, die sich keinem, der sie nicht erfahren hat, beschreiben läßt, kam über die Seele des Mädchens, und füllte sie mit Huld und Stärke.

Morgens um neun Uhr ging Henriette zu Woldemar. Da man ihr sagte, er wäre noch nicht aufgestanden, wurde sie bestürzt. Der Bediente mußte augenblicklich ins Schlafgemach; sie selbst folgte sacht nach; und da Woldemar den Bedienten fragte: was er wolle? gab sie die Antwort: — „Ich bin hier, lieber Woldemar! Wie es Ihnen geht? Sie haben mich zum Tod erschreckt!" — Und trat näher. Ihr Angesicht flammte von Liebe. Sie wurde es inne, da die Flamme nicht zündete, und zurück schlug. Ihn gebrannt hatte sie dennoch.

Woldemar antwortete dürr und freundlich: — „ihm sey wieder besser, aber er brauche noch Schlaf; bis gegen sechs Uhr habe er wach gelegen." —

Hierauf fragte Henriette, mit nassem Auge: ob er nichts begehre? — „Nichts in der Welt,“ war die Antwort, „als Ruhe!“

Diese Antwort, obgleich Ton und Miene dabey nichts bedeuten wollten, ging Henrietten durch die Seele. — Sie wendete sich langsam und ging. — — Als sie leise die Thür ins Schloß gezogen hatte, blieb sie, wie erstarrt, die Schlinge in der Hand, mit gesenktem Haupt davor stehen. Endlich ließ sie die Schlinge, und lehnte sich ans Gesimse. — Sie war voll Schwermuth, und wußte nicht wie; sie konnte zu keinem Gedanken kommen.

Die ältere Tante unterbrach sie in dieser Träumerey, und führte sie mit sich hinunter. Aber da war für sie kein Bleiben. Sie ging bald wieder hinauf, und warf sich im Vorzimmer auf einen Sessel, ihr Gesicht mit dem Arm verhüllend, voll unaussprechlicher Betrübniß.

Woldemar unterdessen prüfte nochmals sein Inneres, und suchte sich in seiner Fassung unumstößlich zu gründen.

Er fand immer eben wahr, daß er ein für allemal jene überschwengliche Idee von Freundschaft

zwischen ihm und Henriette aufgeben müsse. Gesetzt auch, er hätte sich weniger an ihr betrogen als die Erfahrung zeige: so sey es an den Zufällen genug, wodurch er und sie nun einmal wären aus einander getrieben worden, um eine Wiedervereinigung, in dem Grade, unmöglich zu machen. — Also, weg damit! — — Und warum sollte er sichs nicht aus dem Sinne schlagen können? — Er hatte ja vor diesem auch gelebt, und das Leben nicht unerträglich gefunden!

Ein Blick in jene Zeiten, die noch nicht so weit entfernt waren, und mit seinen gegenwärtigen, stürmischen, qualvollen Tagen auf eine Weise abstachen, welche ihnen keinen geringen Reiz ertheilte, versenkte ihn ganz in die Vorstellung der Süßigkeiten, die mit Genügsamkeit und Ruhe verbunden sind. — Der Gedanke wurde Empfindung, und die Empfindung Genuß. Dabey kamen ihm die Vorzüge seiner gegenwärtigen Lage vor Augen. Eine Allwina zum Weibe; Er, der Gatte dieses Engels; bald Vater — von Kindern aus ihrem Schooße; — um ihn her die liebenswürdigste Verwandtschaft; — die

besten Glücksumstände — Wohlleben und Ehre — — Wo er hinsah, alle seine Wünsche übertroffen! .... Er mußte sich seines Kleinmuths schämen! daß er sich so ganz hatte hinreissen — unsinnig so lange umhertreiben — bis zur Verzweiflung ängstigen lassen. Er verglich es mit der Berauschung eines Menschen, der einen bösen Trunk hat, schalt sich einen Thoren, einen Rasenden — bedrohte sich mit Unglück und Schande.

Und Henriette — die Einzige, wurde verstoßen! — Und Woldemar triumphirte! — — Er fühlte an sein Herz, — Ja, es schlug ihm freyer; — — Und die Andern alle, — — Sie waren ihm desto lieber geworden. — Er hatte es gut genug auf der Welt.

Es schlug eilf Uhr, er stand auf.

Henriette in seinem Vorzimmer anzutreffen, war ihm unerwartet. Ihr schwermüthiger Anblick fiel ihm auf. — Dem armen Zerrütteten, immer mehr sich selbst und alles Verlierenden . . Wehe! es wurde von diesem Anblick ihm noch leichter ums Herz!

Von seinem Befinden, kam die Rede auf den

gestrigen Abend — und Henriette ließ ihrem Herzen freyen Lauf. Es war so voll wahrer warmer Zärtlichkeit, und ergoß so lieblich gegen ihn die schöne Fülle, daß er davon entweder in gleiche Rührung, oder — in die äußerste Verstockung gerathen mußte.

Das letzte geschah. — Kaltes freundliches Lächeln war seine ganze Erwiederung, und er griff nach jeder Nebensache, um die Unterhaltung gleichgültiger zu machen; besonders wenn dem armen Mädchen Thränen hervor drangen, die sie mit Noth wieder einsog und darüber die Sprache verlor; — dann kam er unfehlbar mit einer Unterbrechung, und führte wohl gar einen Scherz herbey. — Aber Henriette beschirmte ihre Brust, daß alle diese Dolchstöße nur daran her streiften — viel Blut machten und wenig Wunde.

„Ich komme!" rief sie plötzlich hell auf, als ob ihr jemand wiederholt gerufen hätte, und stürzte zur Thür hinaus.

Woldemar war erschrocken. Er blieb noch einige Augenblicke stehen, und ging dann, etwas betroffen, in sein Cabinet.

Er war ungeduldig, einen Versuch mit Arbeiten zu machen. Sogleich wollte es nicht; aber nicht lange, da war er vollkommen gesammelt, und es gelang ihm nach Wunsch. Voll Zufriedenheit hierüber kam er zu Tische, ließ sich's wohl seyn, und war sehr gesprächig.

Henriette wollte ihn bereden auszugehen — oder auszufahren. Er lehnte das ab, indem er große Sehnsucht äußerte, eine Arbeit, die er den Morgen angefangen, zu vollenden. Auch gab er sich ungesäumt wieder daran. Es ging ihm noch besser von Statten, als am Vormittage.

Henriette, die nicht Lust hatte, einem Besuch beyzuwohnen, der sich bey der Tante einfand, brauchte ihr altes Recht, und ließ sich in Woldemars Vorzimmer nieder. — Auch das konnte Woldemarn nicht stören. — Wenn er zuweilen, beym Durchgehen, an ihr vorbey kam, und sie ihm zuwinkte; so antwortete er ganz geschäftig, nur eben mit einem freundlichen Nicken, und verfolgte gedankenvoll seinen Weg.

Es freute ihn, seiner Aufmerksamkeit dergestalt zu gebieten, seiner selbst so mächtig zu seyn. Die

Lust am Fortgange seiner Arbeit kam dazu; so daß etwas von wahrer Heiterkeit in seiner Seele dämmerte. — Gleich wollte sein Herz wieder aufwallen zu Liebe, und seine errungene Fassung zu Grunde gehen! — Sie saß da, mit der er jede Freude zu theilen gewohnt war! Ach! und jeden Schmerz! — — Er lief hinauf auf den Altan. — Ueber eine Weile folgte ihm Henriette. — Woldemar hatte sich von neuem gestillt. — — Die Sonne war untergegangen. Gegen über trat jetzt der volle Mond hervor. Damit kamen die vorigen Regungen wieder, und mächtiger. — Des fluchte Woldemar seiner Seele, und raffte alle seine Kräfte zusammen, um sich zu verhärten. — Aber ein tiefes Grauen überfiel ihn: — „Daß ihm hinfort kein Gestirn mehr leuchten dürfe; — leer über ihm seyn müsse der Himmel — und um ihn, nur Finsterniß die Nacht." — — Gleichwohl hob er sein Haupt in die Höhe, blickte rund umher — und sein Geist schwang sich empor. — — Sanft lenkten seine Augen sich auf Henriette. — Er lächelte ihr zu — wie ein willig Sterbender dem Tode lä-

chelt, drückte sie an seine Brust, und führte sie mit sich hinunter.

Diese Gemüthsstimmung hielt an, ohne sonderliche Abwechslung. Denselben Abend schöpfte Henriette lauter gute Hoffnungen; denn sie hatte lange nicht Woldemar so ungezwungen heiter, durchaus so natürlich gelassen, und gegen sie so voll herzlicher offener Freundschaft gesehen; sie mußte fühlen, er war ihr gut, aufrichtig gut.

Eben das fing aber schon am folgenden Tage sie zu drücken an; sie war nicht seine Henriette wie vormals. Und wie sie das jetzt so nackend, so ganz in seinem eigenen Schmerz zu fühlen bekam — es war ihr unerträglich.

Ihre Betrübniß wuchs von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage. Woldemar hatte Mitleiden mit ihr; mit sich selbst noch mehr: Hülfe, Rath, sah er nirgend; und er wollte nicht jammern, wollte männlich sein Schicksal tragen.

Einmal da Henriette, von innerlichem Weinen halb erstickt, dasaß; ihr endlich ein Paar von den Thränen, die durchaus nicht los sollten, über die Wangen schossen, und auf den Schooß stürzten;

ihr nun die Brust noch enger wurde, daß sie länger sich nicht halten konnte; ausrief ohne Laut, und hinsank mit dem Kopf auf die Hand, und ihr Angesicht offen lag — die Augen trocken und die Wangen naß .... Er stand vor ihr — und konnte nicht fragen: Henriette, was ist dir? — konnte um kein Haar breit sich ihr nähern ...

Das ergriff ihn mit Entsetzen — Wankend stand er da — Ohnmacht, kalte gräßliche Ohnmacht kroch durch alle seine Glieder, hin ans erstarrende Herz.

Indem kam jemand die Treppe herauf.

Henriette nahm sich zusammen. Woldemar blieb wie er war.

Der die Thür öffnete, ins Zimmer trat? — Es war Biderthal.

Er fuhr zusammen; faßte sich — doch mußt' er die Frage vollenden, in der er stecken geblieben war: Was — Was fehlt dir, Woldemar? — „Wie? was mir fehlt? — sehe ich übel aus?" Er trat vor den Spiegel: schüttelte den Kopf, und lächelnd: „Man sollte bange werden!"

Damit fing er an von andern Dingen zu reden, welches Biderthal gern geschehen ließ, und so bald wie möglich sich wieder entfernte.

Dießmal hatte Biderthal alle Fassung verloren. Das Herz wollte ihm zerspringen. Er lief nach Hause, von da zu Dorenburg, wohin er Luise gebracht hatte, ehe er zu seinem Bruder ging.

Vor Dorenburgs Hause ergriff ihn eine Furcht — er wollte wieder umkehren. Aber Caroline hatte ihn erblickt; Dorenburg sprang ans Fenster, und Biderthal mußte sich entschließen, ins Haus zu gehen. Auf die Frage: was ihm begegnet wäre, daß er so verstört aussähe? gestand er gerade zu: Es beträfe Woldemar, und er wäre gekommen, um ihnen, was ihm schon lange unerträglich auf dem Herzen läge, einmal ganz zu offenbaren.

Hierauf erzählte er seine früheren Sorgen, seine späteren Beobachtungen; was er mit Henriette gesprochen; wie diese gegen Woldemar sich erklärt, und nun in was für einem Zustande er beyde vor einer Stunde angetroffen hätte.

Gegenseitige Eröffnungen folgten dieser Erzählung: von Beobachtungen, die jeder gemacht; von

Besorgnissen, die er geschöpft und mit Gewalt in sich unterdrückt hätte: aber keinem waren Gedanken, wie die, welche Biderthal quälten, eingekommen. Sie erschöpften sich in Muthmaßungen, und erreichten wenigstens so viel, daß Biderthals Schwermuth besänftigt, und sein Gemüth etwas ruhiger wurde.

Dorenburg war der Meynung, und setzte sie durch: daß sie alle sich ganz stille halten, und es Henrietten zutrauen müßten — wie es diese auch mit Recht von Biderthal schon gefodert hätte — daß sie der Sache einen guten Ausgang verschaffen würde. Sie wäre auf alle Fälle genug gewarnt, und bedürfte keinen Rath. Ihre Unruhe zu vergrößern, oder sie auf irgend eine Art zu stören, würde gefährlich seyn.

So geschah es, daß Henriette in ihrer festen Erwartung, am folgenden Morgen einen Besuch von Biderthal zu erhalten, betrogen wurde. Sie besann sich, ob sie nicht bey ihm ansprechen sollte; war aber bald für das Gegentheil entschieden. Freywillig wollte sie nichts, was ihren Freund anging, insgeheim thun oder reden. Uud was hatte sie Biderthalen auch zu sagen?

Acht Tage gingen herum; noch eine Woche lief zu Ende; und Henriettens Seele fing an sich zu empören.

Was nur ein menschliches Herz überwältigen kann: alles war an Woldemar vergeblich gewesen. So tausendmal gerührt, erschüttert: immer ohne Frucht; immer doch, am Ende, unbeweglich! . . .

Warum wollte er sie aus seinem Herzen verstoßen? — Verstoßen? — Stand dies in seiner Gewalt? Sie hatte ja nichts verbrochen, war ja Henriette wie immer. — O Gott! rief sie aus: ich bin ja unschuldig!

Der Stachel, der ihr im Herzen saß, und folterndes Pochen in alle seine Fasern brachte — es war, als wenn er bey diesem Ausruf auf einmal sich lößte.

Unschuldig! — Ueberall in ihr wars erklungen — Ewig seiner ganzen Freundschaft werth! — Und kann, was unvergänglich ist, vergehen? — Vergängliches mag vergehen; — — Harren will ich in Unschuld. — Harren, und treulich bewahren alle die Liebe in meinem Herzen — und gen Himmel schauen!

Da Woldemar die stille Heiterkeit erblickte, den siegenden Muth, der über Henriette gekommen war, wandelte ihn etwas an, wie Schrecken.

Er sträubte sich, es dafür zu erkennen; wollte, daß es Freude wäre, und suchte es heimlich darin zu verkehren; Aber er fühlte bald, wie vergebens!

Da ergriff ihn ein zwiefaches Schrecken. Was noch von Hoffnung in seiner Seele versteckt war, fuhr auf und verschwand. Die entsetzlichste aller Empfindungen: Verachtung dessen, was überschwenglich geliebt war, kam den geräumten Platz einzunehmen; — sie hatte lange schon gedrängt. — Er wurde voll Eckel an dem Unbestimmten seiner Lage: lieber volle Verzweiflung, tausendmal lieber! Und er fing an darnach zu ringen.

Aber er konnt' es nicht fassen, konnt' es nicht glauben! . . .

Das gekostet zu haben, was eine solche Freundschaft giebt; und es fahren zu lassen, und es missen zu können, und Muth zu behalten zu leben — Ruhe, Heiterkeit? — Seyn zu können dieß, und jenes gewesen zu seyn? Eben dieselbe? Diese

Henriette? Diese, Diese, Diese?! . . . Er schwindelte in Wahnsinn dahin.

Noch mäßigte er sich im Aeußerlichen; er zeigte nur Kälte: aber sein Wille, diese Kälte fühlbar zu machen, kam je mehr und mehr zu Tage. Er wich allen Gelegenheiten aus, Dienste von Henriette anzunehmen; war höchst sorgfältig, daß sie in seinem Hause nicht die geringste Bemühung hätte; äußerte in Absicht ihrer tausend Bedenklichkeiten; hatte beständig ihr etwas aus dem Wege zu räumen; so daß ihr der Aufenthalt neben ihm nicht anders als peinlich seyn konnte.

Aber sie hielt Stand; und wenn die Kränkungen, die sie von Woldemar erfuhr, auch wohl einmal sie erbitterten, so erholte sie doch bald sich wieder, und bewies sich nur desto liebreicher gegen ihn.

Ein tieferer Gram erzeugte unterdessen sich in ihrer Seele, eine Schwermuth, die in naher Verwandtschaft mit dem Trübsinne ihres Freundes stand.

„Ist die Würde des Menschen — so hörte sie in ihrem Innern flüstern — ist Stärke, Schönheit und Größe der Seele so zerbrechlich? Kann der Geist zufällig von Thorheit angesteckt werden, wie der

Leib von Krankheit — und verderben, untergehen wie der Leib? . .

„Was ist Freundschaft, was ist Liebe, wenn auch die reinste, höchste Liebe vergiftend — wenn sie im Menschen ein böser Geist werden kann, der Vernunft und Tugend austreibt und sich an die Stelle setzt?“

Fürchterlich wühlten diese Betrachtungen in Henriettens Gemüth. Aber der Grund ihrer Seele war rein: Es folgte Stille; es folgte Friede.

Nie vorher in ihrem Leben war sie so ganz verlassen gewesen, daß sie Hülfe allein bey sich selbst, Zuflucht nur in ihrem eignen Herzen hätte suchen müssen. Hier fand sie jetzt ein Zeugniß, welches über ihre Zweifel siegte; ein Licht, welches desto heller leuchtete, je mehr sich Finsternisse um sie versammelt hatten.

Woldemar blieb nicht ohne Ahndung des höheren Schwunges, welchen Henriettens Seele nahm; und die seinige sank davon noch einmal tiefer, und immer tiefer. Die Verwirrung seines Gemüths wurde fürchterlich.

Täglich sah er Henriette; und wo er sie erblickte, war sie umgeben von der glänzenden Schaar entzückender Erinnerungen. Dieselbe Kraft, ihn glücklich zu machen, wohnte noch in ihr; sie wußte noch jetzt so manchen Schimmer von Freude in seine finstere Seele zu dämmern; brachte unaufhörlich Anwandlung von Glauben, von Vertrauen in sein Herz — Von Vergebung! — Ach! die sie aber nicht foderte, nicht zu bedürfen glaubte; ohne Sinn für seine tiefen Leiden — vielleicht insgeheim sie verachtend — hoch erhaben über den Wahnsinnigen, verrückten Woldemar, und nur in schmählichem Mitleid sich zu ihm herablassend — Die Edle! — Ha, Elende! Ferne, ferne du von diesem Herzen, das du geschändet — und das du verlassen hast!

Alle seine Beschäftigungen, außer denen welche sein Amt ihm auferlegte, waren unterbrochen. Er, der seiner Stelle so gewachsen war, unterlag jetzt ihren Pflichten. Er fand, mit empfindlicher Demüthigung, sich überall zerstreut, strengte sich an, vergeblich; stärker, und immer vergeblicher; wurde müde, bis zum Erliegen; matt, bis zur Verzweiflung. Und da war niemand, dem er sich entdecken,

der über seinen Gram mit ihm Eins werden, gemeine Sache mit ihm machen, ihn verbergen, ihn beschirmen, ihm Zuflucht geben konnte. Er mußte sich als einen Geächteten ansehen, dem die Flucht unmöglich gemacht war.

Am ärgsten folterte ihn der Gedanke an Allwina.

Daß er sein Herz von Henriette abgerissen hätte: Es war unmöglich, daß sie es begriffe, es ertrüge. . . „Arme unglückliche Allwina! — — Unseliger Woldemar — Welch ein Fluch bist du geworden!"

Ohne alle Vorbereitung durfte er das holde Weib nicht lassen. Aber — Wie sie vorbereitet werden müsse? Darüber konnte er zu keinem Entschlusse kommen.

Ein Posttag verstrich nach dem andern. Er hatte hundert Entwürfe zu Briefen gemacht, aber bey der Abfertigung ergriff ihn jedesmal ein Schrekken, der ihn das Geschriebene zurückhalten ließ. Mit Angst und Eile wurde nun ein neuer Brief zu Stande gebracht; und die mancherley Gewalt, die er sich dabey anthun mußte, die mancherley und

schwere Pein, die er dabey litt, richtete sein Inneres vollends zu Grunde.

Endlich kam der Tag, an welchem zum letztenmale an Allwina geschrieben werden konnte; sie war im Begriff ihre Rückreise anzutreten.

Was alles in Woldemars Seele damals vorging, läßt sich nicht beschreiben. Sein Brief sollte am Vorabend fertig seyn. Um Mitternacht war noch keine Zeile geschrieben. Er wurde gewahr, daß seine Gedanken und Empfindungen sich nur immer mehr verwirrten.

Voll Verzweiflung sagte er endlich zu sich selbst: — Ich will schreiben — dürre hinschreiben was ist!

Schrieb — und floh, da er geschrieben hatte, vor den Zügen seiner eigenen Hand.

Hastig begrub er hierauf sich in sein Bette, wo erst nach langem vergeblichen Sehnen ein betäubender schwerer Schlummer ihm die lästige Besinnung nahm.

Diese überfiel ihn, wie ein Todfeind, am Morgen. Er entsetzte sich vor dem Daseyn des Wesens, dessen Gefühl sein eigenes Gefühl war. Zweymal gelang es ihm, in die Betäubung, die ihn verlassen

hatte, wieder zurück zu sinken. Zum drittenmal konnte er sein Erwachen nicht überwältigen. Er hoffte, daß er ausser dem Bette sich müder, betäubter fühlen, eher wieder in Schlummer fallen würde, und stand auf.

Schon so nah dem Wahnsinn, daß er sich selbst nicht mehr suchte, war jetzt dieser Unglückliche; so tief schon gesunken, daß er mit sich selbst nicht mehr haderte, sondern sich für edel hielt und gut, unterliegend allein seinem Schicksal, dem er nachgeben mußte, wo möglich, ohne Murren!

Mit andern Leiden war in Henriettens Seele unterdessen Heiterung gekommen, und Muth, und neue Kraft, und, mit noch mehr Ergebung, Hoffnung.

Sie hatte am vorigen Tage Woldemar früh verlassen, abgerufen durch eine dringeude Botschaft von ihrer Schwester Luise.

Henriette folgte ungern, denn der äusserste Zeitpunkt, den sie sich gesetzt hatte, Woldemar zu einer vollständigen Erklärung mit Gewalt zu nöthigen, war gekommen: diesen Abend sollte der gefährliche, ihr so fürchterliche Versuch unternommen werden.

Alle ihre Kräfte hatte sie aufgeboten, in der Stille gesammelt, und die nöthige Fassung errungen. Deswegen schrieb sie Luisen um Aufschub, wenn es möglich wäre, bis zum andern Morgen in der Frühe.

Luise antwortete: Henriette müßte augenblicklich kommen; was sie ihr zu sagen hätte, litte keinen Verzug.

Es war die Beichte ihrer Unvorsichtigkeit, die sie ablegen wollte: wie sie ehmals, von Woldemar überrascht, ihm das Geheimniß von Henriettens Angelobung an Hornichs Todtbette offenbart hatte.

Luise war erst seit kurzem hierüber unruhig geworden; sie hatte nie vorher daran gedacht, daß zwischen dieser Begebenheit und dem, was jetzt mit Woldemar vorging, einiger Zusammenhang seyn könnte. Die erste Ahndung hievon durchbohrte ihr das Herz. Sie eilte zu Caroline, die ihr Trost einsprach, aber zugleich sie nachdrücklich ermahnte, Biderthalen die Sache nicht länger zu verheimlichen.

Luise wäre lieber in den Tod gegangen, aber sie gehorchte.

Biderthals Bestürzung war entsetzlich! Gleich einem Unglücklichen, der, aus einem tiefen Schlaf

erwachend, sein Unglück nur geträumt zu haben wähnt; und es wahr findet — größer und schrecklicher, je mehr er zur Besinnung kommt: so erschien jetzt Biderthalen, was ihn bis dahin geängstigt hatte, wie ein Spiel der Fantasie, gegen die Gewißheit, die er nun zum erstenmal empfand. Fürchterlich klar war ihm alles; er wußte keine Rettung. Nur ein Fünkchen Hoffnung — das schimmerte noch, glimmte: Er konnte endlich, wie er selbst überzeugt war, auch Henriette überzeugen; durch sie war vielleicht noch Hülfe möglich.

Er lief zu Dorenburg, der auch heftig erschrak, und einstimmig mit seinem Freunde dafür hielt: es müßte diese wichtige Nachricht Henrietten unverzüglich mitgetheilt werden.

Henriette kam.

Unten in Biderthals Hause wurde ihr gesagt, daß auch Dorenburg und Caroline oben wären. Dieß hemmte ihren Schritt.

Sie hatte genug gemerkt, daß Biderthal nicht länger seinen Gram vor Dorenburg und ihren Schwestern hatte verbergen können, und war anfangs wegen der Folgen dieser vertraulichen Mittheilung ängst=

lich besorgt gewesen. Da aber nichts erfolgte; alle sich ruhig verhielten, und Biderthal seitdem gelassener schien: so genoß sie die Erleichterung gern, welche Biderthal, nicht sich allein, sondern auch ihr verschafft hatte.

Nun fürchtete sie, man würde auf einmal desto gewaltsamer in sie dringen wollen. Bebend öffnete sie die Thür. Sie wunderte sich, beym Eintritt ins Zimmer, Luise nicht bey den übrigen zu finden, und wollte eben nach ihr fragen, als diese aus dem Nebenzimmer, weinend und schluchzend, auf sie zustürzte, Verzeihung flehte, an ihrem Halse sich verbarg, und in der äussersten Verwirrung ihr Bekenntniß ablegte.

Henriette wußte nicht wie ihr geschah; alles zitterte an ihr, so daß sie Mühe hatte sich aufrecht zu halten. Von Luisens Vortrag hatte sie so viel als nichts verstanden. Nach und nach erhielt sie Erläuterung, und erkundigte sich nun genau nach dem Zeitpunct der Begebenheit.

Nachdem Luise ihr diesen bedeutet, sie selbst hierauf einige Augenblicke sich besonnen hatte, erheiterte sich ihr Gesicht. Ihr wurde, auf eine andre Weise

als Biderthalen, nun auf einmal alles klar. Woldemar war beleidigt; sie selbst hatte gefehlt; es ließ sich denken, wie er an ihr hatte irre werden können; mehr als denken, wie sein Mißtrauen und seine Vorwürfe nachher mit jedem Tage hatten zunehmen, sich vervielfältigen und häufen müssen, bis der höchste Grad des Unwillens da war, und Verzweiflung ihn ergriff. Dieß alles stellte in einem Augenblick sich Henrietten dar, und sie rief aus, einmal über das andre: Gottlob! Gottlob!

Dieß waren so viele Donnerschläge in Biderthals Ohr. — Gottlob! rief sie aus! Gottlob, bey einer Nachricht, welche sie vernichten sollte? — Lag ihr etwa nur daran, mit Woldemar sich wieder zu versöhnen? — War ihr Jubel diese Aussicht? Kalt fuhr es ihm durch alle Glieder. Seine lange finstre Schwermuth, sein bitterer Gram, wurden in diesem Augenblick erstickende Verzweiflung. Leichenblaß saß er da mit starrem Auge und gelähmter Zunge.

Plötzlich wurde Henriette seine Blässe gewahr. Sie sprang auf, fiel ihm zu Füßen, rief: Bider=

thal, Sie irren! O, ruhig, Biderthal! Hören Sie mich! . . .

Es war ihre letzte Kraft. Sie sank nieder, wie todt.

Biderthalen schmolz das Herz; und während er mit den Uebrigen beschäftigt war, Henriette wieder zu sich zu bringen, träufelten dicke Thränen aus seinen Augen.

Da die Ohnmächtige anfing wieder Leben zu zeigen, führte Dorenburg ihn aus dem Zimmer. Sie aber hatte kaum die Augen aufgeschlagen, als sie unruhig sich nach Biderthal umsah, und ihr Verlangen, daß er wieder kommen möchte, bezeigte. Da ihre Schwestern zauderten, wollte sie selbst aufstehen. — Ich bin schon wieder wohl, sagte sie; mir ist nur angst um Biderthal: laßt mich zu ihm. — Luise ging und holte die Männer.

Biderthal strengte alle seine Kräfte an, um den Aufruhr in seiner Seele zu mäßigen. Er trat zu Henriette, und sie faßte seine beyden Hände in die ihrigen. „Nur noch einmal, liebster Biderthal, sagte sie, nur dieses eine Mal noch so viel Vertrauen, daß Sie mich geduldig anhören! Ich

schwöre Ihnen, Gott hilft uns, Gott will uns helfen; wir alle sind bald wieder froh.

Bey dem Worte: Vertrauen, flossen Thränen über Biderthals Wangen; bey den Worten: Gott hilft uns, erblaßte er. Er machte sich los von Henriette, kehrte sich um, und ging nun, die Hände ringend, im Zimmer auf und nieder.

Niemand vermochte ihm zuzureden. Einzelne Worte, die er mit dumpfer Stimme aussprach, vermehrten die schauerliche Stille.

Dorenburg trat zu seinem Freunde, ging, ihn umfassend, mit ihm auf und nieder, suchte ihn zu trösten, ihn aufzurichten.

. . . „O, wie habe ich nicht, sagte Biderthal, wie habe ich in diesen trüben Tagen mich nicht an allem schon versucht — ohne Hülfe! — Alles, alles versagte mir.

„Ich habe tief, tief, tief das Elend, das Nichts der Menschheit empfunden.

„— Ich blickte gen Himmel — Beten? . . . Wohin beten? Wohin?

„Vor wem ringt der Wurm sich hier im Staube? Wäre Erhörung: sie käme meiner Angst zuvor

— der Mensch wäre anders als er ist — wahrlich, er wäre anders! . .

„Was will der Gott mit dem Wurm im Staube, mit seiner unheilbaren Angst? — Was will der Unbegreifliche so unbegreiflich? — Diese dicke schwere Finsterniß, und dieses mannichfaltige, unendliche, gräßliche Unvermögen: Wozu?

„ . . . O, ich hätte gelästert, wäre nicht der Gedanke mir zu Hülfe gekommen — Aus dem Innersten der Seele stieg er auf! — Der Gedanke: Wie unser Murren, das eine Vorsehung läugnen will, dennoch für sie zeugt, indem es, sie vermissend, sie am heftigsten in Anspruch nimmt."

Engel des Himmels umgeben dich! rief Henriette, indem sie auf ihn zuflog, und ihn fest in ihre Arme schlang.

„Lieber! ich habe gemurrt wie du; bin auch, wie du, der Lästerung nahe gewesen, und zeuge nun, mit dir, aus vollem Herzen für ein Wesen, das es besser mit mir meynen muß, als ich es mit mir selbst zu meynen verstehe. Das Geringere kann nicht das Höhere erzeugt haben; unsre sehnsuchtsvollen Gedanken sind Kinder eines edleren Vaters,

sind Kinder der Macht und der Verheißung. Jene Vorsehung, die der arme Mensch, der hier nur auf der untersten, der ersten Stufe der Besinnung steht, in Anspruch nehmen kann, muß Göttlich vorhanden seyn, außer ihm, über ihm, mit ihm! — Auch mit dir, frommer Biderthal; mit mir; mit uns allen!"

Ein lindernder Balsam floß mit dieser Rede auf des guten edeln Mannes zerrissenes blutendes Herz.

Rede weiter, sagte er mit sanfter liebender Stimme zu Henriette. Ich fühle, du hast bessere Kunde als ich; ich will dir glauben, mit dir hoffen — O, rede!

Verzeiht, sagte Henriette! Euch alle habe ich erschreckt mit meinem Ausruf, den ihr nicht verstehen konntet. Das bedachte ich nicht. Da ich es bedachte, erschrak ich mehr als ihr Alle.

O, Gott, Ihr Lieben, wo soll ich anfangen, euch von mir zu erzählen, zu bedeuten?

Biderthal hat euch seine gräßlichen Sorgen entdeckt; er wird euch auch gesagt haben, welch Entsetzen mich ergriff, da ich sie zuerst erfuhr. Ich war und blieb überzeugt, daß er irrte, sich an Wolde-

mar betröge. Aber ich selbst konnte dem Geheimnisse nicht auf den Grund kommen. Ich sah, ich erfuhr Dinge, die ich für unmöglich gehalten hätte. Es wurde sehr finster um mich! Und ich erlebte Stunden des Unmuths, worin das Unmöglichste mir nicht mehr unmöglich schien. — Nur Stunden; nur Augenblicke vielleicht, die mir Stunden däuchten — Sie waren fürchterlich! . . .

Ihr Männer begreift die Qualen nicht, die ein gutgeschaffenes weibliches Herz am unerträglichsten foltern.

Luise, sage du es Biderthalen, wie dir seyn würde, wenn nur ein Schatten von Furcht dich anwandeln könnte — Entsetze dich nicht! — Ein Schatten der Furcht! es keime, zum Beyspiel in Dorenburg, oder es entwickle sich in ihm eine leidenschaftliche Neigung zu dir . . .

Du erschrickst, und zürnst, wirst roth und bleich — zürne nicht und tadle mich nicht. Ich bedarf deines Zeugnisses darüber, daß in einem solchen Falle das lebhafteste Gefühl deines Unwillens sich wider dich selbst kehren würde; du würdest dich durch die Wirkung, die von dir ausgegangen wäre,

wie unschuldig du auch daran gewesen, für verunreinigt halten, und die tiefste Demüthigung empfinden.

Diese Art zu leiden ist den Männern, die überall nur von sich abzuwälzen suchen, fremd.

Ich wäre vergangen, wenn Biderthals schreckliche Sorge je meine eigene geworden wäre; wenn ich nicht in mir selbst, bey jeder Anwandlung, über sie gesiegt, und auf Woldemars schöne Seele immer von neuem geschworen hätte. — Dennoch habe ich unsäglich gelitten . . .

Ich hatte mich auf heute gefaßt gemacht, Woldemar zu einer vollständigen Erklärung zu nöthigen, ihm mit Gewalt Licht über sich selbst zu verschaffen. Die Ausführung wurde durch Luisens wiederholte dringende Botschaft verhindert — so glücklich! Denn wie leicht wird mir nun mein Geschäft, da ich Verzeihung zu suchen, ein Bekenntniß abzulegen habe; da ich die größte Schuld auf mich selbst legen darf. Dieß zusammen schwebte mir vor in einem Nu, ergriff mich; ich mußte ausrufen, Gottlob! Gottlob! — O daß ihr schon mit mir ausrufen könntet! . . . Ihr werdet bald!

Allen klopfte das Herz, und selbst Biderthal getraute sich nicht, Henrietten zu widersprechen. Aber er seufzte tief, und es war auf den Gesichtern der übrigen zu lesen, daß sie mehr mit ihm, als mit Henriette fühlten.

Sie fuhr fort:

Unsere Ansichten sind verschieden; scheut euch nicht, mir zu widersprechen, und mir alles, was ihr auf dem Herzen habt, rein heraus zu sagen. Mein Gemüth ist nun frey; ich werde ruhig anhören, ruhig auf alles antworten können. Nichts hält, nichts bindet mich mehr, daß ich euch nicht dürfte in meiner Seele lesen lassen, wie ich selbst darin lese. Versucht es; der Versuch wird euch Muth machen; wir werden uns verstehen und Eins werden.

Dorenburg erwiederte: Wir haben zusammen Biderthalen so lange widersprochen, und seine ärgste Furcht ihm zu benehmen gesucht, sie ihm wirklich auch zum Theil benommen, als Luise mit ihrer Beichte zurück hielt. Wir verstummten, nachdem sie gesprochen hatte. Die entgegengesetzte Wirkung dieser Entdeckung auf Sie, liebe Henriette, ist begreif-

lich. — Wenn Sie nur nicht zu viel hoffen!

Was Sie eben von der Eigensucht der Männer und der entgegengesetzten Tugend gutgeschaffener weiblicher Seelen sagten, ist eine überaus wahre Bemerkung. Euch ist die Liebe des Sittlichen, Billigkeit, Verläugnung, Demuth, gewissermaßen natürlich; so wie uns die heftige Begierde, Stolz, Härte, Ungerechtigkeit. Dieß letztere bedenken Sie vielleicht in diesem Augenblicke nicht genug, wissen es wohl auch noch nicht genug. Sie vertrauen der Energie des Sittlichen, nach der Empfindung davon in ihnen selbst, und haben deswegen immer von neuem auf Woldemars schöne Seele geschworen. Doch gestanden Sie auch schon, daß Sie an ihm erfahren hätten, was Sie ohne diese Erfahrung für unmöglich halten würden. Könnte nicht auch diesen Erfahrungen etwas zum Grunde liegen, was Sie nicht einmal zu ahnden im Stande sind; vielleicht ein Gewebe von Gemüthsbewegungen, dessen geheime tiefe Kunst oder Zauberey über unser aller Begriff ist? Ich denke mir die Sa=

che minder einfach als Biderthal, und bin deswegen jetzt noch besorgter, vielleicht, als er.

Ich kann Sie nicht widerlegen, antwortete Henriette, denn es ist wahr, daß ich mich allein auf die Energie des Sittlichen bey Woldemar verlasse; und eben so wahr, daß er sich in einem Zustande heftiger Leidenschaft befindet, der gewiß sein Inneres schon sehr zerrüttet hat, und gefährlich genug seyn mag.

Aber ich verlasse mich auf jene Energie nicht bloß nach der Empfindung, die ich *in mir selbst* von ihr habe, sondern nach der Anschauung, die mir in Woldemar von ihr geworden ist. Ich glaube an des Mannes *Tugend*. Eine solche Zuversicht läßt sich eben so wenig darstellen, als mittheilen — Ich muß sie wenigstens *bekennen*.

Sie peinigen mich, gute Henriette! rief Biderthal, mit bewegter Stimme. Sie zwingen mich wider Woldemar zu reden, zwingen mich zu sagen, daß ich nicht an seine Tugend glaube.

Gut *geschaffen* ist Woldemar, wie kein anderer Mann, den ich kenne; aber nach Tugend hat

er vielleicht nicht einmal gestrebt — Ich möchte sagen, er glaube nicht einmal an eigentliche Tugend.

Erwägen Sie seine beständige Lehre: Gerecht, tugendhaft, edel, vortrefflich sey, was der gerechte, tugendhafte, edle, vortreffliche Mensch, seinem Charakter gemäß, ausübe, verrichte und hervorbringe; einen andern Grund hätten diese Begriffe nicht; das edlere Gemüth erzeuge sie aus sich, und erkenne kein höheres Gesetz, als seinen besseren Trieb, seinen reineren und höheren Geschmack; — Oder: Wie das Kunstgenie, durch den Eindruck seiner Werke, der Kunst Muster und Gesetze gebe; so das sittliche Genie, der Freyheit. Daher seine Verachtung der öffentlichen Meynung, sein stummer Trotz — daher, ich muß es aussprechen — sein Hochmuth, der ihn zu Fall brachte.

Mit zurückgehaltenem Weinen, strahlend zugleich von Würde, erwiederte Henriette: Ja er ist gefallen; aber die Tugend an die er wahrlich glaubt, und die ihn nicht verlassen kann, wird ihn höher wieder aufrichten.

Biderthal! Sie fanden vor einiger Zeit ein Buch bey mir, und zeigten mir eine darin angestrichene



Stelle. Ich fand auch ein Buch bey Ihnen, und darin eine Stelle, die war nicht angestrichen: sie drang in mein Innerstes.

„Niemand," las ich, „Niemand kann beständig seyn, es gebe es ihm denn Gott."

Dieses Zeugniß legt Petrarka in seinen Bekenntnissen ab.

So hat Woldemar noch nicht bekannt, noch nicht gezeugt; noch verläßt er sich auf sein Herz, und ist ein Thor. Er ist, wie Biderthal richtig bemerkte, so glücklich geschaffen, die Lust am Guten und Schönen ist in ihm so groß, so lebhaft, so überwiegend, daß er leicht verführt werden konnte, diese Lust für Tugend, und sich, durch diese Tugend, für stark genug zu halten.

Alle Menschen pflegen minder oder mehr sich an Empfindungen zu hängen, von denen sie glauben, daß sie in ihnen selbst, oder in Andern, dauern werden; und finden sich betrogen. Einige, die sich klüger dünken, suchens im Verstande, und meynen, mit Begriffen ließe das Lebendige sich wohl einbalsamiren, und diese Mumien wären keine Leichen. Aber so wenig sich Gefühl in uns

oder Andern nach Gefallen anzünden, auslöschen, mindern und mehren läßt; so wenig und noch viel weniger will es gelingen, des Gefühls mit Hülfe der Begriffe zu entrathen. — Wie entgehen wir also der Vergänglichkeit in unserm Thun und Dichten? Wie retten wir unser Selbst; wie das Selbst derer, mit denen wir Ein Herz, Eine Seele auszumachen streben?

So hat Woldemar früh schon gefragt, früh sich müde gesucht nach dem Wege zu jener Freystätte der Weisheit, wo der Mensch immer dasselbe will und dasselbe nicht will, immer nur Einerley suchet und meidet, und jedesmal halten kann, was er sich selbst und andern versprach.

Keine Heerstraße war dahin gebahnt; das erfuhr er bald: obgleich Millionen Stimmen das Gegentheil versicherten. Doch waren Zugänge, das wußte er; auch hatte er, vornehmlich aus Fußtritten der Alten, eine Kunde von der Richtung. Verirren aber konnte er, und verirrte....

„Auf dem gefährlichsten aller Abwege!" fiel mit Heftigkeit Biderthal ein, — „auf dem Abwege des

hartnäckigsten und geflissentlichsten Eigendünkels?

Wahrlich, fuhr Biberthal fort — jene Antwort des Delphischen Orakels auf die Frage: Wie man sich den Göttern wohlgefällig machen könne? — jene vom Orakel mehrmals wiederholte, und von Sokrates und Mark Aurel gepriesene Antwort: Nach den Gesetzen deiner Stadt! — leidet, fodert eine weitere Anwendung, als nur auf Religionsgebräuche!

Was die allgemeine Stimme unserer Mitbürger als gut und schön empfiehlt, und wovor sie, als Bösem, warnt, das soll man, wenn nicht klare Gesetze der Sittlichkeit dawider sind, dafür gelten lassen; jenes suchen, dieses fliehen.

Nichts ist gefährlicher, als eigenes Gutfinden über die allgemeine Stimme zu erheben; nichts heilsamer, als Gehorsam und Unterwerfung. Viel besser, wir bequemen uns nach unschuldigen, wenn auch thörichten Gebräuchen und Vorurtheilen, und glauben jedem andern Menschen, als daß wir nur uns selbst folgen, nur uns selbst anhören und glauben.

Du vertrauest Woldemars schöner Seele. Gerade dem, was du so nennst, mißtraue ich im höchsten Grade; es verführt ihn, schwächt ihn, treibt ihn herum auf einem gränzenlosen Meere, hat ihn zum Schwärmer — Ach! zu einem unseligen, unheilbaren Fantasten und Sophisten gemacht.

Du wirst heftig und übertreibst, sagte Dorenburg; übrigens bin ich sehr deiner Meynung. Woldemar ist ein geistiger Wollüstling; und ob er gleich nur höheren Lüsten nachhängt, so sind es doch Lüste: und wer nur in Lüsten lebt, verdirbt.

Was ein Mensch von Natur Gutes, Vortreffliches, zumal Schönes an sich haben kann, ist Woldemarn in einem nicht gewöhnlichen Maaße zu Theil geworden, und er hat, wahrscheinlich, von Jugend auf, wenig Anlaß gehabt, gegen seine Empfindungen, Gemüthsbewegungen, Neigungen mißtrauisch zu werden. Deswegen hat er nicht genug sich selbst kennen gelernt, hat die jedem Menschen so nöthige strenge Zucht entbehrt, und — verschmäht sie. — Gehorsam, wie du scharf und richtig bemerktest, eigentlicher Gehorsam ist

nicht in ihm. Er hat seine ganze Kraft allein auf die Ausarbeitung seiner eigenthümlichen Sinnesart verwendet; und es bedurfte auch weiter nichts als einer solchen Ausarbeitung, damit der Trieb zum Guten und Schönen, als der herrschende, in ihm hervorkäme; der Mann ist wirklich schön und gut geworden.

Leider! ist mit Schönheit der Reiz zur Eitelkeit verknüpft; und mit Freyheitsgenuß, Stolz; ja, was noch weniger seyn sollte, Herrschsucht. Jeder aber, der nur seinem Hange folgen darf, dünkt sich frey, und edel vor seinen Brüdern, über die ein anderes Gesetz waltet, als der eigene Trieb ihnen gab.

Jetzt drückt und unterdrückt der gute Woldemar sich selbst; sein eigener Wille verwirrt ihn, reibt ihn auf; sein eigenes Recht bringt ihn um.

Ich finde nicht, sagte Henriette, daß ihr Beyde mir sonderlich widersprochen habt — Laßt mich ausreden!

Woldemar empfindet lebhaft und tief, und jede Empfindung, die er freywillig in seine Seele

aufgenommen hat, scheint unauslöschlich darin zu haften. Bis auf einen gewissen Grad kann jeder Mensch seine Empfindungen verstärken, und ihnen einen Nachdruck geben, wodurch er sie wie neu gebiert, sie zu Geschöpfen seines Willens macht, und dauerhafter mit seiner Person vereinigt. Diese gemeine Gabe erhielt in Woldemar eine nicht gemeine Anwendung. Die von Natur schon wohl angezogenen Saiten seiner Empfindung, gaben bey der zartesten Berührung einen so hellen reinen Klang von sich, und tönten so lange nach, daß er unwillkührlich zum Nachsinnen über eine noch reinere Stimmung erweckt und hingezogen werden mußte. Er ergründete diese Stimmung, lernte ihren Gebrauch, und wurde seines Herzens in einem ausserordentlichen Grade mächtig.

Allmählig entwickelte sich in ihm der Gedanke, der Glaube — wie nenne ichs am besten? — es wären die menschlichen Empfindungen, — Neigungen und Affecten, nicht durch ihre eigene Natur so unzuverlässig und vergänglich, als sie im gemeinen Leben uns erscheinen; sondern sie würden es durch

unsere eigene Schuld, durch Nichtachtung und Leichtsinn.

Ihn täuschte seine eigene wahrhaft schöne Kunst: er betrog sich an der Freythätigkeit, wodurch er sie hervorgebracht hatte, und die er nun, durch eben diese Kunst, hinwieder zu vermehren wußte. Er schloß aus einem minder Vergänglichen, minder Zufälligen in ihm, auf ein mögliches Unvergängliches, wahrhaft Ewiges, das der Mensch in seinem Gefühl erzeugen, und woran er, wie an einen Gott, in seinem Thun und Dichten, Leiden, Streben und Meiden, sich halten könnte.

Recht hat sich diese Idee erst während seines Aufenthalts bey uns, durch neue Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche in ihm entwickelt. Ihr wißt, welche Mißverständnisse sich bald ergaben, und wie euch Woldemar beschuldigte, ihr übertriebet seine Maximen und ginget irre. Biderthal scheint dieß bey den Vorwürfen, die er Woldemarn eben machte, vergessen zu haben; wiewohl sich auch zur Noth behaupten ließe, sie träfen an der Seite, die Biderthal angriff, Woldemar so gut, als

dieselben Vorwürfe euch an der damals von Woldemar angegriffenen Seite trafen.

Jene Irrungen waren unerheblich und bald geschlichtet. Doch hatten sie auf Woldemar so viel gewirkt, daß er seitdem mehr an sich hielt, geheimer und noch mehr allein mit seiner Muse lebte. Die Wahrheit ihrer Gesänge zu prüfen, war in ihm eine verborgene Sehnsucht, deren mannichfaltige Aeußerungen er selbst noch nicht verstand. Er bedurfte einer gleichgestimmten freundschaftlichen Seele, um gewiß zu werden, seine Weisheit sey kein Gedicht. Es gelang ihm, sich wenigstens mit einer Erscheinung dieser Art zu täuschen; und nun hängte er sich an diese Erscheinung, wie an den Bürgen seiner Glückseligkeit, seines Werths, seines eigentlichen Daseyns.

Ich habe ehrlich mit ihm geschwärmt, und muß es darum verzeihlich finden, daß er allmählig jede Zuversicht, mehr aus der Freundinn Seele, als aus seiner eigenen schöpfte. Fürchterlich muß die erste leiseste Anwandlung eines Zweifels an mir den Mann erschüttert haben! Er empfing eine Wunde, die von selbst nie wieder heilen konnte; sie mußte

unter sich fressen, und in ein tödtliches Geschwür ausarten.

Und Ihnen, fiel Dorenburg ein, ist wegen dieser tödtlichen Krankheit doch nicht bange?

Mir ist nicht bange, erwiederte Henriette, weil ich von Woldemars Uebel mit ergriffen wurde, und nun gewiß bin, ihm auch meine Genesung mitzutheilen. Die Verzweiflung, die ihn martert, wollte auch mich zu Grunde richten. Schon war aus meinem Herzen aller Glaube, alle Zuversicht entflohn.

So fühlte ichs — aber so war es nicht.

Und was nun auch für Verschiedenheiten, allgemeine und besondre, zwischen Woldemar und mir statt finden mögen; denkt sie euch so groß und mannichfaltig als ihr wollt; lasset, was euch nur beliebt, in ihm vorgegangen seyn: es soll alles gelten; auch das Aergste — selbst Biderthals gräßlicher Verdacht soll wahr und gegründet seyn: Ich behalte dennoch Muth!

Denn ich weiß, es ist der Menschheit eine Kraft verliehen, die, in einem Manne wie Woldemar, der selbst schon so oft sie in sich aufgerufen hat, nur darf wieder aufgerufen werden, und er hat gesiegt.

Henriette! sagte Biderthal, liebe, gute Henriette! — Du bist sehr hochfliegend! Gram und Betrübniß haben mich gebeugt; ich kann dir nicht nachfliegen. — O Demuth! Demuth!

Demüthig, antwortete Henriette, ist jeder Aufrichtige. Nur der Heuchler kann lange stolz seyn; und gewiß ist jeder Stolze auch ein Heuchler.

Aber die Aufrichtigkeit, womit Demuth verknüpft ist, macht uns darum nicht feig. Sie erfodert vielmehr, und gebiert hinwieder den größten Muth. Von diesem Muthe redete ich; und ich weiß, er ist in euch Allen. . . .

Schwestern! — sie ergriff mit der einen Hand Caroline, mit der andern Luise —— Schwestern! helft mir noch einmal wider diese verstockten Männer zeugen! Sagt ihnen, daß Etwas im Menschen ist, was er nicht aufzuopfern vermag; — und noch Etwas, was ihm die Aufopferung verbietet, wenn er sie auch beschließen könnte. — Oft leiden wir unsäglich, und könnten von diesem unsäglichen Leiden uns befreyen; aber eine wunderbare Kraft in uns widersteht, läßt es uns nicht zu. — Wir fühlen, daß wir diesem Wesen in uns mehr als uns

selbst zugehören — und fühlen auch wieder, daß eben dieses Wesen unser eigenstes, innerstes Wesen ist. — Treffen uns Vorwürfe aus und in diesem Innersten, so ist es ein Schmerz, der an Empfindlichkeit jeden andern übertrifft — Nicht Schmerz, nicht Furcht — Was ist es dieses Unerträgliche, Wunderbare? . . .

Sie stockte. Luise senkte sich herab an ihrer Seite, und Caroline rückte näher und schmiegte sich dicht an sie.

Henriette hub von neuem an: Und dieß zu erfahren in einem Wesen, das man über alles liebt; aus welchem man sein bestes Daseyn — alles Daseyn nimmt; ohne welches man nicht leben möchte — nicht leben könnte; dessen Würde. . . .

Sie erblaßte, und himmlisch verklärte im Erblassen sich ihr Angesicht; helle Thränen rollten ihr über die Wangen; mit bebender, kaum vernehmlicher Stimme fuhr sie fort:

. . . Ich habe — seinen Tod wünschen können! — Seinen Tod! . . .

Aber daß ich das konnte: davon ist mir ein neuer Tag, eine neue hellere Aussicht geworden.

Auch die Männer fühlten sich erschüttert. Dorenburg wendete sich mit Blicken voll Rührung gegen Biderthal — reichte ihm die Hand. — Mit zärtlicher Heftigkeit ergriff sie Biderthal. Beyde standen auf, traten zu Henriette, umarmten sie, weinten mit ihr.

Es war eine schöne Stille, welche aller Herzen in diesem Augenblick vereinigte; alle mit demselben Trost, denselben Hoffnungen erfüllte, ihren Geist aufrichtete, und mit einer neuen unaussprechlichen Zuversicht erquickte.

Sie wünschten nun insgesammt, daß es heute noch zu einer Erklärung zwischen Woldemar und Henriette kommen möchte. Leider! war es dazu schon viel zu spät am Abend; man mußte bis morgen sich gedulden. Auch fand Henriette nöthig, daß sie zuvor sich wieder sammelte, ausruhte, und, zu dieser schweren Unternehmung, von neuem sich in die beste Fassung setzte. — „Vorerst, sagte sie, muß ich mich hier auf der Stelle noch mehr erholen; wir müssen beysammen bleiben, und uns auf eine recht gute Nacht besinnen, die wir beym Auseinandergehn

uns nicht bloß wünschen, sondern wirklich mitgeben.

„Aber wie fangen wir es an, daß wir dazu stille genug, und nicht zu stille werden? — Ich wüßte Etwas . . .

„Gewiß erinnert ihr euch noch eines merkwürdigen Gesprächs bey Woldemar, über menschliche Ohnmacht und Größe. Man wollte untersuchen: Was die Seele stark mache; was für ein Gegenstand das sey, den der Tugendhafte sich vor Augen halte; überall sich vor Augen halten könne, so, daß er damit alles überwinde und ausrichte; vordringend — eigentlich zu welchem, zu was für einem Ziele?

„Die Untersuchung wurde durch eine Vorlesung unterbrochen, auf die wir eigentlich zu Woldemar geladen waren. Es war sein Auszug der Geschichte Agis und Kleomenes. — Wie uns allen wohl dabey wurde, und wir hernach nicht weiter grübeln mochten, habt ihr nicht vergessen. Mir däucht, es wäre schön, wenn wir das Andenken jener wohlthätigen Stunde heute mit einander feyerten. Biderthal hat eine Abschrift dieses Auszugs; er soll sie ho=

len, und ich lese vor. Auf diese Weise unterbrechen wir uns, ohne uns zu stören oder zu zerstreuen; wir werden uns im Gegentheil dabey noch inniger zu einander versammeln, neue Stärke und neue Fülle erhalten."

Nicht gleich fand Henriettens Vorschlag Beyfall. Am meisten sträubte sich Biderthal: — „Er könnte unmöglich zuhören; unmöglich die geringste Aufmerksamkeit haben: der bloße Gedanke daran wäre ihm peinlich — Er begriffe Henrietten nicht..."

Ich begehre keine Aufmerksamkeit von Ihnen, erwiederte diese; Sie brauchen nicht einmal zuzuhören; Sie sollen nur dasitzen, als wenn Sie zuhörten — Ich sagte, eine Stunde: es wird kaum eine Viertelstunde dauern — So viel können Sie wohl mir zu Gefallen thun.

Biderthal holte die Handschrift. Man setzte sich um Henriette, und sie hub mit leiser Stimme an zu lesen:

„Ein großherziger Jüngling, Agis, König zu Sparta, sah mit tiefem Schmerz das Verderbniß, worin seine Mitbürger gerathen waren, und wollte ihnen, durch Herstellung der Lykurgischen Einrich-

tungen, Gleichheit, Freyheit und Tugend wiedergeben.

„Die unüberwindlichsten Hindernisse legte ihm sein Mitkönig, Leonidas, in den Weg. Dieser wurde verbannt, und Kleombrotus, des Leonidas Tochtermann, an seiner Stelle König.

„Dennoch konnte Agis nicht durchdringen. Leonidas kehrte zurück, am heftigsten wider seinen Tochtermann ergrimmt. Von seiner Wache umgeben drang er in den Tempel des Neptun, wohin Kleombrotus sich geflüchtet hatte, und machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er, sein Schwiegersohn, sich wider ihn empört, ihm die Krone geraubt, und aus seinem Vaterlande ihn verbannt hätte.

„Kleombrotus wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten; er saß beschämt und schweigend da. Seine Gemahlinn Chelonis, Leonidas Tochter, hatte sich zuvor wider ihn auf die Seite ihres verfolgten Vaters geschlagen, und von Kleombrotus, sobald er den Thron bestieg, getrennt; ihres Vaters Unglück hingegen suchte sie, während er in Sparta blieb, durch ihre Dienste und Fürbitten zu

erleichtern, und hing, als er entfloh, dem Kummer nach, und dem Unwillen über die Ungerechtigkeit und Härte ihres Gemahls. Jetzt, da das Glück sich von diesem wandte, nahm sie auf einmal andre Gesinnungen an. Sie wich nicht mehr von Kleombrotus Seite, vereinigte ihr Flehen mit dem seinigen, und hielt ihre Arme um ihn und ihre beyden Kinder geschlungen, wovon das eine auf der rechten, das andere auf der linken Seite in dem Tempel zu ihren Füßen saß.

„Alle Anwesende waren durch die treue Liebe dieses tugendhaften Weibes in Bewunderung und in Thränen gesetzt; da redete Chelonis, auf ihr zerstreutes unordentliches Haar und auf ihren Anzug deutend, ihren Vater mit diesen Worten an: „Die „Zeichen der Trauer, o Vater, die du hier erblickst, „rühren nicht von meinem jetzigen Mitleid mit Kleom„brotus her; es sind Ueberbleibsel des Kummers, „womit dein Unglück und deine Flucht mich vertraut „gemacht haben. Soll ich nun in diesem Zustande „der Trauer bleiben, da du als Sieger und König „wieder in Sparta bist; oder mich mit einem kost„baren königlichen Gewande schmücken, und in die-

„sem Schmucke meinen Gemahl von dir ermorden
„sehen? — meinen Gemahl, den du selbst mir in
„meiner Jugend gabst, und der, wenn er dich nicht
„durch seiner Kinder Thränen und durch die meinigen
„erweichen kann, sein Vergehen härter, als du
„wünschest, büßen wird, weil er mich, seine Ge=
„liebteste, alsdann vor ihm wird sterben sehen.
„Denn wie könnte ich mich entschließen, unter mei=
„nen Mitbürgerinnen zu leben, wenn ich, als Weib
„und Tochter gleich unglücklich, meinen Vater und
„meinen Gemahl durch mein Flehen nicht mehr rüh=
„ren, sie zum Mitleid gegen einander nicht bewegen
„kann? Jeden Vorwand zur Vertheidigung, der
„meinem Gemahle übrig blieb, habe ich ihm benom=
„men, da ich auf deine Seite trat, und hiedurch
„wider seine Thaten zeugte. Du aber rechtfertigest
„durch dein eigenes Verfahren seine Ungerechtigkeit,
„indem du zeigst, die königliche Würde müsse etwas
„so großes und bestrebenswürdiges seyn, daß man
„um ihretwillen seine Schwiegersöhne tödten und sei=
„ner Kinder nicht mehr achten dürfe."

„Während dieser Klagen hielt Chelonis ihr Ge=
sicht an das Haupt ihres Mannes gelehnt, und warf

einen niedergeschlagenen, von Traurigkeit getrübten Blick auf die Umstehenden. Leonidas, nachdem er mit seinen Freunden sich berathschlagt hatte, befahl dem Kleombrotus aufzustehen und Sparta zu räumen; seine Tochter aber bat er zu bleiben, und einen Vater, der sie so zärtlich liebte, und ihr jetzt durch die Begnadigung ihres Gemahls einen neuen Beweis dieser Liebe gäbe, nicht zu verlassen. Aber Chelonis war nicht zu bewegen. Sobald Kleombrotus aufstand, überreichte sie ihm eines ihrer Kinder, das andere faßte sie selbst bey der Hand, warf sich vor dem Altare des Neptun nieder, und nach einem Gebet zu diesem Gotte wanderte sie aus mit ihrem Gemahl, welcher, wenn er nicht durch eitle Ehrsucht schon zu tief gesunken war, die Verbannung in der Gesellschaft eines solchen Weibes für ein größeres Glück halten mußte, als den Besitz des königlichen Throns.

„Agis unterlag den Nachstellungen treuloser Freunde, die Leonidas gewonnen hatte. Sie lockten ihn aus seiner Freystätte, dem Tempel der Minerva, übermannten ihn, und schleppten ihn ins Gefängniß. Leonidas eilte mit seinen Kriegsknech-

ten schnell herbey und umzingelte den Ort. Es traten Richter auf, den Gefangenen zu verhören; sie begehrten tückisch, er sollte sich vor ihnen rechtfertigen. Der junge König verlachte ihre Heucheley. Dieß brachte Amphares auf, einen jener treulosen Freunde, die ihn verrathen hatten, und welcher als Ephor unter seinen Richtern war. Er drohte dem unglücklichen König, daß sein Lachen sich bald in Thränen verwandeln, und er die Folgen seiner Verwegenheit hart genug empfinden sollte. Ein anderer der Ephoren hingegen gab sich den Schein, als ob er, von des Agis Schicksal gerührt, ihm den Weg zur Vertheidigung bahnen wollte, und that in dieser Absicht die Frage an ihn: ob er nicht von Lysander und Agesilaus *) zu seinem Unternehmen wäre gezwungen worden? Agis antwortete: er wäre von niemand gezwungen worden, sondern bloße Verehrung für das Andenken des Lykurg, und die Begierde

*) Zwey vornehme Spartaner; der letzte des Agis Oheim. Beyde waren von dem jungen Könige zur Ausführung seines Vorhabens gebraucht worden, und an dem Mißlingen desselben hatte Agesilaus durch Einmischung eigennütziger und niedriger Absichten die meiste Schuld.

in die Fußstapfen dieses großen Mannes durch Wiederherstellung seiner Gesetze zu treten, hätten ihn zu diesem Unternehmen vermocht. Darauf fragte ihn derselbe Ephor: ob er denn das Gethane nicht bereue? Der junge König antwortete: Ein so schönes Unternehmen würde er nicht bereuen, sollte er auch den Tod vor Augen sehen.

„Agis wurde nun zum Tode verdammt; und die Ephoren befahlen den Gerichtsdienern, ihn in die sogenannte Dekas, den Ort im Gefängnisse zu führen, wo die zum Tode Verurtheilten erdrosselt zu werden pflegten. Als sie dahin kamen, bemerkte Agis, daß einer von den Gerichtsdienern über ihn weinte und sein Unglück bejammerte. Weine nicht, mein Freund, sagte Agis zu ihm; ich, der ich wider Gesetze und Recht die Todesstrafe leiden muß, bin weit besser daran, als meine Richter. Nach diesen Worten bot er freywillig seinen Hals dem Stricke dar. Amphares war unterdessen vor die Thüre des Gefängnisses gegangen, wo seine Bekannte und vormalige Freundinn, des Agis Mutter, Agesistrata, ihm zu Füßen fiel, und für ihren Sohn um Gnade bat. Amphares hob sie mit der Versicherung auf,

daß Agis weder Gewalt noch Mißhandlung zu befürchten hätte; er ermunterte sie sogar, zu ihrem Sohne, wenn sie Lust hätte, in das Gefängniß zu gehen. Sie bat um die Erlaubniß, ihre Mutter mit hinein zu nehmen. Auch hierin, sprach er, wird dir Amphares nicht zuwider seyn. Er führte darauf beyde in das Gefängniß, schloß die Thüre desselben hinter sich zu, und übergab Archidamia, der Agesistrata Mutter, eine sehr bejahrte und von ihren Mitbürgern allgemein verehrte Frau, zuerst den Gerichtsdienern. Sobald diese ums Leben gebracht war, befahl er auch der Agesistrata, in das Innerste des Gefängnisses zu treten, wo sie ihren Sohn und ihre Mutter hingerichtet, den ersten auf der Erde liegen, und die andre noch am Stricke hangen sah. Sie selbst nahm mit den Gerichtsdienern den Leichnam ihrer Mutter ab, und nachdem sie ihn neben den Leichnam ihres Sohnes gelegt, ihn bedeckt und verhüllet hatte, warf sie sich über den Leichnam ihres Sohnes, küßte ihm das Antlitz, und rief aus: deine frommen und menschenliebenden Gesinnungen, o mein Sohn, und deine allzu große Güte und Milde haben über dich und uns dieß Verderben gebracht!

„Amphares, der an der Thüre stand, und was vorging sah und hörte, trat auf diese Worte der Agesistrata herzu, und sagte voll Erbitterung zu ihr: Wohlan, da du mit deinem Sohne gleiche Gesinnungen hegst, so bereite dich auch, mit ihm gleiche Strafe zu leiden. — Agesistrata ging von selbst dem Strick entgegen: Möge nur mein Tod, sprach sie, meinem Vaterlande nützlich seyn!

„Nach der Hinrichtung des Agis hatte Leonidas zu lange gezögert, desselben Bruder Archidamus gefänglich einzuziehen; ein Umstand, welchen dieser benutzte, mit der Flucht sich zu retten. Des Agis Gemahlinn aber, Agiatis, ließ er mit dem Kinde, das sie kurz zuvor geboren hatte, aus ihrem Hause holen, und zwang sie, seinen Sohn Kleomenes, obgleich er noch nicht mannbar war, zu heyrathen, damit sie keinem andern zu Theil werden möchte. Denn sie hatte von ihrem Vater Gylippus ansehnliche Reichthümer geerbt, war noch in der Blüthe ihrer Jugend, und übertraf an Schönheit der Gestalt und an Adel der Sitten alle Griechinnen ihres Zeitalters. Sie hatte, um der neuen Vermählung zu entgehen, Bitten und

Flehen und alle andre Mittel, den Leonidas zu rühren, vergeblich angewandt. Daher haßte sie ihn tief nach ihrer Verbindung mit dem Kleomenes; in ihrem Umgange hingegen mit ihrem jungen Gemahl zeigte sie so viel Sanftmuth und gefällige Güte, daß dieser sie bald im höchsten Grade liebgewann, und ihr zärtliches Andenken an Agis sogar, das sie fortdauernd in der Seele trug, mit ihr zu theilen suchte. Er befragte sie oft um die Geschichte ihres vorigen Gemahls, und hörte ihr voll Aufmerksamkeit zu, wenn sie von seinen Absichten und Entwürfen redete.

„Kleomenes war voll edler Ehrbegier und erhabener Gesinnungen; auch gab er an Einfalt der Sitten und an Mäßigkeit dem Agis nichts nach; doch fehlte ihm die sanfte Güte und Schonung jenes Königs. Die Natur hatte in seine Gemüthsart eine Heftigkeit gemischt, die ihn zu allem, was die Gestalt des Guten trug, mit Ungestüm immer fortriß. Er hielt es zwar für vorzüglich schön, über Willige zu herrschen; aber auch für schön, gegen Nicht-Willige das Gute mit Gewalt durchzusetzen. An dem damaligen Zustande von Sparta hatte er ein tiefes Mißfallen. Die Bürger waren in Unthä-

tigkeit und Wollust versunken; der König überließ sich dem Vergnügen, und brachte, wenn ihn niemand darin störte, seine Tage in üppiger Ruhe und in Wohlleben zu. Für das gemeine Beste war im Staat alle Theilnahme verschwunden; jeder ging nur seinem eigenen Vortheil nach, und an die alte strenge Erziehung der Jugend, an ihre Bildung zur Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Gleichheit, wagte niemand mehr, durch das unglückliche Beyspiel des Agis abgeschreckt, auch nur einmal zu denken.

„Leonidas starb, und Kleomenes gelangte zur Regierung. Er sah jetzt deutlicher das äusserste Verderbniß des Staats, den Hang der Reichen zum Vergnügen und zur Vermehrung ihrer Schätze, und ihre Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste; sah den großen Haufen, durch Dürftigkeit niedergedrückt, seines alten kriegerischen Muthes, und des edlen Wetteifers, seine Kinder mit Sorgfalt zu erziehen, beraubt. Er selbst war König bloß dem Namen nach; die ganze Herrschaft befand sich in den Händen der Ephoren. Diesen Zustand der Dinge beschloß Kleomenes durch eine gänzliche Staatsumänderung zu verbessern.

„Er hatte einen Freund, Namens Xenares, der zuvor sein Geliebter gewesen war; eine Leidenschaft der Jünglinge für einander, welche man in Sparta eine göttliche Begeisterung nannte. Die Gesinnungen dieses Xenares suchte Kleomenes zuerst zu ergründen. Er legte ihm daher über die verunglückten Absichten und Entwürfe des Agis häufig Fragen vor, und verlangte zu wissen, welcher Mittel und Gehülfen dieser König zur Ausführung seines Unternehmens sich bedient hätte. Xenares erinnerte sich anfänglich dieser Dinge nicht ungern, und ließ sich in eine umständliche Erzählung der ganzen Geschichte ein; sobald er aber merkte, daß Kleomenes dadurch für die Neuerungen des Agis in Leidenschaft und in Feuer gesetzt wurde, und auf diesen Gegenstand die Unterredung immer von neuem zu lenken suchte, so verwies er ihm zornig seine Unbesonnenheit und schalt ihn einen Thoren. Sogar brach er zuletzt allen Umgang mit ihm ab; entdeckte aber keinem aus welchem Grunde, sondern begnügte sich den darnach Fragenden zu antworten: dem Könige selbst wäre der Grund davon am besten bekannt.

„Kleomenes schloß aus diesem fehlgeschlagenen Versuche, daß es ihm mit den übrigen Spartanern nicht besser als mit Xenares gelingen würde, und nahm sich vor, seine Anschläge für sich allein auszuführen. Da er glaubte, daß eine Staatsumänderung während eines Kriegs sich weit eher, als im Frieden zu Stande bringen ließe, so suchte er, seine Vaterstadt gegen die Achäer aufzuwiegeln, wozu gerade eine schickliche Veranlassung gegeben war.

„Auf diesem Wege nun gelang es dem Kleomenes wirklich sein Vorhaben auszuführen.

„Nach einigen siegreichen Feldzügen überfiel er plötzlich die Ephoren, räumte sie aus dem Wege, und stellte in allen Theilen die alte Lacedämonische Zucht und Sitte wieder her. Diesem glücklichen Unternehmen folgten neue glänzendere Siege und ein solcher Zustand der Macht und des Ansehens für Sparta, als es kaum in irgend einer früheren Periode genossen hatte. Mißtrauen, Furcht und Neid erwachten hierüber, vornehmlich bey dem Achäischen Aratus, der lieber Griechenland unterjocht, als den Kleomenes so groß sehen wollte. Er verursachte Zwiste, nährte den Hader, und rief zuletzt

den Macedonischen Antigonus wider den Herakliden Kleomenes zu Hülfe. Dieser mußte der überwiegenden Macht nachgeben. Während er sich zurückzog, um Lakonien zu decken, erfuhr er den Tod seiner geliebten Agiatis. . . .

„Er hatte den Aegyptischen König Ptolemäus um Beystand angerufen, worauf dieser von ihm verlangte, daß er seine Mutter und Kinder als Geißeln schicken sollte. Dem Kleomenes fehlte es lange Zeit an Muth, seiner Mutter diese Foderung zu offenbaren. Zwar lenkte er oft, wann er bey ihr war, die Unterredung darauf ein; doch wollte es nie mit ihm zum Vortrage seines Anliegens kommen, so daß ihr seine Verlegenheit auffiel, und sie den Grund davon durch seine Freunde zu erfahren suchte. Endlich wagte es Kleomenes, und eröffnete sich ihr. „Dieß ist also, sagte sie lachend zu ihm, was du mir zuzumuthen so lange Bedenken trugst? Schiffe uns nur geschwinde ein, und sende uns hin, wo du glaubst, daß dieser Körper Sparta noch nützlich seyn kann, ehe ihn Alter und Unthätigkeit auflösen! Es wurden nun die nöthigen Anstalten zu ihrer Abreise gemacht. Nachdem man damit

fertig war, begab sie sich zu Lande, unter der Begleitung des Spartanischen Heeres, nach dem Hafen zu Tänarus, wo sie, vor ihrem Einsteigen in das Schiff, in einem Tempel des Neptun, von ihrem Sohne unter den zärtlichsten Umarmungen und Küssen Abschied nahm. Kleomenes war äusserst gerührt und in Thränen. Sie warnte ihn, als sie es bemerkte: Hüte dich, o König von Sparta, sprach sie, daß niemand, wenn wir aus diesem Tempel kommen, unsere Thränen, noch irgend etwas anderes in unserem Betragen sehe, was unseres Vaterlandes unwürdig ist. Dieß allein steht in unserer Macht; unser Schicksal aber bey den Göttern! Nach diesen Worten nahm sie eine gefaßte Miene an, stieg mit ihren Enkeln zu Schiff, und befahl hierauf dem Steuermann, ohne Verzug abzufahren.

„Bey ihrer Ankunft in Aegypten hinterbrachte man ihr, daß Ptolemäus Gesandte des Antigonus mit Friedensvorschlägen angenommen hätte; zugleich erfuhr sie, dem Kleomenes wären ähnliche Vorschläge von den Achäern geschehen. Aus Furcht, ihr Sohn möchte ihrentwegen Bedenken tragen, sich ohne Vorwissen des Ptolemäus mit diesen

einzulassen, schrieb sie unverzüglich dem Kleomenes: er möchte thun, was für Sparta gut und schicklich wäre, und auf den Ptolemäus, um einer bejahrten Frau und um eines Knaben willen, nicht ängstlich Rücksicht nehmen. So groß und standhaft betrug sich Katasiklea in ihrer mißlichen Lage.

„Kleomenes, nachdem er von neuem alle seine Kräfte aufgeboten und, mehr als je zuvor, Griechenland durch wiederholte große Thaten in Erstaunen gesetzt hatte, mußte, nach einem unglücklichen Treffen, bey Sellasia, sich selbst zur Flucht entschließen. Er schiffte sich zu Gythium mit einigen Freunden ein, und war schon nahe bey Cyrene, als einer seiner Begleiter, Therykion, ein Mann, der in seinen Thaten immer großen Muth gezeigt, in seinen Worten aber etwas hochfahrendes und ruhmrediges hatte, ihn bey Seite zog, und zu ihm sagte: „Den schönsten Tod, o König, haben wir „auf dem Schlachtfelde, wo er sich uns anbot, ent„wischen lassen, obgleich zuvor uns alle sagen hörten, „daß dem Antigonus der Sieg nicht anders als mit „dem Tode des Königs von Sparta zu Theil wer„den sollte. Jetzt bleibt ein andrer Tod uns übrig,

„der an Ruhm und Tapferkeit dem ersten wenig nach=
„giebt. Wohin schiffen wir so, ohne vernünftigen
„Grund? Warum fliehen wir vor dem, was uns
„nahe liegt, um es in weiter Ferne aufzusuchen?
„Denn wenn es Herakliden keine Schande bringt,
„den Nachkömmlingen des Philipp und Alexander
„sich zu unterwerfen, so dürfen wir der Schifffahrt
„nur entsagen, und uns dem Antigonus ergeben,
„welcher eben so weit über dem Ptolemäus ist, als
„die Macedonier über den Aegyptern. Ist es aber
„unser unwürdig, sogar denen zu gehorchen, die
„mit ihren Waffen uns besiegt haben; warum machen
„wir denn einen Mann zu unserm Herrn, der diesen
„Vortheil nicht einmal über uns erhalten hat? Et=
„wa, damit wir uns statt Eines Siegers zwey ge=
„ben; den Antigonus, vor dem wir fliehen; und
„den Ptolemäus, dessen Gunst wir erschmeicheln müs=
„sen? Oder gehen wir um der Königinn, deiner
„Mutter willen, nach Aegypten? Wahrlich, dieser
„bereitest du ein schönes und erfreuliches Schauspiel,
„indem du ihr Gelegenheit verschaffst, den Weibern
„des Ptolemäus ihren Sohn zu zeigen, wie er aus
„einem Könige ein Flüchtling und Gefangener gewor=

„den ist. Laß uns vielmehr, da wir unseres „Schwerdtes noch mächtig sind, und Sparta noch „vor unseren Augen liegt, diesem unglücklichen Le- „ben ein Ende machen, und uns dadurch bey denen „rechtfertigen, die bey Sellasia für ihr Vaterland „gestorben sind! Oder dünket es dir rühmlicher, in „Aegypten die Nachricht abzuwarten, was für einen „Satrapen Antigonus über Sparta bestellt hat?"

„Auf diese Vorstellungen des Therykion antwor- tete Kleomenes: ‚Feigherziger! indem du zu „sterben suchst, welches unter allen menschlichen Din- „gen das leichteste und immer in eines jeden Gewalt „ist, willst du dir den Schein der Tapferkeit geben, „und ergreifst dadurch eine schändlichere Flucht, als „diejenige, die du rügest. Mehr als einmal haben, „durch das Glück oder durch die Menge besiegt, „Männer, die weit besser waren als wir, vor ih- „ren Feinden fliehen müssen; wer aber vor Mühse- „ligkeiten und Beschwerden flieht, oder von dem „Lob und Tadel andrer Menschen sich bemeistern „läßt, ist ein Sklave seiner eigenen Schwäche. Der „selbstgewählte Tod muß eine Handlung, nicht eine „Flucht vor Handlungen seyn, und es ist nichts

„schändlicher, als für sich allein zu leben oder zu „sterben. Zu einer solchen Schande aber führet dein „Rath, unsern gegenwärtigen Uebeln durch einen „Tod zu entfliehen, der weder Ehrenvolles noch „Nützliches stiftet. Mein Rath hingegen ist, daß „wir beyde, sowohl du als ich, die Hoffnung, un= „serem Vaterlande nützlich zu seyn, noch nicht auf= „geben. Verläßt uns diese Hoffnung ganz, so wird „es uns ein leichtes seyn, unserem Leben, wenn wir „Lust haben, ein Ende zu machen."

„Therykion erwiederte dem Kleomenes nichts auf diese Rede. Sobald er aber Gelegenheit fand, sich von ihm zu entfernen, suchte er einen ein= samen Ort am Ufer auf, wo er sich entleibte.

„Kleomenes landete in Libyen, und kam, unter einer Königlichen Begleitung, zu Alexandrien an. Bey seiner ersten Erscheinung vor dem Ptole= mäus, empfing ihn dieser mit gemeiner Höflichkeit und ohne alle Auszeichnung; als aber Kleome= nes in der Folge Beweise seiner großen Einsicht und seines männlichen Verstandes gab, und in seinem täglichen Umgange mit dem Aegyptischen König, ne= ben der den Spartanern eigenthümlichen Einfalt und

Offenheit, eine edle Liebenswürdigkeit und Freyheit auf eine seiner Geburt anständige Weise, ungebeugt durch seine Lage, zeigte; so flößte er bald dem Ptolemäus mehr Zuneigung und Vertrauen ein, als alle seine Hofleute mit ihren ihm bloß zum Wohlgefallen ersonnenen Schmeicheleyen. Es ergriff jetzt diesen König Schaam und Reue, daß er einen solchen Mann vernachlässigt, und dadurch dem Antigonus zu einem Siege, der seinen Ruhm und seine Macht so sehr vermehrte, Gelegenheit verschafft hatte. Er begegnete dem Kleomenes mit der größten Achtung und Freundschaft, und gab ihm die Versicherung, daß er ihn mit Schiffen und Geld nach Griechenland zurückschicken, und auf den Königlichen Thron wieder zu erheben suchen wollte. Zugleich wies er ihm eine jährliche Einnahme von zwanzig Talenten an, wovon Kleomenes einen sparsamen Aufwand für sich und seine Freunde machte; das übrige aber zur Unterstützung derjenigen verwendete, welche sich zu ihm aus Griechenland nach Aegypten geflüchtet hatten.

„Ptolemäus starb, ehe er sein Versprechen hatte erfüllen können. Unter seinem elenden Nach-

folger kam es zuletzt dahin, daß Kleomenes mit seinen Freunden in der ihnen eingeräumten Wohnung eingeschlossen wurde, und man sie, als Gefangene, auf das strengste bewachte.

„Mit vieler Mühe und List entkamen sie an einem Tage. Sie hofften einen Aufruhr zu erregen, und sich der Citadelle zu bemächtigen. Der Anschlag mißlang. Hierauf ermahnte Kleomenes seine Freunde zu einem freywilligen Tode. Hippotas, gebrechlich und äusserst ermüdet, empfing, auf sein Bitten, den Tod von einem der jüngsten der Gesellschaft; alle die andern starben edler durch ihre eigene Hand. Der einzige Pantheus blieb noch übrig, welcher die Mauern von Megalopolis bey der Einnahme dieser Stadt zuerst erstiegen hatte; ein schöner junger Mann, von der Natur mit allen Anlagen zu den trefflichsten Eigenschaften, wodurch in früheren Zeiten seine Landsleute sich hervorthaten, gebildet, und aus diesem Grunde ein Liebling des Kleomenes. Er hatte von diesem den Befehl erhalten, nicht eher Hand an sich zu legen, bis er ihn und alle übrigen des Lebens völlig beraubt sähe. Pantheus nahm daher der Reihe nach mit einem je=

den der Entleibten die Untersuchung vor, berührte sie mit der Spitze seines Degens, und gab sorgfältig Acht, ob sich irgendwo in ihnen noch eine Spur des Lebens zeigte. Da er in den Gesichtszügen des Kleomenes, als er diesen in die Ferse stach, noch eine Zuckung bemerkte, so küßte er ihn, ließ sich neben ihn nieder, und wartete sein völliges Hinscheiden ab; darauf raubte er auch sich das Leben, nachdem er den todten Leichnam des Königs noch einmal umarmt hatte.

„So starb Kleomenes, ein großer und edler Mann, nach einem sechszehnjährigen Besitz der Königlichen Würde.

„Das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt, und drang zu seiner Mutter Katasiklea. Der Muth dieser standhaften Frau wurde diesesmal von der Größe ihres Unglücks überwältigt; sie schloß die Söhne des Kleomenes in ihre Arme, und fing laut über sie zu weinen an. Der älteste, nachdem er sich aus ihren Armen losgerissen, und heimlich das Dach erstiegen hatte, stürzte sich von dort auf den Kopf herab. Doch starb er, obgleich hart beschädigt, nicht von

diesem Falle: man hob ihn auf und trug ihn weg, ungeachtet seines Geschreyes und der Aeusserungen seines Unwillens gegen diejenigen, welche ihm das Leben zu fristen suchten.

„Auf die Nachricht von dem Vorgegangenen ließ der König den Leichnam des Kleomenes öffentlich aufhängen; zugleich ertheilte er Befehl, die Kinder desselben nebst seiner Mutter und allen Weibern ihres Gefolges hinzurichten. Unter den letztern war Pantheus Gemahlinn; eine Frau von der schönsten und edelsten Bildung. Sie und ihr Gemahl waren Neuvermählte, und brannten noch vom ersten Feuer der Liebe, als ihr unglückliches Schicksal sie traf.

„Gleich Anfangs, da ihr Gemahl nach Aegypten reiste, hatte sie ihn dahin begleiten wollen; allein ihre Eltern verhinderten es, und schlossen sie ein, um ihren Vorsatz desto sicherer zu vereiteln. In der Folge gelang es ihr, sich ein Pferd und etwas Geld zu verschaffen; mit diesen entfloh sie bey Nacht, eilte nach Tänarus, und segelte von dort auf einem zur Abfahrt eben fertig liegenden Schiffe, nach Aegypten ab zu ihrem Gemahl, mit welchem sie ruhig und zufrieden sein Loos in einem fremden Lande theilte.

„Als Katasiklea von den Soldaten zur Richtstätte geführet wurde, reichte ihr die Gemahlinn des Pantheus unterweges die Hand, trug die Schleppe ihres Kleides, und sprach ihr Muth ein, obgleich Katasiklea selbst den Tod nicht fürchtete, und um nichts als um die Gnade bat, daß man ihr vor ihren Enkeln das Leben nehmen möchte. Ihrer Bitte ungeachtet richtete man diese zuerst und vor ihren Augen hin. Aber Katasiklea blieb standhaft bey dem schrecklichen Anblick, und unter so großen Leiden ließ sie nur die Worte hören: „Meine Kinder, ach! wo seyd ihr hingekommen?“

„Pantheus Gemahlinn, welche groß und stark war, schürzte, ohne ein Wort zu reden, ruhig ihr Kleid auf, legte die Getödteten zurecht, bedeckte und verhüllte sie, so gut es nach den Umständen möglich war. Endlich bereitete sie sich selbst zu ihrer Hinrichtung, zog ihr aufgeschürztes Kleid herab, und erlaubte niemanden, sie zu sehen oder zu berühren, als allein dem zur Vollziehung des Urtheils bestellten Henker. Sie starb mit Heldenmuthe; und nach ihrem Tode hatte niemand nöthig, ihren Körper zu bedecken, so groß war ihre Sorgfalt gewesen, den

Anstand der Seele und des Körpers, wodurch sie in ihrem Leben sich ausgezeichnet hatte, auch noch in den letzten Augenblicken zu bewahren.

„Auf solche Weise zeigte Sparta, in einer Reihe von Trauerscenen, worin die Weiber mit den Männern um den Preis der Standhaftigkeit und des Muthes wetteiferten, daß die Tugend von dem Glück nicht überwältigt werden kann."

Langsam legte Henriette nun die Handschrift wieder zusammen, und behielt sie vor sich auf dem Schooße in ihren Händen.

Auf alle hatte diese Vorlesung einen desto tieferen Eindruck gemacht, da nicht allein das gegenwärtige Gefühl, sondern auch, die Erinnerung des ehmals bey Woldemars Vorlesung Empfundenen, sie bewegte.

Nach einer kleinen Pause sagte Henriette, indem sie Biderthalen schärfer ins Auge faßte: — Ich besinne mich . . . ob es nicht bey dieser Vorlesung war, da wir zum ersten Mal von Woldemar hörten: Tugend wäre eine freye Kunst; und wie das Kunstgenie, durch That, der Kunst Gesetze gäbe; so das sittliche Genie, dem menschlichen Verhalten: —

Gerecht, gut, edel, vortrefflich wäre, was der gerechte, gute, edle, vortreffliche Mensch, seinem Charakter gemäß ausübte, verrichtete, hervorbrächte; dieser erfände gleichsam die Tugend; verschaffte der Menschenwürde ihren Ausdruck — gebäre sie?

Nicht bey der Vorlesung, antwortete Biberthal, sondern den Tag zuvor, da wir mit Sidney und andern Freunden bey Dorenburg zu Mittag speiseten. — Etwas erröthend setzte er hinzu: Sie wollen ohne Zweifel mich erinnern, daß ich meinem Bruder, der sich ereifert, und unsern Vater im höchsten Grade wider sich aufgebracht hatte, bey Dorenburg widersprach; mich am folgenden Tage aber von ihm überholen ließ, und durch die Vorlesung, die wir eben wiederholt haben, hingerissen, zuletzt feuriger als er selbst für seine Meynung sprach?

Nie, erwiederte Henriette, sah ich Sie in einer schöneren Begeisterung! Mir däucht das bloße Andenken daran müßte Ihnen diese Begeisterung wiedergeben, und sie vollends aus der Betäubung ziehen, die sie für Nüchternheit halten.

Nüchternheit, wovon? — Wahrlich, von dem reinsten Geiste der Wahrheit; von dem Muthe der Freyheit und des Lebens!

Das ist mir vorzüglich geblieben, wie Sie den hohen Sinn der Alten darin priesen, daß bey ihnen Gutes und Schönes unzertrennlich, in Einem Gefühl, Begriff und Wort verknüpft gewesen wäre. — Wir nennen, sagten Sie, eine Seele schön und schöner, wenn sie leicht und leichter durch ihre Hülle dringt, überall Seele offenbar macht: — so empfangen wir von dem besseren Menschen, ohne zu wissen wie, den Saamen seiner Aehnlichkeit; Er strahlt uns sein Bild ins Gemüth; und wir lernen froh — wie man sich selbst im Anschauen eines Andern verliert — lernen Freundschaft, Religion, Patriotismus — Jede Tugend; Alle Wahrheit."

Ja, liebe Henriette! sagte Biderthal — Ja! — — Aber Tugenden des Menschen: Was sind sie? Was sind wir mit ihnen? Alle menschliche Wahrheit: Was haben wir daran? Was haben wir damit an uns selbst? — Ich frage nach einer Tugend, nach einer Wahrheit — nach Einer, die

bey mir sey und bey mir bleibe, wie mein Bewußtseyn, wie der Trieb zum Leben.

Jene großen Menschen, von denen Sie uns eben vorgelesen haben: es erhebt die Seele, nur an sie zu denken! — Doch sagt von dem größten unter ihnen, von Kleomenes, derselbe Plutarch an einem andern Ort: Man werfe ihm nicht ohne Grund vor, er sey heftig, ungerecht, ein wahrer Tyrann gewesen.

Liebe Henriette! — Ach! Wir sind ein erbärmliches Geschlecht, und es war ein toller Raub — jener des Prometheus, der so peinlich von uns zurück gefodert — so bitter an uns geahndet wird.

Biderthal! — rief Dorenburg aus — Ich kann nicht länger mit dir seyn; ich schlage mich zu Henriette.

Was sie eben von Woldemar wieder anführte, und vorhin so hart von dir war getadelt worden; eben dieses — Erinnere dich! — lehrte schon vor zwey tausend Jahren der nüchternste, scharfsinnigste, pünctlichste und strengste unter allen Philosophen, der systematische Aristoteles. Auf

ihn berief sich auch damals Woldemar ausdrücklich, und lieh mir nachher die italiänische Uebersetzung der Ethik, von Bernardo Segni, die ich mit Begierde las, hierauf mir selbst anschaffte, dann wieder las, studierte, und einen solchen Geschmack an dem Stagiriten fand, daß ich mich, ganz in der Stille, seitdem noch viel tiefer mit ihm eingelassen habe.

Also vor zwey tausend Jahren lehrte schon Aristoteles: „Handlungen der Gerechtigkeit und Mäßigkeit wären diejenigen, die so beschaffen wären, wie der mäßige und gerechte Mensch sie ausübte."

„Alle Tugenden," lehrte er, „wären vor ihren Begriffen, Vorschriften und Einsetzungen da; sie erzeugten diese erst. Von jenem bloß natürlichen unmittelbaren Daseyn der Tugenden gienge die Sittenlehre aus, und würde sonst nicht verstanden werden können, da das Princip aller Principien überall wäre: daß ein Ding sey.

„Die einzige Richtschnur des Wahren und Guten wäre demnach im Urtheile des gutgeschaffenen Menschen, wie denn überhaupt der Mensch an nichts anderem messen und prüfen könne, als am Menschen.

„Und so ließe mit Worten, durch Zergliederungen und Vernunftschlüsse, über das Eigentliche der Tugenden und ihre Erste Quelle sich nichts ausmachen: sie entsprängen, mit ihren Gesetzen, aus sich selbst, und bezögen sich alle, abgesondert oder vereinigt, auf einen dem Menschen eigenthümlichen besondern Sinn, und einen ihm eigenthümlichen besondern, unmittelbaren Trieb.

„Was aus diesem Triebe jenem Sinne gemäß verrichtet würde, wäre tugendhaft; alles andere nicht; es möchte beydes von aussen scheinen wie es wollte.

„Nun würde zwar allen Menschen mit jenem Sinn und Triebe eine gewisse Tugendfertigkeit angeboren; aber nicht in gleichem Maaße.

„Der Glückliche, welcher diese Gabe im höheren Maaß erhielte, wäre allein den Gipfel der Tugend zu erreichen fähig; er besäße das schönste, köstlichste, edelste und größte, was einem Menschen zu Theil werden, und durch Anweisung und Lehre von Niemand weder empfangen noch gegeben werden könnte; was die Natur eigenmächtig und allein verliehe:

gleichsam ein schärferes Geistesauge, um das Anständige und wirklich Gute überall unterscheidend wahrzunehmen, und den immer gleich regen Trieb, jedesmal das Beste auch zu wollen, und mit stetem Eifer zu bewirken."

So viel von dem eigentlich Sittlichen in den sittlichen Handlungen verstand Aristoteles, und mehr nicht.

Dieses zu Woldemars Rechtfertigung!

Eigentlicher habe ichs wegen der Vorwürfe mit dir zu thun, die du der menschlichen Natur machst, als sey ihr alles Gute fremd und peinige sie nur.

Lieber! der Mensch kann sich so nicht wegwerfen, ohne zuvor die ganze Natur mit ihrem Urheber weggeworfen zu haben. Denn beyde, Gott und Natur, sofern sie etwas für den Menschen sind, müssen ja im Menschen — müssen sein eigener Begriff, seine eigene Empfindung seyn. Woher nimmst du die Vorstellungen von einer Wahrheit und Weisheit, einem Daseyn und Vermögen, wogegen menschliche Wahrheit und Weisheit, menschliches Vermögen und Daseyn, dir so verächtlich scheinen? Wo erblickst du, wo hast du, — *Wo* und *Was* sind ihre Ge-

genstände? Verachtung ist doch nur aus Vergleichung möglich! Also: Wogegen verachtest du dich? — Gefühlter Unwerth setzt gefühlten Werth nothwendig voraus; und mir däucht, um sich gering zu schätzen, müßte man an etwas Höheres schon reichen — Mehr als reichen! Man müßte es sich angemessener, natürlicher, näher, eigenthümlicher finden. — Dieß erwäge, lieber Biderthal. Erwäge es tief und tiefer, und du nimmst zuverläßig deine bösen Verwünschungen reuevoll zurück.

Henriette freute sich über Dorenburgs Beytritt, und unterstützte ihn, indem sie Biderthal an den Gedanken erinnerte, der ihn bey dem Glauben an eine göttliche Vorsehung erhalten, und wovon er gesagt hatte: Er wäre ihm aus dem Innersten seines Wesens empor gestiegen. Dieser Gedanke, meynte sie, wäre im Grunde derselbe, auf den auch Dorenburg sich stützte. — „Gewiß! — setzte sie hinzu, zeugen höhere Begriffe von höheren Wesen, und von unserem Zusammenhange, unserer Verwandtschaft mit ihnen. Dieß alles kann nicht blos Gespenst, Wahn,

Erdichtung; ich weiß nicht — Was? und Wovon? seyn."

Noch ein Wort, sagte Dorenburg, das ich vom Herzen haben muß! Es betrifft die von Biberthal wider Kleomenes angebrachten Beschuldigungen: Er wäre heftig, ungerecht, ein wahrer Tyrann, von der sittlichen Seite nichts weniger als bewundrungswürdig gewesen; auch diese Tugend, also, wäre nur wieder ein Gedicht.

Hierauf ist meine Antwort, daß sich eine Folge von heroischen Handlungen, ein Heldenleben, ohne alle Gewaltthätigkeit schwerlich denken lasse, und ich frage: Ob darum dem Heroismus schlechterdings soll der Stab gebrochen werden *)?

Was würde aus der Menschheit, wenn nicht von

---

*) Macchiavelli im IX. Abschn. des I. Buchs seiner Discorsi sagt von Kleomenes: „Bey dem Stolze der Menschen hätte es diesem großen Manne unmöglich geschienen, vielen nützlich zu werden, so lange einige dawider wären" (parendogli per l'ambitione degli huomini non potere far utile a molti, contra alla voglia di pochi.) — Dieser ganze IX. Abschnitt verdient nachgelesen zu werden.

Zeit zu Zeit Heldengeister aufträten, um ihr einen neuen Schwung zu geben, ihr aufzuhelfen, sie zu erfrischen? Gerade durch diese Heroen wird das Leben der Sittlichkeit immer wieder neu geboren. „Das Hergebrachte — sagt der Kirchenvater Tertullian — hat unsern Herrn ans Kreuz geschlagen." — Menschen, die ein inneres Freyheitsgefühl Göttlich über ihr Zeitalter erhebt, sind das wahre eigentliche Salz der Erde; und was ihr Beruf von ihnen fodert, halte ich für wohl gethan, wenn auch Zeitgenossen und Nachwelt sie Tyrannen, Schwärmer, Bösewichter schelten. Ohne sie würde die Menschheit stinkend. Selbstbestimmung, Freyheit, ist die Seele der Natur, und auch — die Erste Quelle aller Gesetze, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche.

Hingegen hat, in diesen äusserlichen Formen selbst, die Vergänglichkeit ihr Wesen; man könnte sie die Fürstenthümer des Todes — eines verborgenen, in äusserliches Leben eingekleideten, Todes nennen. Denn sie schränken das Le=

bendige ein, verzehren es, vertilgen es zuletzt, und gehen mit ihm unter.

Sollen wir sie mehr als das Leben ehren, weil wir dieses in seiner Reinheit nicht fest halten, nur im Sacrament — in sichtbarer Gestalt genießen können?

Wo geräthst du hin, mein Lieber? sagte Biberthal. — Du vergißt, du verlierst dich!

Meine Antwort übrigens auf alles das ist schon gegeben. Ich sagte es vorhin zu Henriette: — Ihr fliegt mir zu hoch! . . . . Ich traue dem Gefieder nicht, womit ihr euch der Sonne naht.

We leap at stars, and fasten in the mud!

Ich lobe mir den gleichen Boden, und, in Ermanglung eines Besseren, die Vox populi, und in seiner weitesten Ausdehnung den vorhin angeführten Delphischen Orakelspruch und alle Arten von Krücken und hölzernen Beinen — denn wir sind ein hinkendes Geschlecht. Eigendünkel ist mir einmal über alles fürchterlich geworden; so fürchterlich und gräulich, daß ich lieber nach der Kette des unbedingtesten Gehorsams, als nach der Hirn-

versengenden Krone der Selbstregierung greifen mag.

So grämlich wie du sprichst, antwortete Dorenburg, kannst du im Grunde des Herzens unmöglich seyn; und du würdest auch so nicht reden, wenn du nicht auf unsern Widerspruch rechnetest, den du gern hören magst und nur recht in Feuer setzen willst.

Du räthst, der Sicherheit wegen, die Freyheit aufzugeben: Ist das nur eine mögliche Sache?

So lange wir selbst handeln, handeln wir nothwendig frey; und es ist unmöglich die Selbstregierung auszuschlagen; unmöglich an die Stelle der Vernunft und des eigenen Gewissens ein andres Wahr- und Gutfinden zu setzen, dessen Ansehen höher, dessen Entscheidung zuverlässiger wäre.

Wie wolltest du es anfangen, irgend einem Gesetz, irgend einer Autorität blinden Gehorsam — Knechtschaft anzugeloben, ohne eine Wahl vorhergehen zu lassen, ohne dich selbst in und nach dir selbst zu entscheiden?

Und laß die Wahl geschehen seyn: Wodurch vermagst du bey ihr zu bleiben?

Treu und beständig zu seyn — was die Seele der Tugend ist! — Sollte der Buchstabe mehr und bessere Kräfte dazu verleihen, als der Geist? Mir verschwindet alle Idee von Sittlichkeit, wenn ich Gesetz, herrschende Meinung, irgend eine Buchstabenart, als etwas ansehen will, das über Vernunft und Gewissen herrschen, folglich sie aufheben, sie zerstören soll.

Sieh! Du willst den Menschen verwahren, daß er nicht von seiner Pflicht weiche — und nimmst ihm alle Würde. Denn daß wir prüfen, wählen, beschließen, und auf unserm Entschluß beharren können: darin allein besteht die Würde des Menschen; und allein um diese Würde ist es dir am Ende doch zu thun!

Beschließen, antwortete Biderthal; das Rechte beschließen, und darauf beharren: das ist allerdings die Sache!

Du hast wohl geredet, Dorenburg; und sieh, ich bin bereit dir zu gestehen, daß — der Mensch sich in einer wunderlichen Klemme befindet.

An der einen Seite: Vernunft und Freyheit, die er nicht aufgeben; an der andern: ihre Formen,

Aeusserlichkeiten, Bestimmungen — der Sitz der Vergänglichkeit, wie Du sagtest — die er nicht entbehren kann, und deren Gebrauch Unterwürfigkeit, oft den unbedingtesten Gehorsam fordert.

Beharrlichkeit und unbedingter Gehorsam sind unzertrennliche Gefährten; und wenn es keine Vorschrift, und, zu der Vorschrift, auch noch ein Vermögen des unbedingten Gehorsams giebt: so giebt es auch keine eigentliche, wahre Tugend.

Ich will euch ohne Dunkelheit und Uebertreibung sagen, was ich meyne.

Schöne, gute, edle Handlungen zu verrichten, ist dem Menschen natürlich. Aber lauter gute Handlungen zu verrichten, tugendhaft zu seyn; ist gegen die Natur des Menschen: ohngefähr eben so, wie es dem Menschen natürlich ist, die Befriedigung seiner Begierden zu suchen; aber gegen seine Natur, der möglichen Befriedigung aller seiner Begierden, der Glückseligkeit, durch Maaßhalten, Meiden und Leiden, nachzustreben.

Unter allen seinen Neigungen ist keine, die, zur höchsten Gewalt erhoben, den tugendhaften Charak-

ter hervorbrächte. Dieß war Woldemars Irrthum, wie auch Henriette zugiebt; nämlich: daß wir unter unsern Neigungen Eine wählen, oder aus mehreren zusammensetzen könnten, die, in unserem Gemüthe auf den Thron gesetzt, uns zu unveränderlich guten Menschen, und auch zu den glücklichsten machte.

Giebt es aber keine solche Neigung, und läßt sich keine solche Neigung bilden: woraus soll der tugendhafte Charakter entspringen? Woher Wesen und Absicht nehmen?

Daß wir gern Eins mit uns selbst; zufrieden mit uns selbst, das ist — überhaupt zufrieden seyn, in einem behaglichen Zustande uns befinden mögen, begreift sich leicht; aber dieses Verlangen ist kein ursprünglicher Trieb, und bloße leere Zufriedenheit und Selbstzufriedenheit ein Unding.

Es bleibt die Frage: Womit zufrieden?

Die Vernunft verstummt bey dieser Frage; wie denn überall ihr Forschen eitel ist, wo der Sinn nicht weiter zu ergründen vermag. Da sie keine Tugend-Kraft herbey zu denken fähig ist, so ist sie

auch nicht fähig eine Tugend-Lehre, welche Stich hielte, zu erschaffen. Die Kraft muß als Thatsache dargethan seyn, und ihr Gegenstand vor Augen liegen, ehe eine Theorie ihrer Anwendung möglich ist. Die eigene Kraft der Vernunft vermag nur den Wunsch im Menschen zu erregen, Eins mit sich selbst zu seyn, ohne weiteres; und dieser Wunsch ist ein schwacher Schild. Ich sage mit Bedacht, ein Schild; denn auch dieser Wunsch ist ohne Nachdruck, weil er ohne Inhalt ist, und im Grunde nur wegwünscht, was das Leben unterbricht. Furcht ist das Wesen dieser Kraft; und wie kann Furcht Tugend gebären, wenn Tugend etwas an sich selbst ist, wenn sie ist, was man von ihr rühmt: Aeusserung und Quelle des höchsten Daseyns? Ist sie das, so muß sie aus Liebe entspringen; so muß ich sie umfassen können, wie meinen Freund; sie nicht lassen können, wie meinen Freund; mehr in ihr als in mir selbst leben und weben, empfinden und genießen, wie im Freunde. Wo ist nun eine solche Liebe im Menschen? und wo findet sie ihren Gegenstand?

Ich habe vorhin, erwiederte Dorenburg,

den Aristoteles wegen Woldemar zu Hülfe gerufen; er mag noch einmal erscheinen — nicht wider dich, um mir zu helfen; sondern damit er uns beyde zurecht weise, unser Mittelsmann werde.

Auch dem Stagiriten war Tugend ohne Tugend-Liebe ein Unding.

Ja, es wußte Sokrates, es wußten Xenophon und Plato schon nicht besser, als daß Tugend in einer unüberwindlichen Lust und Liebe zum Guten bestände, und daß eine solche beständige Lust und Liebe in uns erzeugt und zum Herrschen gebracht würde, indem wir jene Fertigkeiten, die unter dem Namen der tugendhaften bekannt sind, erwärben.

Anlagen müssen da seyn, wenn Fertigkeiten entstehen sollen.

Und da findet nun Aristoteles die Anlage des Menschen zu allen Tugenden in seiner Anlage zur Freundschaft.

„Zugleich mit der Freundschaft, sagt er, erweitern sich die Begriffe dessen was Recht ist, wie wenn es in derselben (das, was Recht ist, in der Freundschaft) verwebt wäre, und auf Eins hin-

aus liefe; sie (das, was Recht ist, und Freundschaft) haben gleiche Beschaffenheit und äussern sich auf gleiche Art. Die Gesetzgeber sind daher mehr um die Freundschaft, als selbst um die Erhaltung der Gerechtigkeit bemüht; denn Eintracht ist etwas der Freundschaft ähnliches, und auf diese arbeiten sie am mehrsten hin, so wie sie Aufruhr, da er Feindschaft ist, am mehrsten entfernen. Freunden darf die Gerechtigkeit nicht befohlen werden: aber Leute die gegen einander gerecht seyn sollen, bedürfen der Freundschaft."

Höre weiter!

„Die Tugenden," sagt Aristoteles, „kommen uns weder allein durch die Natur, noch wider dieselbe. Nicht allein durch die Natur, weil sie erworbene Fertigkeiten sind; nicht wider die Natur, weil kein Wesen annehmen kann, was wider seine Natur ist. So wird ein Stein durch noch so oft wiederholtes in die Höhe werfen nie dahin gebracht werden, daß er von selbst in die Höhe steige, sondern er muß immer von neuem, wenn er in die Höhe steigen soll, dazu gezwungen werden: er er-

wirbt keine Fertigkeit, weil ihm die Anlage fehlt.

„Tugend also, die eigentliche, vorsetzliche Tugend, ist eine selbsterworbene Fertigkeit durch innere Seelenthätigkeit aus eigener Kraft.

„Die Anlage, aus welcher die Fertigkeit hervorgeht und womit sie ihren Anfang nimmt, ist auch selbst schon eine Fertigkeit; nur keine selbsterworbene; sondern, eine angeborne. Ohne eine dem Menschen von Natur beywohnende allgemeine Tugendfertigkeit, durch welche er das sittlich-Schöne liebt, das Unsittliche verabscheut, würde er so wenig bestimmt werden können, freywillig sich zur Tugend — der selbsterworbenen, eigentlichen Tugend — anzustrengen, als der Stein bestimmt werden kann, aus eigener Bewegung in die Höhe zu steigen. Alle Ermahnungen dazu würden vergeblich an ihm seyn, da er nicht im Stande wäre irgend einen sittlichen Unterricht nur zu verstehen.

„Also, wie Augen und Ohren nicht vom Sehen und Hören, sondern dieses von jenem kommt; so die erworbene Fertigkeit und Tugend von der

angebornen. Jene empfängt von dieser Eingebung und Antrieb. Sie, die angeborne Tugend, lehrt den Menschen die Principien der sittlichen Handlungen, wie ihn der gesunde Menschenverstand die ersten Denkgesetze lehrt.

„Es hat uns nämlich die Natur ein unmittelbares Wissen und Gewissen eingepflanzt, nach welchem wir in unserm Innersten über Seyn und Nichtseyn, über Thun und Lassen, ursprünglich, unmittelbar und schlechterdings, mit Ja, und Nein, ohne anderen Beweis, entscheiden. Und diese allerhöchsten Aussprüche legt sich die Vernunft zum Grunde, da sie, für sich allein, nicht finden kann, weder was Wahr noch was Gut ist. Wissenschaft und vorsetzliche Tugend bringt die Vernunft hervor; aber was ursprünglich wahr ist, bestimmt der Verstand; was ursprünglich gut ist, der Wille. Beyde, Verstand und Wille, vereinigen sich im Wahrheitssinn, dessen Aussprüchen die Vernunft subordinirt ist, wie Mittel dem Zweck. Alles was zwischen dem Ersten und Letzten, zwischen den Principien und dem Zweck der Zwecke liegt,

gehört zum Gebiete der Vernunft, deren eigenthümliches Vermögen und Geschäft ist, — Nach erhaltenem Maaße Maaß zu geben. — — Sinn, könnte man sagen, ist der Mann; Ueberlegung, Nachsinnen, das Weib; Weisheit ihre Frucht. Weisheit vereinigt Tugend und Erkenntniß, und durch sie wird der Mensch mit dem, was besser als er selbst ist, mit dem Göttlichen bekannt. Sie bringt nicht — wie die Arzeneykunst, Gesundheit — sondern wie die Gesundheit, Kraft, Leben, Glückseligkeit hervor."

Dorenburg hielt einen Augenblick inne.

Ich dachte mich kürzer zu fassen, sagte er. Der gewaltige Geist des Stagiriten hat mich hingerissen. — Folgt mir nur noch wenige Augenblicke.

Tiefer gesammelt hub er von neuem an:

„Alle lebendige Wesen ergötzen sich an dem Gefühl des ihnen beywohnenden Guten, und dem Menschen ist das Daseyn dadurch angenehm, daß er fühlt, was gut ist: Wir sind aber nur durch die Aeusserung unserer Thätigkeit — durch Handeln und Bewußtseyn.

Ein gemeinschaftlicher Strebungspunkt der Kräfte

muß sich in jedem Wesen finden, weil die verschiedenen Kräfte sonst nicht Ein Leben, Ein Wesen ausmachen, zu Einem Leben und Wesen gehören würden. Dieser gemeinschaftliche Strebungspunkt bestimmt die Natur des Wesens, und ihm selbst seinen Zweck. Was zu seinem Zwecke dient, empfindet es als gut: den Zweck selbst, als etwas an sich wünschenswürdiges, als sein höchstes Gut.

„Der Mensch ist sich seiner als eines unausgemachten, unvollkommenen, zweydeutigen Wesens bewußt, und ringt nach Einheit und Vollendung: Dieses Ringen ist sein eigentlicher Trieb — der Menschliche.

„Was vom Menschen seinem eigenthümlichen Triebe gemäß verrichtet wird, heißt das Anständige, Ehrbare, Schickliche.

„Um des Anständigen, welches der Zweck der Tugend ist; und — um des Angenehmen willen, thut der Mensch alles.

„Das gemeine Wesen seiner Triebe hat keine andere als diese beyden Gegenstände, wegen der es sich in Rotten theilt. Der Königliche Wille im Innern des Menschen; das, was ihm seinen eigenthüm-

lichen Zweck vorhält, ist wider diese Rotten; es verlangt Eintracht, und verheißt, mit dieser Eintracht, Zufriedenheit, Glückseligkeit.

„Dem Angenehmen nachzutrachten, und was schmerzhaft ist, zu fliehen: dieser Haß und jene Liebe, gehören zu den Grundeigenschaften empfindender Wesen, und der Mensch hat sie mit den Thieren gemein.

„Hingegen unterscheiden das Gefühl und die Liebe des Ehrbaren, und der Haß ihres Gegentheils, des Unanständigen und Schändlichen, den Menschen vom Thiere, und machen sein eigenthümliches Daseyn aus.

„Die angeborne Liebe des Anständigen, ihre Thätigkeit, ist die natürliche Tugend des Menschen, seine besondre eigenthümliche Lebenskraft, durch welche der Mensch, als Mensch, ist oder nicht ist.

„Und diese natürliche wird zur eigentlichen Tugend, wenn die Liebe des Anständigen im Menschen zur unumschränkten Herrschaft gelangt, und sich als eine Fertigkeit beweist, das Angenehme

überall dem Anständigen freywillig nachzusetzen.

„Es gehört also zur Natur des Menschen, und ist sein eigentlicher Instinct: die gemeinen Triebe, einem ungemeinen höheren Triebe unterzuordnen; oft, was schmerzhaft ist, zu wählen; freywillig dem Vergnügen zu entsagen; Begierden und Leidenschaften zu unterdrücken; Freyheit und Leben aufzuopfern.

„Aber mit der Ausübung jeder Fertigkeit ist auch Wohlgefühl nothwendig verknüpft. Denn ungehinderte Thätigkeit gewährt allemal Vergnügen; und wo eine Fertigkeit entstanden ist, da sind die Hindernisse, die sich dem freyen Spiel der Thätigkeit entgegensetzten, weggeräumt. Die bessere und höhere Thätigkeit muß folglich auch das bessere und höhere Vergnügen gewähren. So lernt der Mensch durch Tugend eine eigene, höhere, unvergleichbare Wonne kennen, die ihm seine Verwandtschaft mit der sich selbst hinlänglichen Gottheit ahnden, und seine Vollendung, daß er sie erringen werde, mit Zuversicht erwarten läßt.

„Die Liebe des Angenehmen erscheint daher, wenn Tugendübung sie gereinigt, und des Menschen

Sinn und Herz veredelt hat, als der Trieb zum Guten selbst; dergestalt, daß der Grad der Herrschaft, welchen dieser Trieb erreicht hat, an dem Wohlgefühl abgenommen wird, welches die tugendhaften Handlungen begleitet. Denn Niemand wird, z. B. den gerecht nennen, dem nicht Gerechtigkeit angenehm ist. Dasselbe gilt von den andern Tugenden. Wer sich körperliche Wollüste versagt, und in diesem Entsagen einen Genuß, ein Vergnügen findet, der ist enthaltsam. Wer Gefahren besteht, und dieß mit Vergnügen oder ohne Widerwillen thut, der ist tapfer: wer es ungern thut, ist feig. Denn das ist der Gegenstand und die Vollkommenheit der Tugend: daß sie eine den natürlichen Neigungen ähnliche Fertigkeit zu Stande bringe.

„Summa: Wohlgefühl ist Grundeigenschaft der Seele; denn das Leben ist ein Gut an sich, und wir sind und leben nur durch die Aeusserungen unserer Thätigkeiten. Ohne Kraftäusserung findet kein Vergnügen statt; jede Kraftäusserung aber hat eine gewisse eigenthümliche Wollust, welche die Thätigkeit selbst allemal erhöht, vollkommener macht,

vollendet. Wer eine Sache mit Lust thut, beurtheilt sie auch feiner, und bearbeitet sie sorgfältiger. Das Vermehrende aber ist mit dem Vermehrten verwandt; folglich ist das Vergnügen einer guten Thätigkeit selbst gut; das Vergnügen einer tadelhaften, selbst tadelnswerth; und so unzertrennlich und unmittelbar mit einander verknüpft sind Kraftäusserung und Wohlgefühl, daß man die Thätigkeit von ihrem Wohlgefühl nur zweifelhaft unterscheiden, und, z. B., kaum bestimmen kann: ob wir das Vergnügen des Lebens wegen, oder das Leben wegen des Vergnügens suchen.

„So könnte man von der Tugend sagen, daß sie die höchste Wollust; von dieser höchsten Wollust, daß sie Tugend, Vollkommenheit — die Seligkeit der Götter sey."

Aber zu einer solchen Tugend und Vollkommenheit kann der Mensch sich nicht erheben. Er erringt es nicht, daß ihm allein das Schickliche angenehm, das Unschickliche allein und überall zuwider, die Erfüllung jeder Pflicht eine Lust wäre. Er kann durch Bestimmungen in seinem Innern die Natur der Dinge

nicht verändern, und bleibt ein bedürfnißvolles, einem Heere von äusserlichen Uebeln und der schmerzlichsten Zerstörung preis gegebenes Wesen. Abhängig selbst im Erwerbe, in der Anwendung und Erweiterung seiner Tugenden; von Vergänglichkeit umgeben und durchdrungen, sieht er sich von Selbstgenugsamkeit so weit entfernt, daß er diese — aus und nach sich selbst — sogar als etwas überhaupt unmögliches betrachten muß. Darum kann er sich in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung — den lebendigen Tod eines solchen Daseyns — auch nicht lieben; darum ist es ihm Triumph und höchstes Gut, mit seinen Ahndungen aus sich heraus zu gehen, sich empor zu schwingen — unbegreiflich! — mit überschwenglicher Liebe, zu einem überschwenglichen unanschaubaren Gegenstande, der sich ihm allein durch die Wirkung dieser Liebe darthut: einer Liebe, die den Menschen fähig macht, zu hoffen und mit Zuversicht zu glauben, was der sinnlichen Vernunft allein unmöglich schien.

Und darum, Freunde! nennen wir auch jede Freundschaft leer, gering und seicht, die nicht jener hohen Liebe ähnlich, die nicht von ihr ausge=

gangen ist; jede mit vergänglichen gemeinen Dingen erzeugte, und darum schon **todt geborne** Freundschaft, — die alle ihre Gründe weiß, sich ganz durchschaut, und das deutlichste Bewußtseyn hat, von ihrem eigenen Nichts.

Ich bin wohin ich strebte! Da, wo ich behaupten kann: — Daß wer an **Freundschaft** glaubt, nothwendig auch an **Tugend**, an ein Vermögen der **Göttlichkeit** im Menschen glauben muß; und daß wer an ein solches Vermögen, oder an Tugend **nicht** glaubt, unmöglich an wahre eigentliche Freundschaft glauben kann. Denn beyde gründen sich auf Eine und Dieselbe Anlage zu uneigennütziger, freyer, unmittelbarer, und darum unveränderlicher Liebe.

Und diese Liebe muß **allmächtig** seyn im Menschen! Nicht durch Uebergewicht, wie eine Begierde die andre überwindet, sondern durch ihre besondre Natur, die **überirdisch** ist.

Also, Bruder! gebe ich darin dir vollkommen recht, daß, von Neigungen **gleicher Art**, keine auf den Thron gesetzt, und dadurch ein tugendhafter Charakter hervorgebracht — gleichsam durch Anschießen und Crystallisirung gebildet werden könne.

Auch daß es keine Mischung oder Ausarbeitung solcher Neigungen, Begierden und Leidenschaften gebe, wodurch der Mensch eine sichere Herrschaft über sich, ein unveränderliches Selbst erhielte. Nicht einmal ein standhaftes bloßes Wohlverhalten kann der sich allein überlassene Mensch nach Vorschriften dieser Art zu Stande bringen. Seine Weisheit ist ein Traum, und in demselben Maaße, wie sie von dem, was die allgemeine Stimme für weise, gut und löblich erklärt, sich entfernt, die Eingebung eines bösen Geistes. Gesetze und Landessitte, Angewöhnung und Vorurtheil, sind die unentbehrlichen Stützen einer solchen allein auf gegenseitige Einschränkung der Begierden gegründeten Tugend. Auch enthält die öffentliche Moral in jedem Zustande der Gesellschaft noch so viel Gutes und Wahres, und der Zusammenhang ihrer lebendigen Vorschriften ist so tief gegründet, so weit umfassend, ihr innerster Geist überall so richtig, daß sie, wenigstens als der Vorhof der Tugend, als der einzige Durchgang zu ihrem Allerheiligsten, und als die sicherste und stärkste Brustwehr wider das Laster, eine fast ungemessene Ehrfurcht verdient.

Wer seinem persönlichen Hange zu gefallen, aus Stolz, Grille, mit einem Worte eigensüchtig von ihr sich entfernt, ihr zuwider handelt, Aergernisse zu geben sich nicht scheut, der ist auf dem geradesten Weg zur Untugend, zur Ehr- und Gewissenlosigkeit.

Also neige ich mich von ganzem Herzen mit dir vor der vox populi, als einem heiligen Echo, preise mit dir die Weisheit des Delphischen Orakelspruchs, und will jede Krücke und jedes hölzerne Bein, an seiner Stelle, gleich einem beseelten Gliede, in Ehren halten. Ich bleibe auch, was diesen Punkt angeht, bey meinem vorhin geäusserten Tadel an unserm Woldemar; aber nur in dem Maaße, wie ich ihn aussprach, und mit billigem Vorbehalt. Ich warf dir Uebertreibung vor, und übertrieb doch auch an meiner Seite. Er ist wohl lange nicht so sündig, als wir beyde im Zorn des Schreckens vorgaben. Was er gesündigt hat, wird nun bald abgebüßt seyn. Gereinigt wird er da stehen, und, nach Henriettens Prophezeyung, der ich glaube, höher aufgerichtet, als er gefallen war. Erinnere dich jener Worte des ehrlichen Mon=

taigne: „Wie lasterhafte Seelen zuweilen durch ir„gend einen fremden Reiz gut zu handeln angetrie„ben werden; so hängt sich manchmal auch an tu„gendhafte Seelen etwas Böses.“ — Es wäre schrecklich, darum gegen alle Tugend mißtrauisch zu werden, und sich wider ihre eigenthümliche Kraft, die Freyheit der Seele, als wider einen bösen Geist verwahren zu wollen.

Henriette glühte vor Freude. Eine höhere Begeisterung, die in allen ihren Zügen sichtbar war, öffnete ihre Lippen und gab ihrer Rede einen ungewöhnlichen Strom; ihre Stimme tönte wie Gesang.

Das hat ein Gott, sagte sie, oder ein Engel Ihnen eingegeben, Dorenburg! daß Sie Freyheit der Seele die eigenthümliche Kraft der Tugend nannten.

Ja, Freyheit ist der Tugend Wurzel; und Freyheit ist der Tugend Frucht. Sie ist die reine Liebe des Guten, und die Allmacht dieser Liebe. Ein hohes Wesen! wie die Gottheit verborgen — und zudringlich, wie die Gottheit! Denn allein durch Freyheit fühlt sich der Mensch als Mensch; durch sie allein ist Selbstachtung und Zuversicht,

Wort und Glaube, Friede, Freundschaft, feste Treue möglich, worauf unter Menschen alles beruht. Wie man die Gottheit geläugnet hat; so läßt sich auch an Freyheit und Tugend zweifeln: weil wir nicht ergründen und erklären können, wie sie sind, und wie sie wirken; weil wir sie nicht sinnlich machen, sie dem Sinnlichen nicht unterwerfen, dem Sinnlichen nicht dienstbar machen — Freyheit und Tugend nicht in ihr Gegentheil verwandeln, in ihr Nichtseyn auflösen können.

Besser leuchten allerdings dem Erdensohne Tyranney und Knechtschaft ein. Der Lust will er dienen, und er will sich scheuen vor dem Schmerz. So gesinnt entsetzt er sich vor dem Wesen der Freyheit, welches ist zu herrschen über Begierde und Abscheu; zu verachten jede Lust und jeden Schmerz, die sie nicht selbst erzeugte; alleinthätig zu erwecken, hervorzubringen, zu erschaffen in des Menschen Brust seinen Haß und seine Liebe, und aus seiner Seele alles zu vertilgen, was nicht unvergänglich ist.

Träume, Fantasien, ein wesenloses Hirngespinnst wären Freyheit und Tugend — weil sie nicht von

Erde, nicht allein aus Erde, aus reiner Erde — weil sie mehr als Natur, weil sie Göttlich sind: anders und mächtiger erfreuen als Wollust, höher begeistern als Ehre, gewaltiger sichern als Gold und Kronen — weil sie die Welt überwinden? . . .

Zweymal hat Dorenburg, fuhr Henriette fort, den Aristoteles aufgerufen. Wir alle wußten von dem Manne aus Stagira, und hatten mancherley von ihm gehört. Unter dem oft und viel Gehörten hat sich mir am tiefsten eingeprägt — was Dorenburg zurück behielt.

Indem zog sie aus ihrer Brieftasche ein von Woldemars Hand geschriebenes Blatt hervor, und las:

„Alle Dinge haben in ihrer Natur et„was Göttliches! — Auch der in Unsittlichkeit „versunkene Mensch behält noch etwas natürlich Gu„tes in sich, das ihn fortdaurend antreibt, nach „dem ihm eigenthümlichen Guten hinzustreben. Viel„leicht suchen wir alle, weder was wir wähnen, noch „was wir vorgeben; sondern es suchen alle mit ein„ander Eins und Ebendasselbe; denn, wie gesagt:

„alle Dinge haben in ihrer Natur et=
„was Göttliches.

„Was es nun auch sey, das im Menschen herrscht
„und gebietet und die Begriffe von moralischer Schön=
„heit und göttlichen Dingen in ihm unterhält: sey
„es selbst etwas Göttliches, oder nur etwas dem
„Göttlichen gemäßes: also wenigstens in ihm
„das Edelste und Göttlichste: so ist die Anwendung
„und Entwickelung dieser Thätigkeit der eigenthüm=
„liche Zweck seines Daseyns, sein höchstes
„Gut; so ist diese ungehinderte Kraftäuß=
„serung selbst, das an sich Wünschens=
„würdige für ihn: das, was wir Glückseligkeit
„nennen.

„Denn Glückseligkeit ist nicht etwas, was dem
„Leben nur angehängt werden kann; sie muß
„aus der Natur des Wesens das zu ihr gelangen
„soll, hervorgehen. Niemand wird von einem Thiere
„sagen, daß es Glückseligkeit erwerbe; noch von
„einem Kinde, daß es sie genieße. Erwerb und
„Genuß der Glückseligkeit ist allein durch Tugend
„möglich; ihr Begriff ist der Begriff der Voll=

„kommenheit des Menschen: sie ist Vollen-
„dung.

„Da nun der Geist im Menschen eigentlich allein
„den Menschen ausmacht, und seine geistige Natur,
„in Vergleichung mit der körperlichen, etwas Gött-
„liches ist; folglich auch das den geistigen Bedürf-
„nissen gemäß eingerichtete Leben, in Vergleichung
„des gewöhnlichen Lebens, allein ein göttliches
„Leben genannt werden darf: so müssen wir nicht,
„wie einige sagen, als Menschen, menschlich; als
„Sterbliche, sterblich denken: sondern im Gegen-
„theil, so viel wir immer vermögen, gegen das
„Sterbliche ankämpfen, und alles thun, um dem,
„was das edelste in uns ist, gemäß zu leben. Denn
„wenn gleich dieses edelste unserer Natur nur den
„kleinsten Theil derselben auszumachen scheint, so
„übertrifft dieser kleinere Theil doch die übrigen alle
„an Würde und an Kraft."

Mit einem eigenen Nachdruck sprach Henriette
noch einmal diese letzten Worte aus: An Würde
und an Kraft. Ihr zuversichtlicher Blick bey die-
ser Wiederholung machte alle weitere Auslegung
überflüssig."

Bibertal fühlte den ganzen Inhalt jener Worte und dieses Blicks.

„Genug!“ sagte er, „genug! Ich bin lange überwunden, und sündigte, indem ich so hartnäckig wider deine schöne Zuversicht mich auflehnte, und dem Glauben in meinem eigenen Herzen widersprach. Der ganze Himmel ist auf deiner Seite, und es wird wahr werden, was du verheißen hast.“

Das Gespräch erhielt nun eine neue Wendung. Luise und Caroline nahmen frohen Antheil daran; die alte Traulichkeit stellte sich ganz wieder her, und jedem wurde durch eigene Empfindung und durch Theilnehmung so wohl, daß sie nicht von einander scheiden konnten, und sich gegenseitig hielten bis tief in die Nacht. Henriette drang endlich darauf, daß man aufbrechen mußte. Da sie nach Hause kam, warf sie sich mit ihren Kleidern auf ihr Ruhebette, wo der gehoffte Schlummer sie auch bald umfing. Erquickt stand sie früh am Morgen auf, kleidete sich um, und ging zu Woldemar.

Wie dieser den vorigen Abend und die Nacht zugebracht hatte, ist vorhin erzählt worden.

Er war eben aus seinem Schlafzimmer getreten, da Henriette ankam. — Er sah, daß sie vor seinem Anblick sich entsetzte!

In demselben Augenblick lag sie auch schon vor ihm auf den Knieen, hatte eine seiner Hände ergriffen, bebte, weinte, hatte keine Stimme.

Stehen Sie auf, sagte der Starrsinnige; gleich wird mein Bedienter kommen.

Diese Worte gaben Henrietten eine neue andre Erschütterung. — Sie stand auf.

So geben Sie nun Befehl, sagte sie, daß wir ungestört bleiben, denn ich habe viel mit Ihnen zu reden, und ich lasse Sie nicht mehr, es komme Was und Wer da wolle — Wir müssen an ein Ende, Woldemar! Heute, in dieser Stunde!

Müssen erst? antwortete Woldemar. Er reichte ihr den Schlüssel zu seinem Cabinette. — Gehen Sie an meinen Schreibtisch und lesen Sie, ob wir erst müssen.

Henriette ging, und fand auf dem Schreibtische den Brief, den Woldemar in der Nacht an Allwina geschrieben hatte. Nach Woldemars Rede konnte sie nicht anders glauben, als, es wäre die-

ses Schreiben an sie selbst gerichtet. Zitternd nahm sie das Blatt in die Hand, und las mit zunehmender Verwirrung.

„Ich habe zwanzig Briefe an Dich geschrieben, die Du alle nicht erhalten hast; sie sind zerrissen, verbrannt. — Aber was soll ich Dir es länger verhehlen, daß ich in die tiefste, unheilbarste Schwermuth gerathen bin? — Mir schaudert vor dem Gedanken, gute Seele, wie ich Dich erschrecken, Dich betrüben werde! Aber ich muß, ich muß!

„Oder soll ich fort, auf und davon? — O, ich bin tausendmal dazu versucht gewesen! Aber Du sollst nicht elender werden, als das Schicksal Dich macht! Ihm Deinen Fluch, nicht mir!

„Warum hörtest Du mich ehmals nicht! als ich Dich, als ich Euch alle vor mir warnte, so oft warnte, daß Ihr nicht auf mich bauen, daß Ihr Euch nicht so an mich hängen solltet! — Ihr lachtet! — Ha, nun ist's an mir zu lachen!

„Ich bin nicht im Fieber, Allwina;“ —

— Allwina? rief Henriette . . . Sie wankte, das Blatt fiel ihr aus der Hand. —

Gott! seufzte sie trostlos, Gott! — so verlassen mich dennoch meine Kräfte! —

Neuer Muth belebte sie. Sie nahm das Blatt auf und las weiter.

„O, ich bin so wach, bin nur zu gut bey Verstande! — Aber Dir zu entdecken, was ich habe — Es ist unmöglich. Auch Henriette erfährt es nicht, mein Bruder nicht, Niemand soll es erfahren! Aber, ja, es ist mir etwas begegnet — Etwas . . . . Ich habe entdeckt, daß alle Freundschaft, alle Liebe nur Wahn ist, Narrheit ist — ausgenommen dem Narren . . . Ich preise sie wohl einmal wieder, so Gott will und ich lebe!

„Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, in mich dringen, um mein Geheimniß zu erfahren und mich zu trösten,— Ich bitte, ich beschwöre Euch, thut es nicht! O, kein Mitleiden! keine Tröstungen! Ihr könntet Meere weinen, und meinem lechzenden Herzen käme nicht ein Tropfen davon zu gut. — O, thut es nicht! Ich würde rasend werden über Euer Mitleiden, Euren Trost, Euer Weinen —

„Daß in den Menschen das gelegt werden mußte: jenes Sehnen, jene brennende Begierde nach —

Menschen-Herz — die am Ende doch nur falsche Lust, kranker Heißhunger ist, der allein des Geruchs bedarf, und es folgt Ekel! — — Aber nein! Nicht falsche Lust, nicht kranker Hunger; sondern daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anstrich war: darin das Elend!

„Woher die Sage unter die Leute gekommen seyn mag — das allgemeine Gerücht von Liebe, von Freundschaft? — — Es ist wie mit den Gespenstern, deren überall so viele gesehen worden sind. Gerade so!

„Doch giebt es Beyspiele von beständiger Ergebenheit, von alles überwiegender Treue — Ja! Nur daß man nie sich frage: Wie geht es zu? Was bindet, was hält da, wo es so ist?

„Ach, es ist nicht der Rede werth, alles was macht, daß Menschen sich an einander hängen; es ist so an tausend Enden zu fassen und zu lassen, von so zweydeutigem, betrüglichem, zufälligem, unwesentlichem Wesen, daß man nie weiß, *Was* man hat, oder: Ob man nur was hat. — Schrecklich! Schrecklich! Worauf der Mensch allein einen Werth legen kann, das ist nicht! — —

„Bist Du es, Du holde Du, woran ich dieses schreibe? — Laß mich, o, laß mich, unglückliche Allwina! und Gott erbarme sich Deiner!“

Schrecken und Unwillen erfüllten, zerrissen Henriettens Seele. Todtenblaß, aber nicht mehr bebend, verließ sie das Cabinet, und blieb vor Woldemar, der sich auf sein Canapee gesetzt hatte, in einiger Entfernung stehen.

Woldemar! sagte sie, ich sehe kein Ende — und gehe — wie ich nie, wie ich am wenigsten heute von Ihnen zu gehen dachte. Ich kam voll Vertrauen und mit größerer Liebe zu Ihnen im Herzen, als jemals. Ich kam, um ein drückendes Bekenntniß abzulegen, um gewisse Verzeihung zu holen ——— Ich war so voll Hoffnung ———

Bey den Worten Bekenntniß, Verzeihung, Hoffnung verwandelte sich Woldemars ganze Gestalt, als hätten so viele Zauberschläge ihn berührt. Henriette sah und fühlte die mächtige Veränderung, die in ihm vorging; und auch ihre ganze Gestalt wurde anders.

Hoffnung . . Verzeihung . . Bekenntniß — stammelte Woldemar — . . O, Henriette!

Mit dieser Ausrufung sprang er auf von seinem Sitz, sank wieder zurück, verbarg in dem Einen Arm sein Gesicht, streckte den andern furchtsam aus gegen Henriette, und fing an zu weinen, daß er schluchzte.

Henriette ergriff mit Inbrunst die ihr gebotene Hand.

Woldemar! rief sie; ich habe dich wieder! — O, sey wieder dein, wie du wieder mein bist!

Lieber! Du hast mir viel zu verzeihen; ich habe dich unaussprechlich elend gemacht; dich und mich. Aber was Ich litt, war nur Büßung. Ich hatte wider die Stimme meines Herzens gehandelt; hatte ein heiliges Gefühl in meinem Innern — jenes, wovon die Tugend lebt, wodurch sie ist — soll ich sagen überwunden?

Ich ließ mich überreden zu thun, was ich verheimlichen mußte! — Nur dir verheimlichen, aber dir! — Es war am Sterbebette meines Vaters, und der Sterbende flehte. Ich kämpfte, Gott weiß mit welchem unsäglichen Schmerz — kämpfte bis zur Todesangst.

Dieß entschuldigt, aber es reiniget mich nicht: denn ich hörte noch immer die warnende Stimme in meinem Innern, und folgte dennoch einem andern Zuge — sündigte! . . .

Sündigte? . . . (Thränen erstickten auf einen Augenblick ihre Stimme) — Ich that — das war meine Sünde — ich that, was ich verheimlichen, was ich dir verbergen und verschweigen mußte — dir wenigstens verborgen und verschwiegen habe . . . . Daher die schreckliche Verwirrung — sie war mein Werk — in der du untergehen, verderben konntest — Du, und Allwina, und Biderthal, der Treue . . .

Woldemar ertrug es nicht länger. Er wendete sich gegen Henriette, faltete seine Hände gegen sie mit dem Ausdruck eines unaussprechlichen Flehens: daß sie seiner schonen möchte! — Er konnte nicht reden.

Keine Feder beschreibt, was in diesem Augenblick in Woldemar vorging. Der Himmel war ihm aufgethan in Henriettens Seele; in seiner eigenen die Hölle. Er sah nicht einen Schatten mehr von Schuld an ihr; alle Sünde nur in sich; alle Sünde,

und lauter Verdammniß. — Sie stand nun so hoch über ihm, so hoch und herrlich; Sie, die er vor einer Stunde noch so tief unter sich geachtet hatte!

So hoch und herrlich! — Dieß war himmlische Wonne!

Er, der Verstoßene! — Dieß war Höllenqual!

Aber die Wonne überwog.

Henriettens sanftes Zureden fand allmählig Eingang. Der arme Zerrüttete überließ sich ihrer Huld; er hörte wieder, sie durfte wieder reden.

Nun erzählte sie ihm, wie sie gestern schon ihn mit Gewalt zu einer Erklärung hätte nöthigen wollen; wie sie durch wiederholte dringende Botschaften von Luise daran wäre verhindert worden; in welchem Schrecken sie bey Biderthal Alle gefunden; den Contrast ihrer Freude über Luisens Bekenntniß; Biderthals Entsetzen; was sich hierauf weiter zugetragen hätte; das Wesentliche der Unterredung; endlich, wie beruhigt und hoffnungsvoll sie auseinander geschieden wären.

Einige Male stockte Henriette in ihrer Erzählung, und wurde verlegen, weil sie über Biderthals

angstvollen Zustand nicht ganz deutlich werden mochte. Woldemar aber bat sie wiederholt, ihm doch nichts zu verschweigen, nichts zurück zu behalten, und versprach so treuherzig, auch von seiner Seite nichts zu verschweigen, nichts zurück zu behalten, daß Henriette ihre Scheu überwand, und nach und nach ihm alles entdeckte: Biderthals ganze Sorge; seine frühere Unterredung mit ihr; ihr eigenes Verhalten dabey; ihre geheimsten Empfindungen und Gedanken; was sie gestärkt, ihr immer wieder aufgeholfen, den Glauben an Woldemar nie in ihr habe untergehen lassen.

Woldemar würde im höchsten Grade gerührt; er vergaß sich selbst, und fühlte nur Henriettens Schönheit und Größe. Wie in dieser Stunde hatte er noch nie in seinem Leben genossen.

„Liebe Henriette,“ sagte er, „es ist nicht auszusprechen was ich fühle! Laut vor der ganzen Welt könnte — möchte ichs bekennen, daß ich der schuldigste unter allen Menschen bin; in meiner ganzen Verworfenheit möchte ich gesehen seyn, es offenbar machen, wie ich ohne alle Rechtfertigung bin vor dir, du reines himmlisches Wesen! — Sähest du

mich, wie ich mich selbst sehe — du könntest mir nicht verzeihen — Aber du verzeihst mir, und ich nehme deine Verzeihung an: du wirst noch himmlischer dadurch!

— — „Wie ihr alle mich noch so milde beurtheilt habt! — Ich war verderbter als ihr es glauben konntet — Tausend Gräuel waren in meinem Herzen!"

Henriette erblaßte.

„Fürchte nicht, sagte Woldemar; höre mich!

„Mein aufgebrachter Sinn konnte nie deine Unschuld mir ganz aus den Augen rücken; noch weniger, meine gerechte Liebe gegen dich zerstören. Das Gefühl deines Werths nahm vielmehr zu mit meinem Groll. Denn die Ursache meiner Erbitterung war nicht in Dir, sie war allein in mir selbst.

„Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht. Er kann sich täuschen; aber nur äusserlich, nur auf der Oberfläche seines Wesens; nicht in der Tiefe seines Herzens: da fühlt er seine Tücke.

„Dich wollte ich hassen, und wurde mir selbst feind.

„Auch das ist wider die Natur, daß der Mensch

sich selbst feind sey. — So entstand in meinem Inwendigen die gräulichste Verwirrung. Nichts war mehr von allem Gewesenen. Das allein blieb, daß ich nicht von dir lassen konnte.

„Du wirst meinen Zustand ahnden, wie verworren ich mich auch ausdrücke. Höre weiter!

„Ich konnte dich nicht lassen, konnte dich nicht halten. Meine Verzweiflung nahm mit jedem Tage zu: Was mich von mir selbst schied, schied mich auch von dir: Da war keine Hülfe, kein Rath, keine Zuflucht! Das Vergangene erschien mir wie ein Traum.

„Biderthal hatte mir einmal geschrieben, da ich mich auf dem höchsten Gipfel des Glücks fühlte: Wenn dieß alles nur ein Traum wäre!

„Ich erinnerte mich dieser Worte; erinnerte mich seiner verschmähten früheren Warnungen. In den Finsternissen, die mich umgaben, standen jene Warnungen vor mir, wie ein Gespenst —

. . . „Du schauderst? — Mich schaudert auch! — — Fürchte nicht; Höre mich zu Ende!

„Ich konnte dich nicht halten, konnte dich nicht lassen!

Dich nicht lassen zu können: dieß Gefühl war über alle andre. Ich ergrimmte wider dieses Gefühl — Wider mich selbst! — Dann zerrann ich wieder in Wehmuth . . . Meine Seele verschmachtete. — Ich kämpfte um nur immer mehr zu unterliegen.

„Liebe Henriette, es ist unaussprechlich, was ich gelitten habe!

„Ich erzählte dir ehmals von meinem Vormunde, dem ehrwürdigen Terlub, der irre wurde: wie ich ihn einmal ein Licht vom Tische nehmen und damit ins Nebenzimmer gehen sah, wo er lange herum suchte; und da ich ihm endlich nachging, und ihn fragte: was er suchte? mir mit einem tiefen Seufzer antwortete: . . . „Ich weiß nicht" . . . Und fortsuchend mit verstörter Miene, und tiefer seufzend . . „Ich suche mich selbst."

„Dieß war mein Zustand: Ich suchte mich selbst; suchte mich, wo ich mich immer gefunden und wieder gefunden hatte: Bey Dir. Du warst nicht mehr! Wo anders sollte ich mich suchen? — Du würdest wiederkommen! hoffte ich. Hoffte, und suchte immer von neuem, immer vergeblich!

„Du hast es genug wahrgenommen, wie ich mit meinen Blicken in deinen Augen wühlte, in allen deinen Zügen forschte nach meiner Verlorenen . . .

„Ich erholte mich wohl auf kurze Zeit; und so süß war mir die Ruhe, die ich dann genoß, so erquickend, daß ich mich geheilt glaubte — wenigstens genesend.

„Käme nun Henriette, dachte ich, so sähe ich mich einmal heiter; ich schaute sie wieder an wie ehmals; sie schaute mich so wieder an; ihre mir wiedergegebene Gestalt behielt ich im Auge; ich wollte sie fest halten im Auge, im Innersten des Auges, daß sie mir nie mehr daraus verschwände!

„Kamst du dann, und ich hörte nur von weitem deinen Fußtritt, so war schon alles wieder anders. Ein Schauer überlief mich, mir klopfte das Herz; mein Auge, das nur hatte anschauen wollen, wurde fehlos. Es konnte nur strahlen, und erblindete wenn es nicht strahlte. Verlegen, gedrückt, angstvoll standest du vor mir; ein fremdes Wesen — und dennoch Henriette!

„Dann wünschte ich, du möchtest nur wieder fern seyn. — Gingst du, so wollte ich dich wieder

halten. — Du gingst, und es rann mir kalt durch alle Glieder. — — Die Thüre schloß sich; ich war wieder allein — Gott! In welchem Zustande? . . .

„Ach! die fürchterlichen Beklemmungen alle; wie sie mich nicht getödtet haben? . . .

„Staunend habe ich hier oft vor deinem Bilde gestanden, gesessen, und mich gefragt und es ergründen wollen: Woher die Gewalt über mich in diesen Zügen, dieser Bildung? — Was ist das? fragte ich mich selbst; Was ist das? — — Ein Leben ausser mir drängt sich in dieser Gestalt an die Stelle des eigenen Lebens in mir, und verzehrt es. — Ich kann mein Daseyn nicht retten vor diesem fremden Wesen; es überfüllt alle meine Sinne und zerstört sie — entwendet mir alle meine Sinne! Jenes Wesen regt mit jedem Nerv, mit jeder Muskel sich fühlbarer in mir, als in sich selbst. Von seiner Nähe erbebe ich bis ins Schwarze vom Auge — Da fühle ichs! Da raubt es mir das Licht! — — Sah ich eine andre Gestalt ehmals, da es nicht so war? Bin ich selbst ein Andrer geworden? — Das Gewesene, was war es? Das Gegenwärtige, was ist es?"

Hier unterbrach Henriette Woldemarn, indem sie mit angstvoller Geberde aufstand, weinend sich von ihm wendete, und ihm mit der Hand winkte, ihr nicht zu folgen.

„Henriette!" rief mit milder Stimme Woldemar; „O, bleibe; komm zurück; sieh mir ins Auge: Deine Angst wird verschwinden!"

Der Ton seiner Stimme ergriff Henriette. Sie stand, sie wendete sich — erblickte auf Woldemars Angesicht eine Heiterkeit, eine Zuversicht und innere Ruhe, wie es der Klang seiner Stimme ihr verheißen hatte: So war sein Auge, so war seine ganze Geberde.

Henriette faßte Muth. Sie drückte ihrem Freunde die Hand: — Ich will nicht mehr fürchten, sagte sie; rede frey, laß mich alles wissen.

Du sollst, du mußt alles wissen, antwortete Woldemar, damit du ganz und auf immer Friede habest. Den Schrecken, den du gefühlt hast, durfte ich dir nicht ersparen. Höre nun auch was dich beruhigen wird.

„Wie sehr es auch nach dem von mir Gebeichteten das Ansehen hat, daß meine Freundschaft zu dir

in leidenschaftliche Liebe ausgeartet, oder jene Freundschaft selbst von Anfang an nur eine versteckte Liebe gewesen sey; so kann ich dennoch dir betheuern: es war nicht so. Mein leidenschaftlicher Zustand gründete sich einzig auf den Zwist, in den ich insgeheim mit dir gerathen war.

„Ich sagte vorhin: Biderthals verschmähte Warnungen wären mir jetzt schrecklich wieder ins Gedächtniß gekommen.

„Das ist wahr; und ich muß noch hinzusetzen, daß ich es in Augenblicken schmerzlich bereute, so hartnäckig widerstanden zu haben; ich wäre so dem tiefen Elende, worin ich mich befand, entgangen.

„Aber dieser Wunsch war nur ein Wunsch der Verzweiflung, der schnell vorüberging, und die Wahrheit stehen ließ: Daß ich mich nicht über mich selbst getäuscht, Biderthalen nicht mit Unrecht widerstanden hatte. Was war, wäre nicht gewesen, wenn ich ihm hätte glauben, ihm nachgeben können. Also hatte ich nichts zu bereuen.

„Nach allen Prüfungen, unter allen Anfechtungen, kam das Gefühl meiner reinen unschuldigen Liebe zu dir immer glänzender wieder hervor. Ich

hatte selige Stunden, wo ich mich in diesem Bewußtseyn wie verklärt fühlte!

„Aber eine tiefe Unart war in meinem Herzen, und zerbrach es!

„Ihr saht diese Unart nicht, und kränktet mich an einer Seite, wo ich unschuldig war. Dadurch gelang es mir, mich selbst zu täuschen.

„Dich! — jene Henriette! — in meinem Gewissen so beschämt zu sehen! Darauf bezog ich alle meine Leiden, und verbarg mir den großen Antheil, den häßlicher Stolz und wüste Eigenliebe daran hatten.

„Doch erhob sich die Stimme des Gewissens mehrmals wider den Heuchler . . .

„Sieh — Da wurde der Heuchler tückisch; erbitterte sich; verstockte sich — wollte lieber mit der Gottheit und der Menschheit brechen, als mit seinem Satanisch gewordenen Selbst —“

Nicht weiter, lieber Woldemar! rief Henriette, indem sie ihrem Freunde um den Hals fiel; nicht weiter, lieber Woldemar! — „Höre, Lieber! Wir vergessen deinen Bruder, die edle treue Seele! Willst

du ihm nicht eine Zeile schreiben, daß er komme." — Woldemar sprang auf und schrieb:

„Die Himmlische, die Reine hat gesiegt. Komm und sieh!"

Da Woldemar dem Bedienten dies Billet zum Wegtragen gereicht hatte, fing er unmittelbar an, mit Henriette von Allwina zu reden, und legte die pünctlichste Rechenschaft ab von dem, was in Absicht ihrer in seinem Gemüthe diese Zeit über vorgegangen war.

Er versicherte: Was ihn dem Wahnsinne so nahe gebracht hätte, wäre das immer steigende Gefühl des Contrastes zwischen Allwinens reiner Seele und seinem verwüsteten Gemüth gewesen. Die Gegenwart dieser reinen Seele aber hätte ihn nicht untergehen lassen.

„Ich mußte," sagte er, „entweder alles Gute hassen lernen, oder mich selbst bis zur Raserey verwirren.

„Mit dir, mit euch allen konnte ich zürnen; konnte in der Bosheit meines Herzens Lästerungen wider euch ersinnen: Aber Allwina! — Wie

hätte ich mit Allwina zürnen — Gott! wie hätte ich sie lästern können? —

„Es ist über allen Ausdruck, über alle fremde Ahndung, wie ihr Anblick, oder der Gedanke an sie, auch in den wildesten Momenten, mich ergriff, mich zurückbrachte! Durch kein anderes Wesen ist je eine solche Empfindung von Ehrfurcht in mich gekommen; durch kein andres Wesen eine solche Empfindung von Liebe — die mir gegeben wurde ohne alles Verdienst, und die ich eben so rein, unbegreiflich, wieder geben konnte. — Ich mußte anbeten; ich mußte aufschauen zu Gott . . . Ich konnte, so lange noch ein Funken von Vernunft in mir blieb, neben Allwina nicht ganz verderben."

Hingerissen von innigstem Wonnegefühl, stürzte Henriette vor Woldemar sich auf die Kniee, umfaßte ihn mit aufgehobenen Händen und aufgerichtetem Angesicht:

Woldemar! sagte sie mit einem Tone, in dem ihre ganze Seele erklang — Woldemar! — Ich bin wieder ganz glücklich!

Sey glücklich, antwortete Woldemar, indem er Henriette aufrichtete, und sie fest in seine Arme schloß;

seyd Alle glücklich; aber stört meine Reue nicht; seyd billig.

Biderthal flog in diesem Augenblick die Treppe herauf, war in der Thüre, und schnell wie der Blitz, auch schon in den Armen seines Bruders.

Verzeihung, Lieber! sagte Biderthal — Verzeihung! — Henriette hat mir verziehen; Du wirst mir auch verzeihen — Ja, du wirst!

Woldemar fuhr, wie vor Schrecken, zusammen bey diesen Worten. Auffallend veränderte sich seine Geberde.

Was widerfährt dir? fragte voll Verwirrung und betroffen Biderthal. — Hast du mich nicht gefodert? — „Ich sollte kommen und sehen" — Wie finde ich dich? — O, Lieber, sprich!

Mit gebrochener Stimme antwortete Woldemar: — Ich soll dir verzeihen! — Wie ein Donnerschlag hat es mich getroffen, mich zerschmettert, dieses Wort. — Ich dir verzeihen! — — Ach, ich verdiente nicht unter euch zu leben . . . Ihr schätztet an mir, was nicht mein, was eine freye Gabe des Schicksals war. Mein Eigenes ist böse . . . Ich bin ein nichtswürdiger Mensch. Mir selbst,

euch allen habe ich geheuchelt. Ich sehe das nun so klar — Ich bin mir ein Abscheu!

Er sprang mit Heftigkeit auf. Seine Stimme hob sich — „Es trifft mich," sagte er, hin und her gehend — „es trifft mich, Schlag auf Schlag immer tiefer — — Ja, es war eine Lüge was ich Biderthalen schrieb: — Henriette hätte gesiegt. — Ich habe gesiegt; nicht Henriette. — — Sie sprach von einem Bekenntnisse das sie ablegen, von Verzeihung, die sie bey mir suchen wollte: Da frohlockte mein Hochmuth, legte sich mein Wuth. Darum allein hatte ich ja gewüthet, daß meinem Eigenwillen, meiner Selbstsucht dies Opfer gebracht würde . . ."

Angstvoll blickte Biderthal auf Henriette — Sie bebte.

Schnell wendete sich Woldemar gegen Biderthal — Bruder! sagte er mit verstörtem Gesicht — — Ich vergaß! Du mußt es auch lesen, was ich für Allwina in dieser Nacht geschrieben habe. — Der Brief liegt noch ungesiegelt auf meinem Schreibtische. Ich begrüßte Henriette heute früh mit die-

ser Mittheilung. — Du verdienst gleichen Empfang! Geh in mein Cabinet!

Henriette widersetzte sich; aber Woldemar bestand auf seinem Sinn.

Da Biderthal ging, sprang auch Henriette auf, und warf sich, mit abgewendetem Gesicht in einen Sessel an der andern Seite des Zimmers. — Ach, es ist wahr, sagte sie, mit erstickter Stimme — Es ist wahr! — Nein, ich habe nicht gesiegt!

Woldemar rief Biderthal zurück, und ging ihm entgegen an die Thüre des Cabinets.

Da ergriff ihn eine neue heftigere Beklemmung. Er wankte, stützte sich mit dem Kopf an den Thürpfosten. — Biderthal umfaßte ihn, und brachte ihn auf das Canapee zurück, wo er sich neben ihn, verstummend, niederließ, und voll Rührung sich an ihn schmiegte.

„Ich kann das nicht von euch wenden, sagte Woldemar, daß ihr mich verachten müßt.

. . . „Hätte ich mich aufgerieben in meinem Wahnsinn, hätte ich den Untergang, um den ich buhlte, gefunden . . .

„Sieh! (er deutete auf ein bey dem noch unan=

gerührten Frühstücke liegendes Messer) — Von ungefähr fühlte ich einmal in der brennenden Hand, daß der Stahl sie kühlte. Es erquickte mich. Ich genoß die Kühlung, und erfrischte, wechselsweise, bald die eine, bald die andre Hand. Mein Auge wurde wacker. — — „Auf der entblößten Brust diese Labung!" — Ha, mir schauderte vor Lust! — „Tiefer! Tiefer!" kam ein Sehnen. — Mein Herz entbrannte, loderte von verzehrendem Durst, hob sich anzusaugen, in sich zu schlürfen diese Kühlung. — — — Gott! Wie entkam ich!" — —

Woldemar stürzte sich in des Bruders Arme —

„Ja, es verdiente zu bluten, sagte er, dieß verächtliche Herz — das von jeher mich nur weich gemacht hat gegen mich selbst, nachgiebig nur gegen mich selbst — das mich alle Tugenden zu umgehen, meinen Eigendünkel über alles zu erheben lehrte — das um alle Vernunft, um allen Seelenadel mich bringen wollte, mich darum brachte!"

Henriette weinte laut. — Schluchzend, die Hände ringend, gen Himmel flehend wiederholte sie: Allwina! — O, Allwina! Allwina!

Es ergriff Woldemar. Er blickte auf, todten=

blaß; blickte auf Henriette. — Sie stürzte nach ihm hin. —

Woldemar! stammelte sie, mit durchdringender Wehmuth — O, sieh mich an! . . . Du warst ehmals ein so guter Mann! — ein so edler Mann! — Das warst du . . .

Die Stimme verließ sie.

Woldemar reichte Henrietten die Hand. Das Herz schmolz, zerrann ihm im Busen.

. . . „Ich will Demuth lernen," sagte er. — Du erinnerst mich! — Was jetzt in mir so todt wider mich selbst . . . Auch das ist Stolz! Immer noch derselbe harte, unbiegsame Stolz —

„Ich war nicht gut, Henriette! — Ich will es werden — ich will Demuth lernen; ich will Euer seyn . . . O, nehmt mich an!"

Wer schildert diesen Augenblick — Biderthals, Woldemars, Henriettens Seele? — Wer öffnet die Himmel?

Die Fromme hatte wahrhaft gesiegt, und der Sieg blieb ihr.

Da Biderthal seinen Bruder beruhigt, heiter gelassen sah, eilte er zu Luise, hierauf zu Doren=

burg, um seine Freude allen mitzutheilen. Er kam zurück zum Mittagsessen mit Luise. Henriette hatte schon ausgemacht, daß auf den Abend auch Dorenburg und Caroline kommen sollten.

Um die Zeit, wo man diese erwartete, sagte Woldemar, daß er hingehen wollte, sie abzuholen.

Seine unvermuthete Erscheinung machte auf Mann und Weib einen gleich lebhaften, durchgreifenden Eindruck. Wie Sonnenaufgang strahlte hinter ihren Augen innige helle Freude. Woldemar drückte beyde an sein Herz, wurde von beyden umschlungen, festgehalten: Keiner brauchte dem Andern zu sagen, daß was er fühlte nicht auszusprechen wäre.

Es war eine neue Rührung, da die Geschwister, in Woldemars Hause nun alle versammelt, sich die Hände drückten, sich umarmten. — Aber es fehlte Allwina!

Ach, Allwina! rief, sehnsuchtsvoll, Henriette aus; und alle wiederholten den Ausruf: Ja, Allwina! Allwina!

Nur von ihr wurde geredet; abgebrochen, und wieder geredet — so lange der Abend dauerte.

.... Was? sagte Woldemar... Wird schon aufgetragen? — sah nach der Uhr und lauschte.

Unmöglich! antwortete Henriette —— Aber sie hörte das Geräusch.

Alle hörten es! — fuhren auf innerlich — hielten sich — schwiegen — —

Das Geräusch wurde leiser und kam näher.

Woldemar sprang auf, öffnete die Thür — Allwina war in seinen Armen!

O, des Mannes und seiner Gefühle!

Alle erfuhren eine Erschütterung; eine Wonne und Wehmuth; eine frohe und tiefe Andacht, wie noch nie in ihrem Leben.

Gott! sagte Allwina, so bald sie reden konnte — Ich finde dich gesund! Ihr alle seyd es! Seyd alle da! — Wohl und heiter! . . . Ach! mir ist so bange gewesen! — Woldemars, noch mehr, Henriettens Briefe — ich weiß nicht, was darin mich so beklemmte, so unerträglich ängstigte? Ich konnte nicht bleiben. Die gute Tante begriff nicht, was ich hatte. Endlich sagte ichs; wir brachen auf; reisten mit der schrecklichsten Eile — Und nun finde ich euch alle versammelt, als hättet ihr gewußt von

meinem Kommen; und zu meinem Empfang ein Fest angestellt! . . . O, Ihr guten köstlichen Gesichter miteinander! — Du, und Henriette, und Alle — Alle, wie ich euch verließ!

Froher und glücklicher als da du uns verließest! sagte Woldemar, indem er Allwina fester an sich herzte. Es stand eine finstre Wolke über mir. Du erblicktest vor Monaten den Nebel, aus dem sie sich zusammen zog, und ich verhieß dir, der Nebel würde fallen. Nun ist er gefallen . . . Morgen, du Gute, Liebe, Herrliche! Morgen erzähle ich dir alles.

Ungeduldig sein Herz vor Allwina auszuschütten, konnte Woldemar am andern Tage kaum es erwarten, daß sie ruhig sich zu ihm setzte, um ihn anzuhören.

Er fing bey der unglücklichen Entdeckung die Luise ihm gemacht hatte, an; erzählte, in welche heftige Gemüthsbewegung er dadurch gerathen war; wie ihm aber eine bessere Besinnung, nach wenigen Stunden, wieder aufgeholfen, er vor sich selbst sich geschämt, und nun auch bald alles Mißvergnügen über diese Sache so ganz in sich zu unterdrücken gewußt hatte, daß ohne einen neuen Anlaß derselben Art,

gewiß nie wieder etwas davon in ihm aufgekommen wäre.

Hierauf setzte er diesen neuen Anlaß ins Licht, und entwickelte die ganze Geschichte seines Herzens bis auf den gestrigen Tag, mit einer Klarheit und mit einem Leben, daß Allwina durch und durch davon gerührt wurde, alles mit ihm fühlte, und ihm nur da nicht folgen konnte, wo er, voll Erbitterung, seine eigene Schuld recht böse zu machen suchte. Er that ihr weh mit seinem Eifern wider sich selbst; ihre Liebe zu ihm empörte sich dawider — schalt ihn, zürnte mit ihm.

Aber es hatte Woldemar ein neuer Schrecken, während er noch redete, ergriffen.

Er hatte nichts verheimlichen wollen; wußte nicht anders, als daß er sein ganzes Inneres darlegte; und doch war einiges von dem, was in ihm vorgegangen war, und er gestern Henrietten mit einem Feuer dargestellt hatte, daß sie vor ihm zurück bebte, jetzt, vor seinem edeln Weibe, ausgeblieben — Nicht aus Ueberlegung! Nicht mit Vorbedacht! Es hatte ihn diese Zurückhaltung gleichsam überrascht. Darum erschrak er in seinem Innern; ent-

setzte sich vor dem sonderbaren Geheimnisse, das in ihm waltete.

Er durchforschte jede Falte seines Wesens, und entdeckte bald, mit zerknirschender Beschämung, daß er auch an der Stelle, wo er sich ganz rein geachtet hatte, nicht mehr sich rein achten durfte. Ihm schauderte vor dem Abgrunde — an dem er noch stand: vor den Tiefen seines Herzens!

In dieser Angst beschloß er, was ihm bey Allwina begegnet war, und er hierauf in sich noch entdeckt hatte, unverzüglich Henrietten zu offenbaren. Aber sein guter Geist trat zu ihm, lehrte ihn anders; richtete ihn auf.

Nur Biderthalen vertraute er sein Innerstes ganz, und beyde wurden Ein Herz und Eine Seele, wie sie es vorher nie gewesen waren.

Bey jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: es stünde mit strahlender Schrift, obgleich ihm nur sichtbar, an allen seinen Wänden geschrie-

ben: Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor — Richtet nicht!

Henriette sagte dagegen: sie läse auf ihren Wänden, auch mit Strahlen geschrieben, jenen Spruch des Fenelon:

Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles; aber sie giebt alles.

Anhang.

I.

*) Zu Seite 285.

Biderthal an Woldemar.

den 3ten September.

Es fehlte wenig, mein trauter Lieber, so hättest Du auf Deinen herrlichen, langen Brief keine Zeile Antwort bekommen. Es läßt sich auf einen solchen Brief hier nicht antworten; nur ihn hier zu lesen ist beynah Sünde. Gott bewahre Dich, daß Du je unter diese schalen, verzerrten, aufgeblasenen, flitterköpfigen Menschen gerathest! Ich habe mir manchmal vorgestellt, wie Dir seyn würde, wenn Du hier wärest, und mirs in Deinem Namen recht grimmig werden lassen. Die alberne Hoffart und die dumme Aufführung des hiesigen Adels ist weltkundig. Da ich eine gewisse Reputation habe, und verschiedene Fremde vom ersten Rang uns aufsuchten, so wollten die läppischen Gesichter wohl ein bischen freundlich mit uns thun; sie holten uns an, und luden uns an ihre vornehme Tafel; aber ich habe

---

*) Woldemar 1779. S. 149 — 153.

sie Dir heimgeschickt, einmal über das andere! — Daß die Affenart sich einbilden darf, einem rechtlichen Menschen eine Ehre erzeigen zu können mit ihrer Compagnie! Sieh, das kann mich erst grimmig auf sie machen. Anders! — ich bin ja nicht vom Geschlecht, und habe unter ihnen nichts zu suchen; möchten sie also meinetwegen ruhig sich begaffen und ihre Purzelbäume schlagen! Und sie sollten sehen, es käme mir auf ein Paar Nüsse für sie nicht an, wenn ich gerade versehen wäre.

Mit * und *** habe ich mich so gut als brouillirt, weil sie nicht widerstehen konnten, und sich von den Fratzen schön thun ließen. Männer von verdientem Ruhm sollten sich so nicht wegwerfen, und von dergleichen Leuten eine Distinction annehmen; es sieht sonst so aus, als hätt' es wirklich mit diesen armen Tropfen etwas zu bedeuten, und sie dürften wohl so gut seyn und sich zu einem großen Mann herablassen — ihm gnädigst einmal gestatten, zu seyn, für die Zeit, wie hoch ihres Gleichen. Ich kanns nicht ausstehen, die Schellenkappe über dem Lorbeer!

Unsere zwey distinguirte Herren schämen sich jetzt vor uns, und schämen sich vor einander, und wären so gern der Ehre wieder los; zumal da es allmälig bey tausend Gelegenheiten an den Tag kommt, wie Ihro Gnaden es im Herzen mit ihnen meynen. Es sieht scandalös aus, wie sie nun da stehen, und umher schleichen, und, um sich nicht gar zu prostituiren, bon gré mal gré die inférieurs spielen müssen; sie sinds dermalen auch in der That, und es geschieht ihnen

recht. Darum lassen wir sie stecken, und laden sie nie zu unserer Gesellschaft, die noch artig genug componirt ist, wenigstens aus den besten Leuten, die hier sind; wir haben einige sehr vergnügte Parthieen zusammen gemacht. — Aber gewiß komme ich nie wieder hieher. Sollte ich noch einmal den Brunnen trinken müssen, so erneuere ich meine Bekanntschaft mit Spa. — Da möcht' ich einmal von dem allerley vornehmen Volk (denn die Collection ist hier sehr vollständig!) — da möcht' ich einmal dieß oder das davon hinkommen sehen. — Himmel! was sie da für eine Figur machen würden! Denn eigentliche Welt, ächten guten Ton, Lebensart, auch das haben sie Dir nicht einmal; sie sind ungeschliffen, ungelenk, und im höchsten Grade fad und langweilig. — — Aber womit ich die Zeit verderbe? — Steht es denn nicht schon geschrieben, daß die Erde hervorbringen mußte Vieh, Gewürm und Thier auf Erden, ein jegliches nach seiner Art; und daß Gott machte die Thiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerley Gewürm auf Erden nach seiner Art — und daß Gott sah, daß es gut war? — Haben wir also weiter nichts dagegen! hüten uns, und halten uns nur fein reinlich!

Am künftigen Montag geht es, dem Himmel sey Dank, von hier weg. —

II.

* Zu Seite 135.[a]

Zwey Reisende, Graf R. und Graf S. waren an Dorenburg, Biderthal, und auch an Woldemar von bester Hand empfohlen. Diese Grafen waren Leute von ausnehmenden Eigenschaften. R. mochte an die funfzig Jahre alt seyn; S. etliche dreyßig. Sie besaßen gründliche Kenntnisse und hatten sich auf mancherley Art in der Welt versucht. An auserlesener Sitte, feinem Anstande, und geselliger Gewandheit konnte sie niemand übertreffen.

Es fiel Biderthal anheim, ihnen die erste Mahlzeit zu geben. Er verschob es ein Paar Tage, bis von einer Spazierfahrt auf das Jagdhaus die Rede kam; da bot er ihnen an, vorab Mittag bey ihm zu halten. Er sagte: „Ich bin nicht darauf eingerichtet, Feste anzustellen; ich kann Ihnen nur auf gut bürgerlich aufwarten: wenn Ihnen das ansteht, so machen Sie mir Freude, und ich denke, wir wollen vergnügt zusammen seyn.“ — Die Herren kamen. Das Essen bestand aus einer sehr mäßigen Anzahl von Schüsseln, und es wurden ihrer nur wenige auf einmal aufgesetzt. Man ließ alles gehen so gut es mochte, ohne die kleinste Ungeduld oder die mindeste Verlegenheit an sich kommen zu lassen. — Beym zweyten Auftrage war von Erperwein die Rede. Der Bediente sollte eine Flasche holen und brachte zweymal eine unrechte. „Wollen Sie

---

*) F. H. Jacobi's verm. Schr. 1781 S. 32 — 41.

nicht hingehen, sagte Biderthal zu Henrietten, und den Burschen zu recht weisen?" — Graf G., für welchen der Cyperwein eigentlich war, wollte aufspringen und es durchaus nicht leiden; aber Henriette war schon vor der Thür. — Biderthal selbst stand ein paarmal während der Mahlzeit auf, da gerade kein Bedienter in Bereitschaft war, um vom Schenktisch eine Flasche Wein, Brodt, Löffel oder Messer zu langen. Woldemar, wie man sich vorstellen kann, war nicht minder bey der Hand. Alles ging leicht und schön von statten; das Gespräch, immer verschlungener und lebhafter, lief ununterbrochen fort; über jedweden kam seine beste Laune; und wie das zusammenfloß — war's Entzücken. — — Zuletzt aber begab sich ein kleiner Aufstand. Es kam beym Nachtisch eine eingemachte Ananas auf die Tafel, und war im Huy verzehrt. Graf R. schien ein großer Liebhaber von diesem Eingemachten zu seyn. Er beschuldigte seinen Reisegefährten, er habe sich das größte Stück ausgesucht. Dieser gab ihm die Beschuldigung zurück, und sie geriethen in einen scherzhaften Wortwechsel, wobey G. seinem Gegner vorwarf, er habe einst zu Mayland die Hälfte einer eingemachten Ananas, so groß wie die Melone da, allein verzehrt... — „Du hast ja noch?" sagte Biderthal zu seiner Frau, „laß noch eine geben!" — O gerne, sagte Luise; aber ich muß selber gehen! denn du weißt, die Haushälterinn . . Indem hatte sie ihren Stuhl gerückt. R., welcher neben ihr saß, hielt sie an, und flehte, sie möchte bleiben. — Wenn Sie es als eine Unhöflichkeit ansehen wollen, sagte Luise zu ihm, daß ich die Gesell=

schaft auf einen Augenblick verlasse, so will ich bleiben. Aber lieber befriedigte ich meinen Mann und mich selbst. — Ich bitte, fiel Biberthal ein, lassen Sie sie gehen! Die Weiber dürfen bey uns nicht so vornehm und nicht so gezwungen seyn. Meine Herren, wenn Sie unter uns leben wollen, so müssen Sie sich zu unseren Gebräuchen herablassen, wir gerathen sonst gegenseitig in Verlegenheit und kommen nicht zusammen über Weg. — „Geh, Luise, geh!" — Sie verschwand wie ein Blitz. Die Grafen schienen etwas verlegen. Woldemar wendete sich zu ihnen: „damit Sie uns nicht für wunderlich halten," hub er an, „muß ich Ihnen erzählen, daß wir es ehmals versucht haben, ohne Haushofmeister, Kellermeister, Tafeldecker und eine hinlängliche Anzahl von Bedienten, das Phänomen aller ihrer Wirkungen hervorzubringen, und dabey gar nicht so zu thun als sey das etwas außerordentliches: aber ohngeachtet aller unsrer Mühe sah man dennoch, daß wir außer unserm Gleise waren; wir schwebten am Rande her voll Angst oft eine ziemliche Strecke, und plumsten zuletzt auf einmal hinunter, wie sehr auch war zugepeitscht worden; hernach, wenn wir geschwind von neuem übersetzen wollten, warfen wir nicht selten gar um und gaben ein sehr lächerliches Schauspiel. So haben wir denn beschlossen, hinfüro standhaft in unserm Gleise zu verbleiben, und nur überzusetzen wo wir jemanden aus dem Wege zu fahren genöthiget sind." — Indem kam die niedliche Luise, halb außer Athem, wieder herbey geflogen; in der einen Hand noch ihre Schüssel und in der andern den Teller mit der Ananas, den

sie vor den Grafen hinsetzte, und so lieblich lächelnd aussah, daß alle hätten aufspringen und sich ihr zu Füßen stürzen mögen. Es wurde auf einen Augenblick ganz still. Alle — ich weiß nicht wie es kam — schienen von einer gewissen zärtlichen Bewegung ergriffen, als wollten sie sich einander die Hände drücken.

Die Fahrt nach dem Jagdhause gelang über alle Maaßen. Nach der Zurückkunft fragte Biberthal die Grafen, ob sie zum Nachtessen bleiben wollten? Luise fuhr ein wenig zurück; faßte sich aber gleich wieder, und sagte mit Lebhaftigkeit: „nehmen Sie sich in Acht, meine Herren! Sie werden in April geschickt.“ — Unsre Reisende wollten durchaus nicht glauben, daß sie dabey angeführt seyn könnten wenn sie blieben. Sie erboten sich, mit ein Paar frischen Eyern, allenfalls mit Butter und Brodt vorlieb zu nehmen. Biberthal fragte: „wer aber die Schüsseln zu sich genommen hätte, die den Mittag unversehrt wären abgetragen worden?“ — Gut, gut! rief Luise mit lachendem Munde: — aber so magst du denn nur hingehen und die Gläser spülen und den Tisch zurecht machen, denn ich bin gewiß, daß nichts in Bereitschaft ist, und die Bedienten haben jetzo noch anderes zu thun. — Wir helfen! sagte R. Alles, wenn wir nur nicht fort müssen! — Recht so! rief Woldemar; ein Wort ein Mann! Kommen Sie! — Beyde liefen zum Saal hinaus; die ganze Gesellschaft ihnen nach. Man schleppte den Tisch ins Speisezimmer, holte Gedecke, Messer und Gabeln, Teller, Gläser, was man brauchte und nicht brauchte. — Die

Bedienten wollten sich todt lachen, indem sie mit den Herren und Damen durcheinander liefen, und alle Augenblicke eine Ungeschicklichkeit gut zu machen hatten.

Da alles fertig war, gings mit fröhlichem Geräusch wieder hinauf in den Saal. Und nun mußte Graf G. herhalten, weil er sich bey der Expedition sehr links bewiesen und manchmal ausgesehen hatte, als wär' er bang etwas unanständiges zu thun. Woldemar konnte das nicht begreifen — von einem Kämmerer, der doch, meynte er, gegen viel andre Dinge abgehärtet seyn müßte. — Ja, fügte R. hinzu, und der zwey Jahre bey dem dicken Könige August von Sachsen Edelknabe gewesen ist.

Es wurde heimlich Mitternacht, und sie hätten es gern heimlich Morgen werden lassen, so Jammer schien es ihnen miteinander, daß sie schon sich trennen müßten.

Diesem Tage folgten ähnliche, und Woldemar hatte gewonnen Spiel. Es bedurfte weiter keiner Predigt; seine Freunde fühlten mit Herz, Sinnen und Verstand den unendlichen Unterschied zwischen eigenthümlichem Glanz und jenem fremden Schimmer, der mit jedem Augenblicke von einem weicht, dem man beständig nachlaufen muß, den jeder ins Mittel kommende Gegenstand uns entzieht. Sie begriffen, daß wenn sie nur in ihrem eigenen Hause zu Hause seyn, und Herrschaft behaupten wollten wo ihnen Herrschaft gebührte,

sie alsdenn Ansehen und Ehre in vollem Maaße genießen würden. Nie wollten sie wieder die Thorheit begehen, eigenen Grund und Boden auszupachten, um als Knechte darauf zu dienen; nie wieder ihre Glückseligkeit und ihre Sitten verläugnen; nie mit all ihrem Golde — nur übergolden; — aus einem vollständigen Wamms einen armseligen Rock, aus einem Rock einen Talar erkünsteln, sondern das Wamms tragen oder verschenken als Wamms, und den Rock als Rock. . . .

Die Grafen hatten sich nur wenige Tage zu B. aufhalten wollen, und konnten nunmehr nach sechs Wochen noch nicht aus der Stelle. Alles was sie ehmals angezogen hatte, vermochte jetzo nicht den Reiz aufzulösen, der sie fest hielt. Ihr Wohlgefallen an den Hornichs, ihre Hochachtung gegen sie, war Bewunderung und Ehrfurcht geworden. Sie hatten eine neue Verschiedenheit der Stände kennen gelernt, nach welcher sie lange nicht vom ersten Rang waren. G. konnte sich zuweilen des Lachens nicht enthalten, wenn ihm der goldne Stern auf der Brust seines Freundes in die Augen fiel, und zugleich desselben betroffene beynah demüthige Miene, die ihm noch kein König aufgedrückt hatte. Beyde verglichen was Könige besitzen und zu geben haben, mit dem was derjenige genießt und mittheilen kann, der dem Glücke selbst im Schooße sitzt, der Günstling der unerschöpflichen Natur, der nächste an ihrem Thron. — Ihren Abstand davon erblickten sie mit Beschämung; — wie sie die Gaben der Allgenugsamen erst aus der dritten, vierten Hand empfin-

gen, so kümmerlich, und sie selber kaum von Angesicht kennten . . .

Nichts kann rührender seyn, als diese Männer, wie sie also in diesem Kreise standen; als dieser Kreis, wie er diese Männer also umschloß. Von beyden Seiten gingen die wichtigsten Offenbarungen gegen einander aus, die lebendigsten Erkenntnisse, die wärmsten Beherzigungen . . . Wer kann eine reiche Saat, Halm vor Halm beschreiben, Korn vor Korn, — und wer möchte sie nur so betrachten? — Ueberschaue von der nächsten Höhe das Feld, und horche dem Lispel der wallenden Aehren!

Trennung mußte endlich doch erfolgen; aber sie fühlten sich verbunden auf ewig, und schieden getrost.

Dieß geschah den letzten Herbst vor Woldemars Verlobung. Mancherley Umstände kamen damals zusammen, die Geschwister noch enger mit einander zu verbrüdern; ihrer gegenseitigen Liebe — Freude und Wohlgefallen aneinander, einen ausnehmenden Grad der Höhe zu geben. Der größte Theil ihres weitern Umgangs wurde ihnen nun vollends schal, vieles in ihrer bisherigen Lebensart ganz und gar unerträglich; sie fingen an über die Bedenklichkeiten zu spotten, welche ihre Befreyung aufgehalten hatten, und räumten sie nach einander aus dem Wege.

III.

* Zu Seite 139.

Bey der Verwandlung die in dem Innern seiner Familie gegenwärtig vorging etwas ähnliches zu besorgen, war ihm nicht in den Sinn gekommen; er dachte nur an Rückfall, etwa an Ausschweifung auf Nebenwege; nicht an Uebertreibung. — Vielleicht möchte Dorenburg nunmehr die Bedienung annehmen, die ihm mehrmals war angetragen worden; sie war ansehnlich, und er konnte sie, nach der Verfassung zu B—, neben seinem Gewerbe bekleiden; nur legte sie mancherley Zwang auf, welcher mit seiner vorhergehenden Lebensart sich nicht vertrug, bey der gegenwärtigen aber sehr leidlich scheinen konnte: — Vielleicht würde Biderthal aus seinen Erfahrungen in der Chemie, aus seinen Beobachtungen in der Naturgeschichte, aus seinen erworbenen Kunstkenntnissen, irgend ein Buch hervortreiben wollen; er hatte mehrmals die Lust dazu geäußert: — Vielleicht ergäben sich die Weiber ernstlicher dem Lesen, wollten ihr bekanntes feines Urtheil mehr sichern, ihre Kenntnisse vervollkommnen, — den Thurm zu Babel vollenden. Gegen alles dieses setzte er sich demnach kräftig zur Wehr. Bey Dorenburg schien ihm die Gefahr am dringendsten, und die ärgste zugleich. Der Angstschweiß brach ihm aus, wenn er von dem Unglück zu reden kam, womit derselbe bedroht sey: — „Lieber!" sagte Woldemar zu ihm, „Du weißt

*) F. H. Jacobi's verm. Schr. 1781. S. 45 — 52.

nicht was das heißt, mit zwölf, funfzehn Menschen, einer schlechter als der andre, ein Ganzes auszumachen; mit ihnen zu rathschlagen und zu handeln; in einem beständigen Wechsel von Unterricht, Oberhand und Unterwerfung zu stehen: man muß von Jugend auf dazu gewöhnt, dazu angelernt — oder mit einem ausnehmenden Pflegma begabt seyn, um es auszuhalten. Sich in der Absicht dazu verstehen, daß mehr Gutes geschehe, oder weniger Böses, ist Thorheit; gerade das Gegentheil kommt dabey heraus. In einer Gesellschaft von Dummköpfen und Schurken wird noch oft das Gute zugelassen, weil ihm nichts entgegen steht, manchmal sogar gefördert, wenn es durch angemessene Mittel sich annehmlich macht: aber nicht sobald ist ein rechtschaffener geistvoller Mann in ihre Mitte getreten, als jeder Dummkopf ein zwiefacher Dummkopf, und jeder Schurke ein doppelter Schurke wird; alle nur Ein Herz und Eine Seele wider den Bessern; alle mit einander vereiniget zu einem wahren vollkommenen Reich der Finsterniß und des Argen. Das Gute wird nun ohne Unterschied verhindert, weil es der angefeindete Mann unablässig will, weil man es als seine eigene Sache ansieht; alle Rechtschaffene werden verfolgt, weil sie mit ihm entweder in wirklicher Verbindung stehen, oder — in möglicher, — weil man sie als heimlich von seiner Parthey betrachtet; alle schlechte Leute beschützt und hervorgezogen, weil sie entweder schon desselben Feinde sind, oder man sie doch alle Tage dazu machen kann. — Allemal — wenn Gutes nur hinzugethan wird zu Bösem, und nicht in gehörigem

Maaße um das Böse zu überwältigen, so kann es nichts als Uebel ärger machen. — — In deinem Fall, lieber Dorenburg, ist noch etwas besonders zu erwägen, das du vielleicht als nichtsbedeutend ansiehst, und es wahrhaftig keinesweges ist. — Lieber, du wirst viel mit Rechtsgelehrten zu schaffen haben, und du bist keiner. — Da ich zu der Innung gehöre, da meine wohl erworbene Meisterschaft von niemand bestritten wird, so darf ich von der Sache reden. Sieh, ehrlicher Freund, es giebt nichts was dem Menschen alles Menschliche so auszieht; Gefühl und Verstand so ganz in ihm ertödtet, — als die isolierte Rechtswissenschaft: und, ich schwöre dir, mehr als elende sinnlose juristische Schulfüchserey ist hier *) nicht in den Leuten; — sie haben dir, Gott weiß! doch nicht die mindeste Einsicht in Staatsverwaltung; nicht einen Funken wahre Philosophie; nicht ein Schärflein ächten Witzes; — Kenntniß der Welt, der Geschichte — Literatur? — kein Auge voll! — Nichts, nichts! — die bloße, platte, leere Juristerey. — Und was sich die Schöpse von Pedanten darauf einbilden daß sie keinen Menschenverstand mehr haben, das ist entsetzlich! — Satzungen, und Formalitäten — da allein das, nicht gesunde Vernunft in foro zur Sache thut, so sind Satzungen und Forma-

*) Einige haben dieses offenbar Locale, Hypothetische, individuelle Urtheil, als gegen einen der ehrwürdigsten Stände der Gesellschaft überhaupt gerichtet ansehen wollen. Ich weiß hierauf nichts anders zu sagen, als daß ich nicht begreife, wie man das konnte.

litäten ihnen allein ehrwürdig, und sie lernen gesunde Vernunft für nichts achten. Mit dem Wesentlich-Gerechten, mit dem Billigen, geht es ihnen eben so; sie lachen darüber; lachen dich aus, daß du so albern und unwissend bist, und meynst damit wär' etwas gethan. — Kömmst du ihnen mit höheren Grundsätzen, als: Wohlfahrt des Staats; Glückseligkeit der Bürger; Interesse der Menschheit: so würdigen sie nicht dich anzuhören; das ist ihnen Wischiwaschi für müssige Leute; armselige Kinderey; es wird ihnen übel davon; sie scharren und zischen . . . Kurz, ehrlicher Freund, lieber Bruder Dorenburg, du erträgst es nicht; gingest vor Aerger, Ekel und Abscheu zu Grunde.

Seines Bruders Grille griff er, insbesondre, nicht mit dieser Heftigkeit an; aber bey jeder Gelegenheit suchte er den Satz ins Licht zu stellen: daß alle wahre Freude jedes Studiums dahin sey, sobald man Sinn darin bekomme, sein Wissen auszukramen.

Gemeiniglich wendete er sich dann an alle zugleich, Männer und Weiber, um ihnen Naivetät des Herzens überhaupt anzupreisen. Sie sollten prüfen was ihnen wohl thue, und, soviel möglich, es unmittelbar von der Natur nehmen; nicht bey Vorkäufern, nicht in Trödelbuden, sondern neu, frisch und unverfälscht. Der Mißbrauch den verschiedne Leute von Dichtern und andern Künstlern im Schönen machen, daß sie von unmittelbarem Selbstgenuß sich entwöhnen, in der wirklichen Natur bloß ihren Schatten wieder suchen, bloß

ihre Schilderung betrachten, die große Welt — zerstückt in einem Guckkasten, und sogar ihren unendlichen Urheber auch — dieser Mißbrauch war ihm ein Gräuel. — Ein noch ärgerer Gräuel verschiedene dieser Schriftsteller selbst, Dichter und Schöngeister, die Erd und Himmel nur als Materialien ansehen, Rahmen um ihr werthes Bildniß daraus zu schnitzeln; die nur herumgehen und aussuchen in der Natur, was sich davon zu Papier bringen läßt; anders nichts ihrer Mühe werth achten, und wär' es schön und herrlich über alles; denen vielleicht der rührendste Auftritt in der Schöpfung verhaßt wurde, weil ein anderer sie in desselben Darstellung übertraf. . . .

„Wie in Einen, so im Andern!" sagte Woldemar; „man soll werden lassen die Dinge — aus ihren Ursachen, und in der Reihe wie sie Gott aneinander gekettet hat. Wem in Umständen die es erheischen, sein Muth Heldenthaten gebeut — der ist zum höchsten Genuß der Menschheit berufen — zu Heldenlust und Heldenehre: wen aber, nur berauscht von heroischen Dingen, aus bloßer Lust ein Held zu seyn, nach — Heldenthaten lüstet, — der ist auf dem Wege, wahrscheinlich — ein Narr — oder ein Ungeheuer zu werden. — — Jedes Bestreben, eine Wirkung hervorzubringen wovon die Ursache nicht vorhanden, — ist Abfall vom höchsten Wesen, Beschwörung höllischer Mächte, eigentliche Zauberey. — Dann lernen wir, ohne Gefühl des Schönen, ohne Lust daran, es begehren und verfolgen; — Genuß suchen und Genuß erhaschen,

ohne Bedürfniß; — Lob erjagen, ohne Verdienst; Ruhm, ohne Tugend; — lernen Menschenliebe hegen, Gutes thun und an Gutem uns erfreuen, ohne Güte, ohne Rechtschaffenheit; — zu vereinigen mit den niedrigsten Lüsten die edelsten Gefühle, — Wonne der Himmel mit Verbrechen und Selbstverachtung, — innerliche Ruhe, Heiterkeit, Triumph, mit den tiefsten Schlangenstichen des Gewissens, — — zu seyn hie und da das erhabenste Wesen, — und das verworfenste dennoch immer, — ein Teufel und ein Gott!

So wehte täglich aus Woldemars innersten Gefühlen die Liebe Flammen hervor, die, was sie ergriffen verzehrten, oder — wenigstens anloderten und überbrannten.

IV.

* Zu Seite 215.

Henriette sprang auf, faßte Woldemars Hand, drückte sie an ihr Herz, und küßte sie. Nach einem kurzen Stillschweigen, brachte Dorenburg die Frage vor, die ihm und Biderthalen schon so lange auf der Zunge geschwebt hatte: warum, wenn ein Pythagoras, ein Socrates, ein Zeno so viel gewirkt hätte, alle diese Philosophen zusammen mit ihren Schülern und Nachfolgern jetzt so wenig wirkten?

Sie wirken noch immer, sagte Woldemar, aber freylich auf eine ziemlich unsichtbare Weise. Jene Alten selber hören und verstehen wir nur wenig, und ihre Nachfolger in unsern Tagen sind mehrentheils falsche Propheten, deren Weisheit je länger je mehr zu einem Handwerk, und zugleich zu einer brodtlosen Kunst geworden, ohngefähr wie Seiltanzen und Luftspringen, wo es den Schauspielern hauptsächlich um den Einlaß, und hernach um das Geklatsche zu thun ist. Daß wir fast durchgängig nur deswegen etwas lernen, damit wir bey Gelegenheit zu zeigen im Stande sind daß wir etwas wissen, dieses sieht man sehr deutlich selbst aus unseren Methoden, die ganz darauf berechnet sind. Studium ist kahle Lernerey geworden, unsere Seele ein bloßer Paradeplatz oder eine feile Krambude. Allein,

---

*) F. H. Jacobi's verm. Schr. 1781. S. 134 — 142.

Ursache ist dieß alles nicht sowohl als Folge. Die eigentliche Ursache ist, daß wir verstockt, dumm und taub sind; daß sich Herz und Verstand bey uns auf die entsetzlichste Weise verfinstert haben. Wie und welcher Gestalt? habt ihr selbst vorhin sehr gut entwickelt, und indem ich von der Entstehung des modernen Epikureismus sprach, habe ich auch das meinige hinzuzufügen nicht unterlassen. Wiederholt euch das, aber erinnert euch zugleich, was ich von meiner Hoffnung hinzu fügte, daß neues Licht und neues Leben im Anbruche sey. Dann erst, aber dann auch gewiß, wird alles was zur Veredlung des Menschen jemals gewirkt hat, wieder hervorkommen, sich vereinigen, und in eine Form zusammen fließen, die alle gewesene an Würde, Schönheit und Dauer — o, wie weit übertreffen wird!

Wie, um Gotteswillen, sollte das zugehen? rief Biderthal aus; so ganz zuwider dem jetzigen Lauf der Dinge, da der Fortgang unserer Verfeinerung . . .

Du verwechselst wieder, sagte Woldemar. Verfeinerung unserer Sinnlichkeit soll und wird es freylich nicht bewirken, sondern Aufklärung des Verstandes, allgemeine Erleuchtung. Von jener habe ich ja selbst behauptet, daß sie den Menschen immer thierischer mache, ihn um seinen gesunden Verstand, seine gesunden Gefühle, sein gesundes Herz — um Gott und um Tugend bringe. Das Elend, die Verzweiflung die hierauf folge, hab ich gesagt, sey ein Tod durch den wir

in ein neues Leben auferstehen werden. Besinnt euch, und laßt mich endigen.

Das hauptsächlichste, so wir eingebüßt, sind Empfindungen und Neigungen, die gewiß nicht ausbleiben, wenn nur ihre Gegenstände wiederkommen. Hingegen haben wir gewonnen, wozu Jahrtausende von Erfahrung und Uebung nöthig waren. Verdunkelte Wahrheiten, Erkenntniße, Grundsätze, werden um so heller wieder hervorgehen, da eine Menge von Irrthümern und Unglücksschwangern Grillen, womit sie ehedem vermischet waren, vertilgt sind. Von den Tugenden läßt sich das nehmliche behaupten. Verschiedene Laster sind verschwunden, vermuthlich auf immer, und es sind edle, milde, billige, wohlthätige Gesinnungen gäng und gebe geworden, welche ehemals nicht im Schwange waren; wir sind der Rechtschaffenheit im Grunde näher. Auch unsre allgemeine Menschenliebe, die man so lächerlich zu machen sucht, ist kein ganz leeres Ding. So wie Familien sich in verwandte Haufen, verwandte Haufen in Dörfer, Dörfer in Städte, Städte in Völkerschaften, Völkerschaften in große Nationen, Nationen — in die ganze Welt ausgebreitet haben: so haben sich auch die Gefühle, Neigungen und Ideen ausgebreitet, und unser Interesse hat wirklich und wahrhaftig eine Richtung auf das Ganze bekommen. Ein Mensch ist als Mensch dem andern jetzt unendlich mehr als er ihm ehemals war. — Wenn man den geringen Antrieb erwägt, den die Tugend in unserm Jahr-

hundert hat, so muß man über die Anzahl würdiger Menschen die noch angetroffen werden, und über die Menge von schönen und guten Handlungen die man erfährt, in der That erstaunen. Ich kann einzelne Beyspiele in diesem Fall nicht leiden, aber an das Verhalten der Französischen Parlamente vor einigen Jahren, muß ich doch erinnern. Man vergleiche die Aufführung dieser Gesellschaften mit der Aufführung des Römischen Senats unter den Kaisern. Kurz, ich bin meines Theils überzeugt, daß keine Tugend jemals auf der Welt gewesen ist, die nicht noch hier und da, auch in unsern Tagen lebendig vorhanden wäre. Jedes ächte menschliche Gefühl liegt dem Menschen so nah, jeder guter Geist ist so willig sich eine Stätte in ihm zu bereiten, und ihm ein treuer Gast zu werden! Also noch einmal, meine Freunde, uns laßt getrost seyn und voran wandeln. Ob ich lieber in Zeiten gelebt haben möchte, wo ich vielleicht — ein Abraham hätte seyn können, oder ein Herkules, oder ein Achilles, Cleomenes, Scipio, Herrmann, Götz oder Sickingen, davon ist nicht die Frage; das will ich, und das kann ich nicht untersuchen. Aber das weiß ich, daß ich allein auf dem Platz, wo ich mich befinde, meines Daseyns in der That und in der Wahrheit froh werden kann, und daß ich kein Traumwandler seyn mag. Voran also! Wenn es schon hundertmal wahr ist, daß physisches Interesse die Seele unsers Jahrhunderts ist, wir sind dennoch auf gutem Wege. Aus dem wohlerkannten und wohlbesorgten

physischen Interesse ergiebt sich das moralische von selbst; Erde scheint gen Himmel, wie Himmel auf Erde, beyde fließen in einander. Was die höchste physische Wohlfahrt gebiert, läßt sich unwiderleglich darthun, und ihre Grundsätze sind wirklich zu einer Klarheit gediehen, die nicht lange ohne Folgen bleiben kann. Der Türgots werden mehr kommen und man wird sie nicht alle stürzen....

Stimme der Wahrheit — nicht mehr einsam an den Enden der Erde nur; die am goldenen Throne wiederhallt, daß es hinab dröhnt zu seinen Füßen und die Stelle bebt — Du vermagst auch die Herzen der Könige zu durchdringen!

Sie wird immer näher und gewaltiger kommen, und mit jenem nothwendigen Gesetze unwandelbarer Gerechtigkeit, welches alle willkührliche Gesetze aufhebt und vertilgt, allgemeinen freyen Gehorsam zu Wege bringen *).

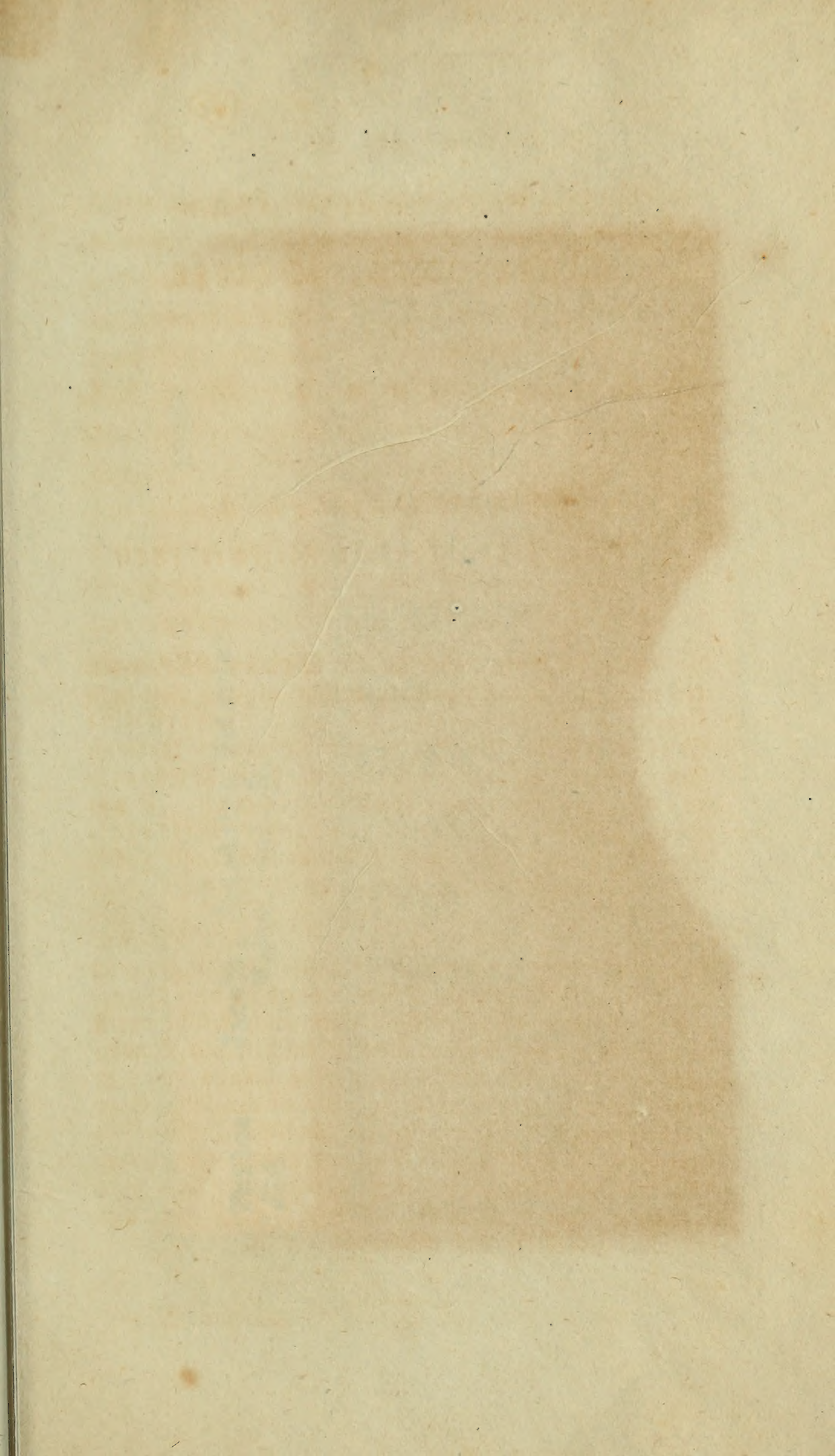
So müße, was von Sparta gesagt worden ist: das Laster sey daselbst unmöglich und die Tugend nothwendig gewesen, in einem höheren Sinne bey uns eintreffen.

*) Leute von richtigem Urtheil, sagt ein berühmter Schriftsteller, laßen sich am willigsten regieren; aber niemand haßt auch mehr als sie Gewaltthätigkeit und Knechtschaft. Schaffet aufgeklärte Völker dem Monarchen; laßet ewig Dumme dem Despoten.

Und davor brauchen wir uns nicht zu fürchten, daß wir vor lauter Gerechtigkeit und Ordnung werden dumm, feig und seellos werden, vor lauter Glückseligkeit unglücklich. Die Endlichkeit unserer Natur, die Unvollkommenheiten der Welt, lassen sich nicht überwinden, ihre wesentlichen Mängel nicht ersetzen; wir werden immer genug zu wachen und zu wirken haben. Ueberhaupt muß man Gott hiefür sorgen lassen, und es ist Raserey für den Teufel sorgen zu wollen.

Es will mir das Herz zerreißen, wenn ich Menschen so unachtsam auf das Elend sehe das sie umgiebt, wenn ich sie über Hunger, Blöße, Krankheit, Pestilenz und Krieg wegräsonniren höre, als ob es Kleinigkeiten wären; Kleinigkeiten das, wovon dem gegenwärtigen Gefühl irgend einen geringen Theil nur eine Viertelstunde lang zu ertragen, oft unmöglich scheint. — Lasset das fern von uns seyn, meine Freunde! Den wirklichen Drangsalen unserer Zeit, denen die jeder fühlt, die jeder von sich abwerfen möchte, und die Millionen unserer Mitbrüder so unerträglich ängstigen, daß sie sich krümmen und verzweifeln — denen laßt uns entgegen arbeiten! Laßt uns denen Tugenden, die wir empfinden, die wir erfahren und kennen, die sich heute, zu dieser Stunde anwenden lassen, aus allen Kräften nachjagen. — Gewiß und wahrhaftig, meine Freunde, was, so weit hergeholt, von Tugend und Glückseligkeit geschwärmt und ersonnen wird — es ist schwankend, träumerisch! Die Leute, weiß Gott! glauben sich selber nicht, zweifeln und zagen wenigstens alle Augenblicke;

fahren auf, und wissen nicht wo sie sind, bey jedem etwas starken Anstoß. — — Aber Segen und Dank dem Edeln, den dieses nicht trifft, und der — (träf' es ihn denn auch zum Theil) irgend ein ächtes, menschliches Gefühl das schlummerte, wieder aufweckt, oder, wills entschlüpfen, zurück ruft; — Preis und Ehre der ahndungsvollen Seele, welche des Sichtbaren vergessen kann, um zu leben im Unsichtbaren; die sich hingiebt und wegwirft für diese Zeit, aus so hoher göttlicher Liebe — Unsterblichkeit ihr zum Lohn und Palmen der Ewigkeit!








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 20 07 01 007 2